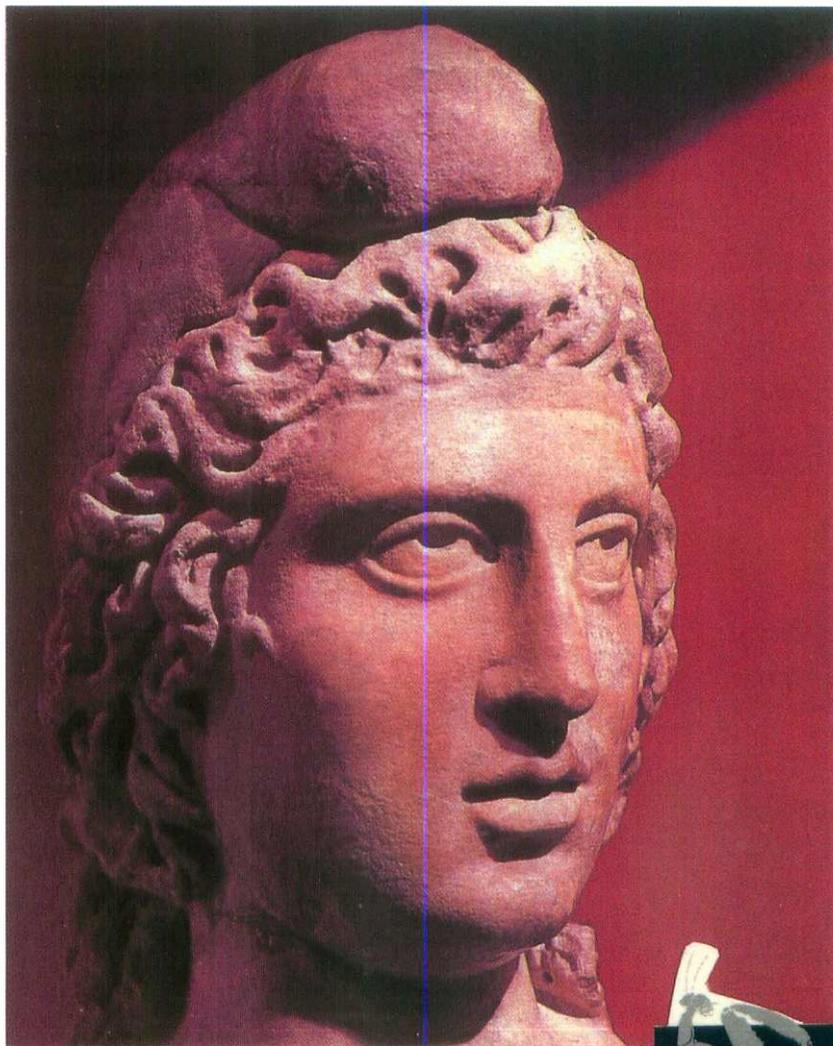


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2014



Jahrg. 26, Heft 2, August 2014, ISSN 0947-7233



Titelbild: Mithras-Kopf [Seitschek, Farbabb.-Teil]; leider macht Robert Seitschek weder hier noch bei der entsprechenden Schwarzweiß-Abbildung [81] irgendwelche Angaben zu dieser Skulptur. Zum Mithras-Artikel ab S. 407

Impressum

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

www.mantis-verlag.de

Phantomzeit

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

www.fantomzeit.de

Dazu

mit Zugang zu erweiterten Funktionen
nach Anmeldung über

www.chrono-rekonstruktion.de

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € überweisen oder bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2014 verschickt.

Frühere Hefte können, zum Teil auch vor 2000, einzeln nachgeliefert werden.

Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: 2000-2002 je 22,- ; 2003-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,- , 2009-2013 zu 40,- €. Inlandspporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag

IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

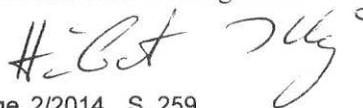
Jg. 26, Heft 2
August 2014

Editorial

Erstaunlich, wie ein 1.200 Jahre altes Phantom die Menschen der Gegenwart zu allen möglichen Aktionen anregt: Ausstellungen, Vorträge, Events, Besichtigungstouren – und alles findet Zuhörer und Zuschauer. So gesehen ist die Fabrikation dieses Phantoms geradezu als ein 'Muss' zu werten. Und das gilt von Paris bis Wien und von Müstair bis Greifswald, oder alphabetisch von A wie Aachen bis Z wie Zürich. Bei dieser millionenfachen Aufmerksamkeit darf es allerdings erstaunen, wie selten versucht wird, einen auch nur halbwegs kritischen Blick auf das karlsbunte Treiben zu werfen. Dabei würde er so gut zu der gerade von 'Karl' angeblich so energisch betriebenen Renovatio und vor allem Correctio passen.

Die Texte für die Zeitschrift werden zwangsläufig zum Großteil mit heißer Nadel gestrickt und auf Kante genäht, dräut doch der Abgabetermin bei der Druckerei. Wenn dann 'schnell mal' eine Satzkonstruktionen geändert wird, passiert es allzu leicht, dass irgendeine Konsequenz auf die begleitenden Haupt- und Nebensätze übersehen wird. Und natürlich können sich auch genügend andere Fehler einschleichen. Es muss ja nicht gleich soweit kommen, wie es Hermann Unterstöger in seinem wöchentlichen *Sprachlabor* [SZ, 19. 07.] geschildert hat. Da wird ein Privatier mit der Aussage zitiert, an Pfingsten sei „eine der drei Faltigkeiten, und zwar der Heilige Geist, in den Himmel hochgestiegen“. Ein zuarbeitender Sprachlaborant kommentierte dies mit einer anderen überreifen Lese Frucht: „Es singen Theo Adam, Hans Sotin, Alter Nierend.“ So schlimm mag es in diesem Periodikum selten zugehen, zumindest hätte hier der Hl. Geist an Pfingsten „wie ein Tosen vom Himmel“ herniederfahren und sich wie feurige Zungen verteilen dürfen [Apg 2:2-4]. Da der Druckfehlerteufel nie schläft, ist es gut und dankenswert, wenn ein Unbeteiligter wie Claus Carstens, Hamburg, mit kompetentem Blick wenigstens jene Texte liest, bei denen noch die Zeit zu einer Prüfung bleibt.

Deshalb wünscht ein möglichst ungetrübtes Lesevergnügen

 22. 07.

Neues zu Aachens Pfalz

Aus örtlichen Quellen destilliert von Heribert Illig

Bauforschung

Über Aachens kulturelle Schätze wird ein voluminöses Buch nach dem anderen publiziert. Besonderes Gewicht hat der 611 Seiten starke Band des großen, von Stadtarchivar Dr. THOMAS R. KRAUS herausgegebenen Werks: *Aachen · Von den Anfängen bis zur Gegenwart* 2. Band: *Karolinger – Ottonen – Salier · 765–1137*. Als Autoren waren, in alphabetischer Reihenfolge, die Wissenschaftler Franz-Reiner Erkens, Judith Ley, Dietrich Lohrmann, Harald Müller, Frank Pohle, Sebastian Ristow und Stadtarchäologe Andreas Schaub beteiligt. Mit den im Juni erschienenen drei Ausstellungskatalogen tritt eine zweite Publikation mit 1.104 Seiten neben ihn [AA1-3]. Nachdem Prof. Dr. Frank Pohle wie etliche seiner Autoren bereits bei dem ersten, 'zielgenaueren' Buch beteiligt waren – dort als Autor übergegangen [Kraus, 611] –, wird primär auf dieses zurückgegriffen, aber die Weiterungen aus seitdem sechs Monaten Forschung werden beachtet.

Die detaillierten Ausführungen erbringen eine verbesserte Bauabfolge beim Aachener Zentrum. Bislang ging man davon aus, dass über den Resten römischer Thermen eine Kapelle Pippins d. J. stand, deren Platz vom karolingischen Oktogon eingenommen worden ist. Dazu gibt es jetzt neue Ergebnisse, die außerdem mit altvertrauten Fehlurteilen aufräumen wollen:

„Dabei spielte die Auseinandersetzung der Grabungsleiter mit Interpretationen von Schriftquellen der karolingischen und nachkarolingischen Zeit eine wichtige Rolle, denn sie neigten vielfach dazu, ihre Befunde nach den Erkenntnissen mediävistischer Forschung zu deuten. Mitunter wurden Befunde, die zunächst nicht in das aus den Quellen gewonnene Bild passten, gewaltsam umgedeutet und so lange interpretiert, bis Stimmigkeit gegeben war. [...]

In vielen Fällen kann nicht mehr gesagt werden, was einen Ausgräber dazu veranlasst hat, eine Mauer oder ein Gefäß als karolingisch, merowingisch oder fränkisch einzustufen, da die Dokumentationen vielfach unzulänglich oder die Ansprachen ohne Begründung überliefert sind. Erschwerend kam hinzu, dass die ältere Forschung dazu neigte, karolingisch und karlszeitlich gleichzusetzen.“ [Pohle in Kraus, 15]

Bei dieser selbstkritischen Einstellung kann auch unser Blick mit größerer Schärfe und Objektivität die einzelnen Ergebnisse prüfen und koordinieren.

Römische Zeit

Als Besonderheit Aachens ist sein römischer Straßenplan nicht nach den vier Himmelsrichtungen ausgerichtet, sondern um 39° von Nord nach Ost gedreht. Hier gab die Fernstraße, die zwischen Maastricht und Köln über den Höhenzug des Markthügels lief, die Orientierung [Ley in Kraus, 176].

Nach den Zerstörungen durch Germanen im Jahr 275 sind mindestens noch zwei spätrömische Bauphasen belegt [Schaub in Kraus, 47]. Im 4. und frühen 5. Jh. wurden innerhalb der intakten kleinstädtischen Struktur Umbauarbeiten an den Thermen am Büchel vorgenommen, woraus Badebetrieb erschlossen wird. Nördlich davon wurde Ende des 4. Jh. „ein aufwändig mit Fußbodenheizung und Marmorausstattung versehenes Gebäude völlig neu errichtet“; außerdem werden funktionierende Handelsrouten durch importiertes Tafelgeschirr belegt [ebd. 43]. Demnach ist das Gemeinwesen damals noch weitgehend intakt und nicht (durchwegs) verarmt.

Spezielle Betrachtung (s.u.) verdient die Ende des 3. oder im 4. Jh. [ebd. 43] gebaute *Wehrmauer* – zunächst ungeklärt, ob zum Schutz der Stadt oder eines Kastells auf dem Markthügel [Schaub in Kraus, 45], doch mittlerweile von Ristow klar als „*burgus*“, als „Rest einer spätantiken Wehranlage“ bezeichnet [AA2, 230]. Sie maß ca. 8 m in der Höhe, mehr als 4,60 m in der Breite, der vor ihr laufende Graben spannte sich ca. 6 m. Beide liefen direkt vor der Aula (heute Rathaus) auf der Seite der Pfalzkirche [ebd.].

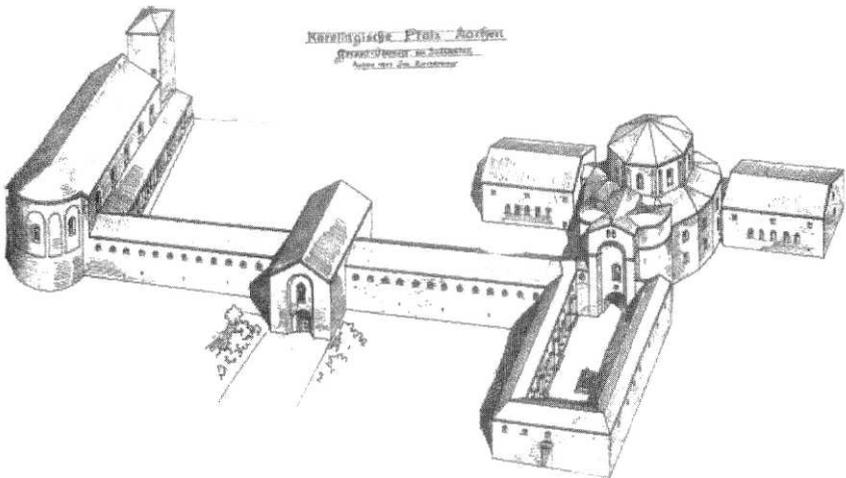
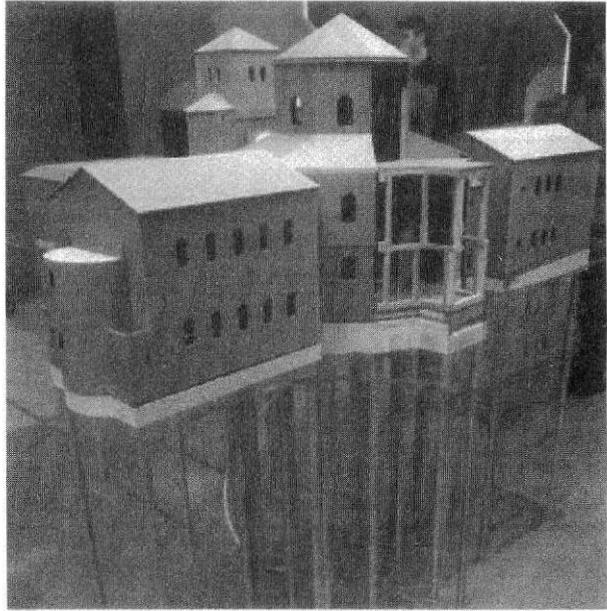
Merowingische Zeit

Auf dem Gelände der Pfalzkirche entstand zu Anfang des 8. Jh. ein *Friedhof*, drei seiner Bestattungen wurden unterm Oktogon gefunden. Auf diesem Niveau sind bauliche Strukturen errichtet worden, die als Mauern und als Altar gedeutet werden [Schaub in Kraus, 47]. Lange hat man sie einer ersten Pfalz von Karls Vater Pippin d. J. zugerechnet, weil es für 765/66 Berichte gibt, wonach er 103 Tage in Aachen verbracht habe [Müller in Kraus, 56]. Zu ihr habe eine Kapelle gehört, die heute unterm Oktogon liegt. Tatsächlich ist von dieser *‘Kapelle’*, heute *Apsidenbau* benannt [Ristow in Kraus, 121] kein aufgehendes Mauerwerk erhalten, die Grabungsbefunde geben „kaum Anhaltspunkte“ [Pohle in Kraus, 37]. Ein Blick auf die Pläne zeigt, dass die hier rekonstruierbare halbbrunde Apsis *über* den Römermauern errichtet wurde, aber noch entsprechend römischer Orientierung und Stadtplanung.

Karlszeit

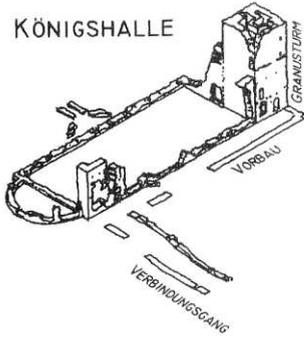
Es folgen die dem großen Karl zugeschriebenen Bauten (vgl. Abb. S. 262):

1. Phase: Zu ihr gehören die *Nordbasilika* (bisher *Nordannex*; bei Kraus findet sich die neue Bezeichnung nur im Bauphasenplan [Kraus, 120]) und der

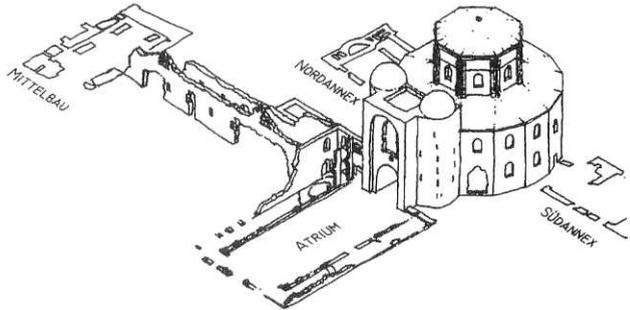


Das neue Pfalzmodell steht über einem metallenen Grundriss; Bilder werden aber noch nicht mit der endgültigen Bemalung und Ausstattung veröffentlicht [dpa]. / Die Rekonstruktion aus der Zeit vor Ende des Zweiten Weltkriegs, vermutlich durch Dombaumeister Josef Buchkremer, ist im Grundsätzlichen allenfalls wegen des sog. Mittelbaus zu kritisieren [Maintz].

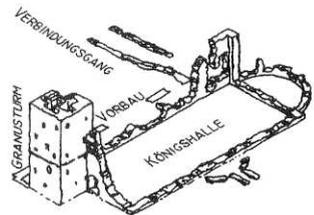
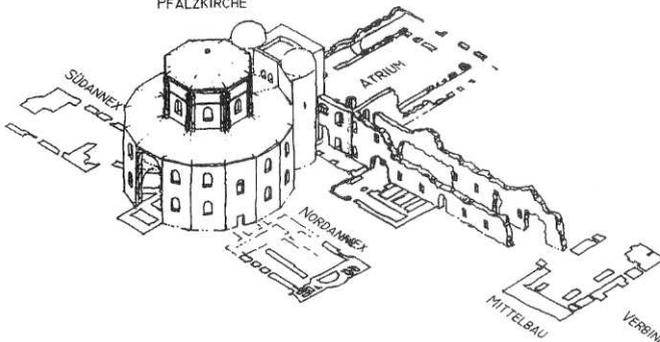
KÖNIGSHALLE



MARIENKIRCHE
PFALZKIRCHE



PFALZKIRCHE



„Erhaltener karolingerzeitlicher Baubestand der Kernpfalz Aachen · Entwurf: Judith Ley, Zeichnung: Frédéric Schnee“ [Kraus, 117]

bald zerstörte *Südwestbau*. Beide verfehlen die Nord-Süd-Richtung um 4°; sie rangieren zeitlich knapp vor der großen, nächsten Phase.

2. Phase: Nun gilt die exakte Nord-Süd-Ost-West-Orientierung für *Pfalzkirche, Südannex, Atrium* und die anschließend oder fast gleichzeitig gebaute *Aula* samt *Granusturm*. Dank der Forschungen der letzten Jahre ist Aachen überzeugt davon, die Pfalzkirche sei nicht vor 793 begonnen worden, wäre im Sommer 798 als Rohbau nutzbar und sicher vor 813 vollendet gewesen [AA3, 99; Schaub in Kraus, 151 f.]. *Aula* und Verbindungsgang sind wohl wenige Jahre später als die Kirche begonnen, der Granusturm ist zu Lebzeiten Karls nicht fertig geworden [Kraus, 122, 152; AA2, 230].

3. Phase: Aufgrund naturwissenschaftlicher Datierungen ist der große *Mittelbau* erst in der 2. Hälfte des 9. Jh. eingefügt worden [ebd. 157].

Kommentar: Jedes dieser Bauwerke weist andere Spezifika und damit auch Probleme auf. So war der sog. *Nordannex* falsch benannt, weil er nicht mit der Pfalzkirche, sondern vor ihr gebaut worden ist. Er ist eine *Basilika*: dreischiffig mit erhöhtem Mittelteil und einer auch außen sichtbaren Stirnapsis. Weil bereits unterm Oktogon eine ältere Kapelle vermutet wird, darf es sich um keine Kirche handeln; der Bau wird lieber als Bibliothek oder Skriptorium bezeichnet. Dabei wäre für Schreiber zumindest der höhere Mittelteil unpraktisch, weil in Tischhöhe schlechter beleuchtet und kälter. Da seine Ostwand noch bis ins 19. Jh. stand, ist dank einer Fotografie zu erkennen [Kraus, 132], dass dieser Mauerteil anders, 'primitiver' als das Oktogon gemauert ist. Die Mittelhöhe der Basilika ist belegt, weil eine der Türen mit Bronzeflügeln von der Empore des Sechzehnecks zum Nordannex hinüberführte.

Der *Südwestbau* lag nördlich des Kirchenwestbaus, war ca. 12,50 m breit, durch Quermauern unterteilt. Ihm ist keine Funktion zuzuweisen, da er beim Bau des Verbindungsgangs im Westen zerstört wurde [Ley in Kraus, 133].

Der mit dem Apsidenbau zeitgleiche *Südannex* wird als Sakristei angesprochen. Das muss verwundern, weil er keinen direkten ebenerdigen Zugang zur Pfalzkirche hatte [vgl. Abb. bei Kraus, 120].

Das *Atrium* ist bald nach seiner Erbauung in einer zweiten Bauphase mit Arkadenstellungen versehen worden. Dem heutigen, etwa gleich großen Domhof fehlt nur die 4,25 m tiefe Arkadenhalle im Westen [ebd. 131].

Die einstige *Aula* wird häufig mit dem heutigen Rathaus gleichgesetzt. Tatsächlich handelt es sich bei ihm um einen gotischen Neubau auf älteren Fundamenten, die stärker ausgelegt waren, als für den Neubau (1330–1349) notwendig. Für den Vorgänger lässt das an die schwere Massenbauweise der Romanik denken. Wie jüngste Untersuchungsergebnisse belegen, liegt die Oberkante des alten Fundaments bis zu 2,30 m unter der Lauffebene der

Gotik. Deshalb muss der Marktplatz nach Bau der Aula um diese Höhendifferenz aufgeschüttet worden sein [Hinrichs]. Die Archäologen sprechen heute flapsig von einer „Mehrzweckhalle“ mit westlicher Apsis, da es sich um Thron- und Speisesaal zugleich gehandelt haben könnte [Kraus, 270]. Zwei Anfügungen sind strittig geworden: Die nördliche Apsis könnte auch erst später angefügt sein, die südliche Apsis nie existiert haben [AA2, 236].

Zur Aula gehören auch der halbrunde Marienturm und der rechteckige Granusturm. Am *Marienturm* sind romanische Strukturen erkannt worden [Pohle in Kraus, 396; Hinrichs], die jetzt für eine deutliche Verjüngung sprechen (Josef Buchkremer hat sie „irrtümlich“ 1925 ins erste Aachener Modell aufgenommen [AA1, 186]). Der *Granusturm* gehört bis zu einer Höhe von 20 m zur Bauphase der Aula und ist im 14. Jh. um 14 m erhöht worden. Er wirft besonders viele Rätsel auf. Denn er enthält ein Treppenhaus, das so kaum bezeichnet werden kann. Die Treppe wechselt mehrmals die Richtung, weshalb die von ihr umschlossenen Binnenräume beim Aufstieg durchquert werden müssen. Alle diese Räume sind gewölbt, aber kaum belichtet und dementsprechend schwer nutzbar gewesen. Wie man auf nachfolgendes Urteil kommen kann, ist kaum nachvollziehbar:

„In seiner Struktur ähnelt er repräsentativen byzantinischen Treppenhäusern, einem Bautyp, der im Mittelalter zu Gunsten der Freitreppe wieder aufgegeben wurde“ [Kraus, 271].

Was mag hier repräsentativ gewesen sein? Dunkel bleibt auch, warum schon zur Karolingerzeit ein Turm angefügt gewesen wäre, denn Kirchtürme sind erst ab dem späten 10. Jh. gebaut worden, Türme an Profangebäuden noch später, wie etwa die Geschlechtertürme in der Regensburger Altstadt bezeugen, die ab dem frühen 12. Jh. entstanden [HLB → Geschlechtertürme]. In diesem Turm hat Karl der Große auch für die herrschende Lehre mit Sicherheit nie gewohnt [Kraus, 271], verweisen doch Holzdatierungen auf die zweite Hälfte des 9. Jh. [Kraus, 272].

Mauerausparungen erlauben es, entlang von Turm und Aula einen vorgelegten Gang, den *nördlichen Verbindungsgang* zu rekonstruieren [Ley in Kraus, 138]. Er muss fast auf dem Fundament der römischen Wehrmauer errichtet worden sein.

Auch der 127 m lange nord-südliche *Verbindungsgang* ist in seiner Funktion nicht klar zu erkennen. Da er doppelstöckig angelegt und der untere Gang gewölbt war, will man Warteräume vermuten, in denen sich Gesandtschaften oder fränkische Besucher aufhielten, bevor sie in der Aula zugelassen wurden [ebd. 270].

Am rätselhaftesten ist die heute *Mittelbau* genannte Einfügung in den Gang: ein mächtiges Bauwerk von ca. 450 m² Grundfläche, mit einem Außen-

fundament in Breiten zwischen 2,44 und 4,90 m [Kraus, 369]. Teile dieses Fundaments waren sogar breiter angelegt als die der Pfalzkirche; das kann bislang nicht motiviert werden [Kraus, 141, 369]. Früher war von Torbau die Rede, doch die Archäologen haben klargestellt, dass eine Durchfahrt nie möglich gewesen ist. Bei einem solchen Fundament wäre ein mehrstöckiger Bau zu erwarten, aber für die Karolingerzeit kann kein entsprechendes Bauwerk motiviert werden. Da erst nach Karls Tod errichtet, kann die Karlsfamilie hier nicht gewohnt haben. So bleibt der Kaiser unbehaust.

Aber vielleicht hielt er sich – um ein wenig über Horst Bredekamp hinauszugehen – als „schwimmender Souverän“ ständig im Wasser auf? [vgl. Illig 2014] Doch haben die karolingischen Thermen einen schweren Stand. Stadtkonservator Leo Hugot entwickelte 1964/65 ein ‘aktives’ Pfalzmodell: „Es band [...] das Modell den Badebezirk am Büchel an und rekonstruierte [...] das karolingische Badehaus“ [AA1, 188], dazu „ein großes, von Arkaden gesäumtes (imaginäres) Freibad über teilergrabenen römischen Grundrissen“ [AA2, 224]. Bei seinem Modell von 1981 ließ er den Badebezirk weg; nach seinem Tod fügte das *Stadtgeschichtliche Museum* einen Teil als „erkennbares Addendum“ wieder an [AA1, 189]. Das heuer präsentierte Modell verzichtet auf archäologisch Unnachweisbares und folglich auf die karolingischen Thermen.

Neues zur Aachens Pfalzkirche

Der wunderbare Bau steht auf von West nach Ost abfallendem Gelände, weshalb der Ostteil bis zu 2,5 m aufgehende Mauern erhielt, die mit Erde und Schutt aufgefüllt worden sind. Im Süden stehen die *Fundamente* auf Fels, im Norden im Löss, der an einem Oktogonpfeiler wegen Feuchtigkeit eine Eichenpfahlgründung erhielt [AA2, 367; Kraus, 148]. Dazwischen liegen auch römische Überreste einer Therme.

Nachdem Aachen mehrere Jahrhunderte lang erfolglos nach dem unterirdischen *Karlgrab* gesucht hat, sucht man sein Heil in einem oberirdischen Aufbau. Dies wird möglich, indem jetzt die Berichte des 11. Jh. über die Graböffnung durch Otto III. unter die „fiktionalen Erzählungen“ eingereiht werden, womit sie keine „Aussagen über tatsächliche Sachverhalte“ enthalten können [AA2, 385].

„Bayer legt sich fest auf ein Nischengrab – bestehend aus dem Proserpina-Sarkophag (heute in der Domschatzkammer) und einem darüber gemauerten Bogen – im Südost-Joch des 16-Ecks des Domes“ [J/P].

Diese Kombination gab es bis 1788 im Dom und wurde als *Karlsmemorie* bezeichnet. Doch sie hat zwei Nachteile: Niemand weiß, wann sie errichtet worden ist, und gerade der Proserpina-Sarkophag wird in den zeitgenössischen Quellen, allen voran Einhard, *nicht* genannt; niemand weiß, wann er

nach Aachen gebracht worden ist. Beim Thron wird ein derartiger logischer Bruch nicht hingenommen (s.u.), hier aber mit Freuden, um geschmeidig von dem unauffindbaren Boden-Grab zu einer oberirdischen Bestattung wechseln zu können. Die unterirdische Bestattung ist für Clemens M. M. Bayer durch die Grabungen von Andreas Schaub „ganz eindeutig“ widerlegt; der schon mehrmals über Karl gestrauchelte Max Kerner hält sich ein Hintertürchen offen und nennt sie „eher unwahrscheinlich“ [J/P].

Der *Quadriga-Stoff*, 1999 im Vorfeld der Ausstellung von Stiegemann und Wemhoff als Leichentuch Karls bezeichnet, ist schon im Katalog von diesem Ruch befreit worden [vgl. Illig 1999, 404]. In Aachen, das den Stoff in der Domschatzkammer hütet, wird er zum Stoff der Kreisquadratur, zeugt er doch gerade mangels Stringenz besonders stringent für ein Kaisergeschenk:

„Traditionell wurde diese Seide als byzantinische Schenkung an Karl den Großen gesehen, obwohl keine Quelle dies erwähnt und der Quadrigastoff auch nicht nachweislich im Karlsschrein aufgefunden wurde. Dennoch spricht einiges für die Überlieferung. Es handelt sich also um ein kaiserliches Geschenk“ [AA1, 255].

Auf diesem Satz von Monica Paredis-Vroon ließe sich eine nichtklassische Logik gründen, die damals entstehende sog. karlische Logik.

„Und mehr als das. Denn auch die Wiedergeburt des logischen, überprüf-
baren Regeln unterworfenen Denkens ereignete sich am Hof Karls des Großen“ [AA2, 282].

Auf der Empore steht der berühmte *Thron*, an dem jetzt stört, dass er erst in ottonischen Quellen, für 936, genannt wird. Nach Harald Müller und Kerner hat sich auch Bayer gegen einen Karlsthron ausgesprochen, doch er zieht daraus einen verblüffenden, da ungedeckten Schluss: „Sicher ist, dass der Thron aus karolingischer Zeit stammt“ [J/P]. Schüttes Argumente für einen Hochsitz um 800 stören ihn nicht: „Sven Schütte soll sein [seit 14 Jahren; HI] angekündigtes Buch vorlegen, dann kann man weiter diskutieren“ [J/P]. Wie den *Zeitensprünge*-Lesern bekannt, hat Schütte die Datierung auf 800 ungewollt als höchst unprofessionell dargestellt: „Statistiker rüttelten die Kurven – und siehe da: Der große Karl darf wieder Platz nehmen“ [vgl. Illig 2001, 520].

Von den vier *Eisenankern* im Kuppelansatz ist bekannt, dass sie nicht später eingebaut worden sein können. Da sie aus zwingenden technischen Gründen nicht vor 1100 geschmiedet worden sein können, muss der Bau um mindestens 300 Jahre verjüngt werden [vgl. Illig 2013]. In Aachen hat man sich jedoch entschlossen, dem Dombaumeister zu folgen, der messerscharf und eisenhart folgert, damit sei nachgewiesen, dass die Karolinger 795 bereits schwere Eisenanker schmieden konnten. Diese Notlüge hat sich bislang behauptet. Wir begegnen ihr abgeschwächt bei Judith Ley:

„Gleichzeitig wurden in Aachen hochqualifizierte Handwerker aus unterschiedlichen Gewerken zusammengezogen, die verschiedene antike Techniken beherrschten. Die Arbeit der Steinmetze, Maurer und Zimmerleute ist bereits durch die Beobachtungen an den Bauten selbst gewürdigt worden. Fragen hinsichtlich des Schmiedeprozesses werfen die besonders harten eisernen Ringanker auf“ [Ley bei Kraus, 186].

Notlüge insofern, als mit keiner antiken Technik solche Eisenanker geschmiedet werden konnten und folglich auch nirgends Handwerker aufzutreiben waren, die eine revolutionäre Methode beherrscht hätten. Mittlerweile stellt sich das Problem für Ulrike Heckner etwas anders dar:

„Alle Eisenanker sind in den karolingischen Mörtel eingebettet und gehören zweifelsfrei der Erbauungszeit an. Das Eisen wurde im Rennofenverfahren gewonnen und ist sehr gut geschmiedet. [...]

Die Eisenanker am karolingischen Bau des Aachener Doms sind seit den Restaurierungen im 19. Jahrhundert bekannt. In die wissenschaftliche Literatur zur Entwicklung historischer Bautechniken hat dieses einzigartige Beispiel einer Eisenkonstruktion aus dem späten 8. Jahrhundert aber bisher kaum Eingang gefunden. Neue statische Berechnungen belegen, dass die beiden Hauptanker des Oktogons präzise dimensioniert und positioniert sind. Es ist rätselhaft, woher die karolingischen Baumeister ihre hoch entwickelten Kenntnisse bezogen haben. Generelle Verweise auf römische oder byzantinische Bautechnik bleiben vage, solange kein Bauwerk benannt werden kann, das eine vergleichbare Ringverankerung besitzt. Der Aachener Zentralbau kann daher bisher seine Stellung als frühestes bekanntes Beispiel einer Eisenringverankerung behaupten. Die Technik ist allerdings so ausgefeilt und professionell angewendet, dass sie nicht ohne Voraussetzungen entstanden sein kann“ [AA2, 362].

Aachen braucht also dringend einen Vorläufer: für die Konstruktion wie für die Schmiedetechnik. Römische Zivilisation ist lange genug durchforstet worden. Solange sich die Forscher weigern, die Vorläufer im späten 11. Jh. und um 1100 zu suchen, werden sie nicht fündig werden.

Auch bei der ursprünglichen *Dekoration der Kuppel* gibt es noch Probleme. Denn in der Ausstellung zeigt man 124 goldene und 30 blaugrüne Mosaiksteine, ein halbes Promille des Bestandes an „karolingerzeitlichen Glasmosaiksteinen“ [AA1, 105], dessen Größe auch daran erkennbar ist, dass separat weitere 81 Steinchen gezeigt werden [AA1, 181, 250 f.]. Für die lokalen Forscher sind sie karolingerzeitlich, weil sie mit den „mutmaßlich karolingerzeitlichen Glasproduktionsreste[n] von drei verschiedenen Fundstellen im direkten Umfeld der Pfalz“ weitgehend übereinstimmen [ebd.]. Deswegen wird davon ausgegangen, dass schon beim Bau selbst das Kuppelmosaik gelegt

worden ist, obwohl eine Dissertation darauf hinweist, dass diese Mosaik e auch erst zu Beginn der Barbarossa-Zeit gelegt worden sein könnten [Wehling 1995], da erstmals 1166 auf sie Bezug genommen wird [AA1, 181]. Es gibt auch eine 'mittlere' Einschätzung:

„Um den Bau nutzen zu können, hatte man ihn nach kürzester Bauzeit eingerichtet und wohl auch zunächst mit Fresken ausgemalt, denen später Mosaiken gefolgt sind“ [Ristow in Kraus, 122].

Nachdem es keine Kleinigkeit ist, ein 30 m hohes Arbeitsgerüst in einer fertigen Kirche mit ihren empfindlichen Baugliedern zu errichten, muss ernsthaft gefragt werden, ob sich das die Karolinger zugemutet haben.

Im Übrigen ist festzuhalten, dass nach der jüngsten Untersuchung durch Ulrike Heckner [2012] der Pfalzkirche ein *Fußmaß* von 32,24 cm und eine klare, einfache und elegante *Konstruktion* zugrunde liegt. Dieses Maß kommt dem Pariser Königsfuß von 32,48 cm deutlich näher als dem karolingischen Fuß von 33,29 cm. Der Königsfuß wurde aber erst im Hochmittelalter benutzt [Ley in Kraus, 237-239] – ein weiterer Hinweis auf einen Bau des 12. Jh.

Abschließend sorgen die karolingerzeitlichen *Bezeichnungen der Aachener Bauten* für ein malizöses Lächeln. Denn eine Konkordanz bei Kraus [408] offenbart, dass mit zwei Ausnahmen kein einziger Bau „präzise bezeichnet“ wird. Da sind Granusturm, Mittelbau, Nebengang oder Südwestbau „nicht identifizierbar“, andere Bauteile tragen Fragezeichen, als hätten die Schreiber nicht gekannt, was sie beschreiben sollten. Die Bezeichnungen für Pfalzkirche und Aula (Königshalle) wirken austauschbar und vage: Die *Pfalz-kirche* wird genannt „aula, basilica, ecclesia (sanctae mariae), capella, templum, oratorium, monasterium (auch die Kirche umfassend)“ – die beiden ersten Benennungen sind grob irreführend. Und die *Königshalle*? „unsicher – wohl regia, palatium (was beides aber auch die Gesamtpfalz meinen kann); basilica humana (Notker)“ [ebd.]. Nur der erst 912 gestorben sein sollende Notker Balbulus verwendet eine halbwegs richtige Bezeichnung, allerdings fehlen für eine Basilika die beiden Seitenschiffe. Offenbar kannte keiner der karolingischen Schreiber die Aachener Pfalz.

Die römische Wehrmauer

Ebenso wichtig wie alle Details der Pfalzanlage ist ein im herrschenden Bild verquerer Befund. Die Römer haben nach 275, als Germanen u.a. die Thermen auf dem Markt zerstört hatten, den Markthügel schwer befestigt: Eine mehr als 4,60 m breite und 8 m hohe Mauer, vor ihr ein 6 m breiter Wehrgraben [Kraus, 45; Hautermans]. Die Datierung wird durch 12 Münzen aus der Brandschicht gestützt [Kraus, 43].

„Der befestigte Markthügel diente danach wohl als Fluchtburg. Errichtet wurde die Mauer aus wiederverwendeten Steinen“ [Hautermans].

Der Graben wurde im mittleren 5. Jh. verfüllt, wie eine spätantik-frühchristliche Sigillata-Scherbe belegt [Kraus, 45; AA2, 230]. Für das Verfüllen

„ist eine nennenswerte Anzahl von hier lebenden Menschen vorauszusetzen, die diese Leistung umsetzen konnten. Man muss davon ausgehen, dass man solche umfangreichen Arbeiten nur mit der Intention neuer Nutzungskonzepte in Angriff nahm. Man hatte also vor, auch über die Mitte des 5. Jahrhunderts hinaus weiterhin am Ort zu bleiben“ [Kraus, 45].

Auch dieser Befund bestärkt die Forschung mittlerweile darin, dass es zwischen römischer Siedlung und frühmittelalterlicher Nutzung Siedlungskontinuität gegeben hat [Kraus, 42]. Aber es

„scheinen zumindest die bisher westlich des Rathauses und in der Krämerstraße nachgewiesenen Teile der Wehrmauer noch bis in das hohe Mittelalter aufrecht gestanden zu haben“ [Kraus, 45].

(Die Krämerstraße beginnt an der Ostseite des Rathauses und läuft zum Domchorhaupt.) Da durch jüngste Grabungen an der Westseite der Aula nachgewiesen ist, dass das Niveau von Aula und Marktplatz beim Bau der Aula „gut zwei Meter“ tiefer lag als heute, wie Monika Krücken als Leiterin des Denkmalamts konstatierte [Hinrichs], wirkte die Mauer umso imposanter [Hautermans]. Aber warum blieb sie stehen, obwohl sie störend im Weg stand?

„Wahrscheinlich, so vermutet Stadtarchäologe Andreas Schaub, weil der Frankenkönig mit dieser für die damalige Zeit gewaltigen Mauer Eindruck machen wollte, etwa auf Gesandte aus Sachsen“ [Hautermans].

Mitten im karolingischen Ensemble eine nutzlos gewordene römische Wehrmauer als Raumteiler zwischen Kirche und Aula; ausgerechnet dort, wo man einen freien Platz mutmaßen möchte? In einem Computer-Modell fehlt die Mauer nur direkt vor Aula und Granusturm, abgetragen für den nördlichen Verbindungsgang [Hautermans]. Es wäre deutlich einfacher gewesen, die Aula in einer gewissen Entfernung von der Wehrmauer zu bauen, ob näher an der Kirche oder etwas weiter auf dem Hügel. Denn bereits die Aula-Apsis wäre von der Riesenmauer verdeckt gewesen. Und das ließ man bis ins 12. Jh. stehen, um zum Königsgeschlecht avancierten Sachsen zu imponieren?

Das für die Ausstellungen von 2014 gebaute Pfalzmodell lässt diese mächtige Wehrmauer einfach weg, wohl weil sie das Ensemble aus Aula, Verbindungsgang, Mittelbau und Pfalzkirche allzu sehr beeinträchtigen würde. Sie fehlt auch im derzeit besten Pfalzplan [Kraus, 120; AA2, 227]. Insofern entspricht auch das neue Modell nicht 'karolingischer' Realität: Die Mauer entstammt zwar nicht der Karolingerzeit, hätte aber die karolingische Gegenwart maßgeblich geprägt.

Die Aula hatte ein Fundament, das „mit etwa 2,40 Metern Breite rund 80 Zentimeter mächtiger ist als die Grundmauern des »neuen« Rathauses, die darauf errichtet wurden“ [Hinrichs]. Weil das gotische Rathaus erst ab 1330 hochgezogen worden ist, bleibt aus hier vertretener Sicht Zeit genug für einen romanischen Bau, der zeitgleich mit der Beseitigung der Wehrmauer nach 1100 errichtet wurde. Die Spolien im Fundament und in den aufgehenden Mauern des heutigen Rathausbaus sind noch zu untersuchen:

„Die Forscher wollen auch das Mauerwerk unter die Lupe nehmen, um dessen offenbar im romanischen Stil gehaltene Bogenstrukturen zu analysieren“ [Hinrichs].

„... auch wenn sich gerade am Marienurm noch heute ganz offensichtlich Mauerwerk abzeichnet, das nur aus romanischer Zeit stammen kann, ist es weder eindeutig datiert noch kontextualisiert“ [Kraus, 396].

Die Bogenstrukturen sind „offenbar“ gut erkennbar, aber mit einem karolingischen Bau nicht zu vereinen. Sie bestätigen das hier entwickelte Zeitgerüst. Das wiederum gibt dem ab 1100 in Aachen zu konstatierenden Bauboom (s.u.) sein Zentrum.

Auf dem Markthügel ist nach Verfüllen des Wehrgrabens und der damit verbundenen Aufgabe der spätrömischen Wehranlage ein Friedhof angelegt worden, der bis in spätmehringische Zeit belegt worden ist [Kraus, 45]. Er wäre sehr schnell mit der Aula überbaut worden. Aus christlichen Pietätsgründen wäre dem Friedhof eine längere Ruhephase zu gönnen, die im hier präzentierten Schema bis ins 11. Jh. reicht.

Aachen um 800 – ein Phantom

Rings um die Pfalz aber hat sicher der Bär gesteppt, stand doch sogar sein bronzenes Konterfei in der Pfalzkirche? Mitnichten. Die Grabungen der letzten Jahre bestätigen, dass Aachen grosso modo zwischen 800 und 1100 als nennenswertes Gemeinwesen nicht existiert hat.

„Zwar hat die Stadtarchäologie in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht und konnte karolingisches Leben an vielen Orten im innerstädtischen Bereich nachweisen, eine genaue Vorstellung davon, wie das damaligen Aachen jenseits von Königshalle und Marienkirche aussah, besitzen wir jedoch noch nicht“ [Müller in Kraus, 311].

„Wo sich der Marktplatz für den Umschlag der Grundnahrungsmittel wie der außergewöhnlicheren Güter befand, ist offen. [...] wobei] der Markt zugleich die öffentliche Mitte der Siedlung war [...] Auch die eng mit dem Markt verknüpfte Münzprägestätte bleibt im Dunkel“ [ebd. 317].

„Die Siedlung bei der Pfalz, für die sich der Begriff des *vicus* eingebürgert hat, bleibt in ihrer Bausubstanz **beinahe ein Phantom**“ [ebd. 318; Hvhg. III].

„Die Existenz des *vicus* als von der Kernpfalz gesondert wahrnehmbarer Bereich ist nicht zu bezweifeln, seine konkrete Gestalt bleibt aber aus historischer wie archäologischer Perspektive recht vage“ [Müller in Kraus, 336].

„Bemerkenswert ist der fehlende Nachweis »dorfüblicher« Handwerke. [...] Ungewöhnlich scheint auch der Umstand, dass trotz langjähriger archäologischer Grabungen insgesamt nur zwei karolingerzeitliche Münzen aus Aachen bekannt sind (Dom und Neupforte)“ [Schaub in Kraus, 330].

„Wo die Amtleute, Bediensteten und Gäste des Hofes, die Handwerker, Kaufleute, Knechte, Mägde und Tagelöhner wohnten, bleibt genauso im Dunkel wie die Lage der von der herrscherlichen Familie bewohnten Gemächer“ [Müller in Kraus, 335].

In einem ungunstigen Verschnitt aus schriftlichen und archäologischen Belegen haben sich Harald Müller und Andreas Schaub daran gemacht, gleich noch einmal die 'Realitäten' vorzuweisen. Sieht man von zahlreichen Scherben ab, die den Karolingern zugeschrieben werden, gähnt trotz vielfacher Pergamenthinweise nur die Leere:

„So gab es mit Ausnahme der großen karolingerzeitlichen Pfalzbauten praktisch keine nachweislich in dieser Zeit entstandenen Häuser“ [AA2, 246],

weil man damals wohl römische Bausubstanz weiter nutzte. Urkundlich genannte Unterkünfte, „die zumindest teilweise Sammelherbergen gewesen sein dürften“, bleiben in Lage und Aussehen „gänzlich unbestimmt“ [AA2, 248]. Der Marktplatz „konnte bislang nicht lokalisiert werden“ [AA2, 249].

„Da kein Hinweis auf eine karolingische Wehrmauer gegeben ist, welche die (oder das) Pfalzgebäude umgab, könnten Hecken oder bloße Wegverläufe die Grenzen des Sonderbezirks *palatium* optisch markiert haben“ [AA2, 250].

„Nach den bisherigen Innenstadtgrabungen ist festzustellen, dass es typische frühmittelalterliche Häuser in Form einfacher Pfostenbauten oder sogenannter Grubenhäuser in Aachen allenfalls selten gegeben hat“ [ebd.].

„Auffallend ist das Fehlen »dorfüblicher« Handwerke im *vicus*. Die wenigen Belege beschränken sich auf Gewerke, die mit den Pfalzbauhütten zusammenhängen (Buntmetallschmelze vom Katschhof, Produktion von Goldglasmosaiksteinen am Hof), somit temporär waren und kaum das alltägliche Bild widerspiegeln“ [AA2, 252].

„Möglicherweise gab es abseits des Zentrums Zonen, in denen sich Handwerk und Handel abspielten“ [ebd.].

„In lockerer Streuung um die Kernpfalz lassen sich Hinweise auf begüterte Personenkreise in Form luxuriöser Bauausstattung finden. Möglicherweise waren es Gehöfte, die mit Gräben umfriedet waren“ [AA2, 253].

Auch Einhards lediglich literarisch überliefertes, unauffindbares Haus wird so gesehen: „vermutlich ein Gehöft mit einfacher Kapelle“ [AA2, 247].

„In Aachen ist bislang nur ein einziges sicheres Grubenhaus des 10. Jahrhunderts am Hof nachgewiesen“ [AA2, 250].

„Gerade das 10. Jahrhundert lässt sich in der überlieferten Sachkultur Aachens kaum wiederfinden. Sieht man einmal von dem genannten Brunnen ab, gibt es noch das ebenfalls schon erwähnte Grubenhaus des 10. Jahrhunderts vom Hof sowie möglicherweise Funde des 10. Jahrhunderts aus dem Bereich der Bendelstraße.“ [Kraus, 394]

„Wir können all diese Beobachtungen noch nicht abschließend deuten“ [AA2, 252].

Das dürfte im herrschenden Geschichtsbild auch noch dauern. Bis dahin gilt:

„Auch wenn künftig einmal wieder archäologische Funde und Befunde des 10. und 11. Jahrhunderts in Aachens Untergrund auftauchen sollten, so wird sich das Bild nicht grundlegend ändern. Wir müssen für diese Zeit zumindest einen erheblichen Siedlungsrückgang konstatieren“ [Schaub in Kraus, 394].

Während um 800 alle Welt nach Aachen strebt – „Immer mehr Gelehrte strömten an des Königs Hof“ [AA2, 280] –, will weder damals noch in den folgenden Jahrhunderten irgendjemand in diesem Ort leben und arbeiten. Es ist deshalb schwer vorstellbar, wie in dieser Zeit die Pfalzkirche für Krönungen genutzt werden konnte, scheint es doch auch keinerlei Reparaturarbeiten an ihr gegeben zu haben.

Aachen um 1100 – Boomtown

Aachen erwacht erst mit dem 12. Jh. aus seinem Dornröschenschlaf nach Römer- und Merowingerzeit.

„Eine wirkliche Boom-Phase erlebt Aachen aus archäologischer Sicht erst wieder in den Jahren um 1100. [...] In diesen Jahren werden offenbar erst die jüngsten römischen Steingebäude, darunter auch die mächtige Wehrmauer am Markthügel, in großem Stil und endgültig abgebrochen, um das Steinmaterial für neue Bauzwecke verwenden zu können. Im selben Zeitraum scheint auch der Nordannex in Teilen niedergelegt worden zu sein. Überall in der Innenstadt kommen bei Grabungen besonders viele Funde aus dem frühen 12. Jahrhundert zum Vorschein, die Beleg für gewaltige Erdbewegungen dieser Zeit sind“ [Kraus, 394].

Nicht angesprochen wird dort, warum die römische Wehrmauer drei Jahrhunderte lang im Zentrum Aachens stehen blieb. Und für welche Großbauten ihre Steine wiederverwendet worden sind? Und warum „gewaltige Erdbewegungen“ diesen Neubeginn begleitet haben?

Zwei Bauphasenabfolgen

Aachens Pfalz in herkömmliche Sicht und Datierung

1. Römische Bausubstanz, aber nicht näher bestimmbar;
2. Erstes Badegebäude, zum Teil auf Altmauern, Mitte des 1. Jh.;
3. Umbau und dann Bau einer größeren Therme, um 100;
4. Nach langjähriger, durch Sinter belegter Nutzung Bauänderungen und Reparaturen, 3. Jh. [Siebigs, 18 f.];
5. Ende des 3. oder im 4. Jh. Bau von Wehrmauer und Graben beim Marktplatz;
6. Therme im 5. Jh. umgebaut und damit damals noch in Betrieb [Kraus, 120]; Wehrgraben um den Markthügel wird damals verfüllt.
7. Friedhof wird auf dem Markthügel angelegt und bis in die späte Merowingerzeit belegt. Nach 700 entsteht ein Friedhof auf dem Gelände der späteren Pfalzkirche.
8. Erster, von mindestens drei Gräbern umgebener Apsidenbau (früher als Pippins Kapelle gesehen), dazu Nordbasilika und Südwestgebäude;
9. Ab 793/94 folgt der erste Teil des Kernensembles: Pfalzkirche, Atrium in seiner ersten Ausbaustufe mit westlicher Arkadenhalle, Südannex, nördlicher Teil des Verbindungsganges;
10. Noch während des Kirchenbaus folgen Aula mit Granusturm, der erst nach Karls Tod fertig wird (bei *Wikipedia* [→ Granusturm, gelesen am 20. 07.] liegt seine Fertigstellung weiterhin bereits bei 788).
11. Zweite Ausbaustufe des Atriums, zwischen 800 und 850;
12. Mittelbau zwischen 850 und 900 [Ristow in Kraus, 120];
13. Römische Wehrmauer zwischen Aula und Pfalzkirche nach 1100 niedergelegt.
14. Gotisches Rathaus von 1330 bis 1349, Granusturm wird um 14 m erhöht;
15. Gotische Chorhalle von 1355 bis 1414.

Demnach folgen sich hier 6 römische, 6 karolingische (davon 2 Karls-) und 3 hochmittelalterliche Bauphasen. Von irgendwelchen Katastrophenhorizonten ist nirgends die Rede. Die Quintessenz:

„So wenig tatsächlich gesichert scheint und so viele Möglichkeiten für Spekulationen sich damit eröffnen – was hier durch ein häufiger inseriertes »vermutlich« oder »vielleicht« angedeutet wird –, eines ist klar: Die Aachener Marienkirche wurde im Auftrag Karls des Großen errichtet“ [Markschies in AA3, 107].

Nun wird die bisherige Phase 7 aufgeteilt, die jüngeren Bauten werden neu datiert. So ergeben sich 6 hochmittelalterliche, 2 merowingische und wie bisher 6 römische Bauphasen:

Aachens Pfalz in kritischer Sicht und Datierung

1. Römische Bausubstanz, aber nicht näher bestimmbar;
2. Erstes Badegebäude, zum Teil auf Altmauern, Mitte des 1. Jh.;
3. Umbau und Bau einer größeren Therme, um 100;
4. Nach langjähriger, durch Sinter belegter Nutzung Bauänderungen und Reparaturen, 3. Jh. [Siebigs, 18 f.];
5. Ende des 3. oder im 4. Jh. Bau von Wehrmauer und Graben beim Marktplatz;
6. Therme im 5. Jh. umgebaut und damit damals noch in Betrieb [Kraus, 120]; Wehrgraben um den Markthügel wird damals verfüllt.
7. Friedhof wird auf dem Markthügel angelegt und bis 614||911 (späte Merowingerzeit) belegt. Noch in merowingischer Zeit entsteht ein Friedhof auf dem Gelände der späteren Pfalzkirche.
8. Merowingisches Apsidengebäude unterm Oktogon, noch römisch orientiert, von merowingischen Gräbern umgeben, 6. Jh.;
9. Nach Besiedlungspause Nordbasilika und Südwestgebäude, 11. Jh.;
10. Ab 1100 folgt das Kernensemble: Pfalzkirche, Atrium in seiner ersten Ausbaustufe mit westlicher Arkadenhalle, Südannex, nördlicher Teil des Verbindungsganges und Aula mit Granusturm, alles romanisch, 12. Jh. Dazu wird die römische Wehrmauer auf diesem Gelände niedergelegt.
11. Zweite Ausbaustufe des Atriums, späteres 12. Jh.;
12. Mittelbau, spätes 12. Jh.;
13. Gotisches Rathaus von 1330 bis 1349, Granusturm wird um 14 m erhöht;
14. Gotische Chorhalle ab 1355, bis 1414.

Kommentar

Der Verfasser hat bereits 1994/96 den Bau der Pfalzkirche aus bauhistorischen Gründen in diese Boom-Phase gelegt, obwohl sie damals noch gar nicht bekannt war. Für diese Kirche und die übrigen Pfalzgebäude wurden die Steine benötigt, wurde eine einheitliche Fläche angelegt, auf der die Römermauer nun stürzte. Nur so bekommt die Entwicklung Sinn und Zweck. Mittler-

weile sind im Fundament der Pfalzkirche viele große römische Spolien nachgewiesen worden. Bislang wurde daraus geschlossen, dass die Ruinen vieler stattlicher Bauten eines römischen Aachens, das über verschlafene Veteranen-thermen weit hinausging, dafür benutzt worden sind. Nun lässt sich überlegen, wie viele dieser Quader nach der Germanenzerstörung zunächst in die Wehrmauer und dann im 12. Jh. in die Pfalzbauten gewandert sind.

Mit dieser Neudatierung wird einer ganzen Reihe von Gesichtspunkten Rechnung getragen, die in herrschender Sicht nicht berücksichtigt werden können, etwa wenn sie eine langjährige „innovative Großbaustelle [voraussetzt], auf der zahlreiche Handwerker mit spezialisiertem Wissen von weither zusammengezogen wurden“ [Ley in Kraus, 272].

- Der Bezug auf Pippin ist allein der Literatur geschuldet und nicht aufrechtzuerhalten.
- Der Apsidenbau unterm Oktogon ist anders orientiert als die mit ihm zeitgleich gesetzten Bauten; sie müssen getrennt gesehen werden.
- Für den Nordanex muss der Begriff Nordbasilika durchgehend verwendet werden: primär, weil er der Pfalzkirche nicht angefügt, sondern vor ihr errichtet worden ist, zum anderen, weil er eine Kirche gewesen sein dürfte.
- Rings um die Pfalzgebäude sind keine karolingische Spuren von Leben im *vicus* zu erkennen (s.u.). Die Schriften berichten Fiktives.
- Die archäologisch nicht nachweisbare Zerstörung durch die Normannen im Jahr 881 entfällt.
- Aachen besteht gemäß den Ausgrabungsergebnissen im 10. und 11. Jh. wohl nur als Dorf [Schaub in Kraus, 394]:
- Wie man sich die Krönungen bis Ende des 11. Jh. in einer praktisch unbewohnten Siedlung vorzustellen hat, bleibt im Dunkeln.

So bleibt als Quintessenz: Das karolingische Aachen ist ein Phantom, das gestrichen werden muss, um dem materiellen Befund gerecht zu werden.

P.S. Max Kerner sei Dank. Als Einziger hat er es gewagt, auf den besprochen eintausendeinhundert Seiten der Neuerscheinungen eine wohlbekannte, von ihm oft und oft bekämpfte Gegenmeinung zu erwähnen: „Was ist von der nachgerade abenteuerlichen These zu halten, Karl der Große habe gar nicht existiert?“ [AA2, 400]. Freilich gibt er keine Antwort auf seine rhetorische Frage, freilich nennt er weder Urheber noch Quelle. Aber ein Aachener Mediävist kann nicht beliebig weit über seinen Karlsschatten springen; da ist dieser Hinweis das Äußerste der Möglichkeiten.

Literatur

- AA1 = Pohle, Frank (Hg. 2014): *Karl der Große · Charlemagne. Orte der Macht · Katalog*; Sandstein, Dresden (Im Auftrag der Stadt Aachen für die Ausstellungen vom 20. 06. bis 21. 09. im Krönungssaal des Aachener Rathauses, im Centre Charlemagne und in der Domschatzkammer)
- AA2 = Pohle, Frank (Hg. 2014): *Karl der Große · Charlemagne. Orte der Macht · Essays*; Sandstein, Dresden
- AA3 = Brink, Peter van den / Ayooghi, Sarvenaz (Hg. 2014): III: *Karl der Große · Charlemagne. Karls Kunst*; Sandstein, Dresden
- dpa (2014): Ein Modell-Versuch zur Kaiserpfalz; *Mittelbayerische*, Regensburg, 22. 05.
- Hautermans, Heiner (2014): Karl ließ seine Königshalle auf römischen Mauern gründen; *Aachener Nachrichten*, 04. 04.
- Heckner, Ulrike (2012): Der Tempel Salomos in Aachen: Datierung und geometrischer Entwurf der karolingischen Pfalzkapelle; *Die karolingische Pfalzkapelle in Aachen. Bauforschung - Bautechnik - Restaurierung* (= Arbeitsheft der Rheinischen Denkmalpflege, 78); Worms
- Hinrichs, Matthias (2014): Karls Spuren führen tief unters Rathaus; *Aachener Zeitung*, 07. 01. (*Eschweiler Nachrichten*, 08. 01.)
- HLB = *Historisches Lexikon Bayerns*;
<http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/base/start>
- Illig, Heribert (2014): Fluxus – Karl – geschwurbelt. Eine Bredekamp-Rezension; *Zeitensprünge* 26 (1) 45-54
- (2013): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Gräfelting
 - (2001): Vom Rütteln (an) der Wahrheit. Zur weiteren Diskussion der Phantomzeitthese; *Zeitensprünge* 13 (3) 513-523
 - (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf (heute Ullstein, Berlin)
 - (1994): *Hat Karl der Große je gelebt?* Mantis, Gräfelting
- J/P = Jansen, Guido / Pappert, Peter (2014): Thronfrage bleibt offen, Grabfrage scheint geklärt; *Aachener Zeitung*, 18. 06.
- Kraus, Thomas R. (2013): *Aachen · Von den Anfängen bis zur Gegenwart* 2. Band: *Karolinger – Ottonen – Salier · 765–1137*; Stadt und Aachener Geschichtsverein e.V., Stadtarchiv; Aachen
- Maintz, Helmut (o.J.): *Steckbriefe · Dom zu Aachen*;
http://www.dombaumeisterev.de/steckbriefe/aachen_html_m20040d.jpg
- Siebig, Hans-Karl (2004): *Der Zentralbau des Domes zu Aachen – Unerforschtes und Ungewisses*; Worms
- Wehling, Ulrike (1995): *Die Mosaiken im Aachener Münster und ihre Vorstufen*; Köln · Bonn

Aachens Remake

Heribert Illig zu drei Ausstellungen

Immer öfter gibt es einen enormen Kotau vor Karl und seinem Aachen. Das begann dort 1965 mit der großen Ausstellung über Karl, sein Lebenswerk und sein Nachleben, festgehalten in fünf Bänden. (1988 wurde das in Bayern und Österreich 'gekontert' mit der Doppelausstellung zu Tassilo III. und Severin. Mannheim beschränkte sich 1996/97 auf die merowingischen Franken.) In Paderborn folgte 1999 die enorme Doppelausstellung zu Karl und Leo III. (drei Bände mit zusammen 1.682 S.). Das Millennium forderte dann bereits im Jahr 2000 eine zusätzliche Exposition für Krönungen in Aachen (zwei Bände, 920 S.). Nun also die Aachener Dreifachausstellung, die sich in drei prächtigen, großformatigen Bänden auf 1.104 Seiten widerspiegelt.

Bedauerlicherweise können die außergewöhnlichen Exponate, die Zimelien jener Zeit nicht vermehrt werden. Insofern wird vieles immer wieder präsentiert, indem zwischen dem zwangsläufig immer Gleichen jeweils ein besonderes Highlight in den Fokus gerückt wird, diesmal der Tassilo-Kelch aus Kremsmünster, der als so wertvoll erachtet wird, dass nicht einmal die Besucher des oberösterreichischen Klosters das Original zu sehen bekommen, auch wenn sie es glauben mögen. Bayern sehen so eine Ausleihe mit gehobener Augenbraue, denn es könnte wie ein Tribut wirken, das Wertvollste ausgerechnet nach Aachen, in die Höhle des Karl auszuleihen, zumal auch der Tassilo-Psalter aus Montpellier zu sehen ist.

Die Ausstellungsgestaltung ist von Jeffrey F. Hamburger [FAZ 2014] hinreichend kritisiert worden – bei der Installation im Rathaus „übertönt eine Kakophonie aus Computersimulationen, Videos, Modellen und Faksimiles vollständig die kostbaren Originale“ –, so dass sich vorliegender Kommentar auf die Kataloge konzentrieren kann. Bei Gestaltung der Höhepunkte übergehen die Zuständigen alternative Meinungen und kaschieren Lücken. In Paderborn war zu monieren, dass die Fundarmut der Karlszeit mit Exponaten überdeckt wurde, die keineswegs nur aus dem Jahr 799, sondern aus dem riesigen Zeitraum von 420 bis ca. 1100 stammten [Illig 1999, 403]. Das ist in Aachen nicht anders. Der Katalogband beginnt mit dem Kapitel *Mobilität und Kommunikation* – und bereits das allererste Ausstellungsobjekt, ein noch dazu rekonstruiertes Wagenrad, war zu Lebzeiten Karls nicht auf der Straße: „2. Hälfte 7. Jahrhundert/Anfang 8. Jahrhundert“ [AA1, 27]. Symptomatisch: Dasselbe Fragment musste bereits in der Paderborner Ausstellung Karls Mobilität belegen; mit der damaligen Datierung war das noch leidlich möglich: „7./8. Jahrhundert“ [S/W I: 372 f.]. Ist das der Erkenntniszugewinn der letzten 15 Jahre?

Zum Rad könnten Wagen- oder Geschirrtteile hinzutreten, auch eine Karolingerstraße oder ein Bohlenweg. Doch es gibt nur das Foto eines eisenzeitlichen (!) Exemplars [AA2, 51], wobei zweimal von „Hundertern von Bohlenwegen“ die Rede ist, die man gerne den Karolingern zurechnen würde [AA2, 51, 53] – doch ohne Chance. Die Metzger Reiterstatuette darf ebenfalls Mobilität vertreten, tut dies aber wie andere Rarissima in den Aachener Ausstellungen nur in Kopie [AA1, 33], aber sie dürfte ohnehin eine Renaissance-Fälschung sein [Zeising 1999, 459-468]. Auf derselben Katalog-Seite erfahren wir mit Hilfe einer reitenden Puppe: Nur Elitereiter bedurften des Steigbügels, aber alle Reiter trugen einen Helm, dessen Form „in Ermangelung archäologischer Funde [...] kritisch zu hinterfragen bleibt“ und hatten besondere Schwerter: „Durch das qualitätvolle Eisen, das eine Damaszierung überflüssig machte, erfuhr die Spatha eine hohe, von Island bis Russland reichende Nachfrage“ [AA1, 33]. 15 Exponate weiter sehen wir ein karlszeitlich eingestuftes Schwert, doch es besitzt eine damaszierte Klinge! [AA1, 40]

Wir verharren kurz ‘im Stegreif’. 1999 war zu monieren, dass weder Steigbügel noch Panzer noch Helme noch Schilde von Karls eiserner Schar gezeigt werden konnten. Diesmal sind drei Steigbügel passenden Alters zu sehen [AA1, 42, 45]. Gleichwohl bekräftigt der Katalog meine einstige Einschätzung:

„Die relativ geringe Zahl nachweisbarer Steigbügel steht damit im Gegensatz zur schriftlich überlieferten wachsenden Bedeutung der Reiterei in der Karolingerzeit“ [AA1, 46].

So bleibt es bei der beunruhigenden Fundsituation, die aber nun einer ‘stringenten’ Erklärung zugeführt wird [AA1, 53]:

„Überdies verhalf die Geschwindigkeit zu Pferd dem Reiter zu einer erhöhten Durchschlagskraft seiner Waffen; Steigbügel waren für diesen Zweck nicht notwendig, daher kamen sie nur bei Elitekriegern vor“.

Diese Erklärung dürfte von Bernard S. Bachrach stammen, dem 2001 ebenfalls auffiel, dass „Steigbügel in der karolingischen Literatur, Kunst und Archäologie kaum vorkommen. Darüber hinaus boten Steigbügel gegenüber Stützsätteln im Gefecht nur wenig Vorteile“ [Bennett, 57] – eine nachgeschobene, nichtssagende Erklärung, wissen wir doch von diesen angeblichen Elitekriegern ebenso wenig wie von den normalen Kriegern. Wir kennen keinen einzigen Helm, kein einziges karolingisches Kettenhemd, sonst müsste uns kein Lamellenpanzer aus der Zeit um 540 präsentiert werden [AA1, 36]. 1999 [422] habe ich damit argumentiert, es gäbe karolingische Abbildungen von Reiterei *mit* Steigbügeln, aber auch ottonische des frühen 10. Jh. *ohne* Stegreif – also vertauschte Reihenfolge. In Zukunft wird das Gegenargument vielleicht lauten: Zur Karolingerzeit ging es den Illustratoren allein um die Elite, in ottonischer Zeit hingegen nur um den 08/15-Reiter.

Es folgen Pfeilspitzen aus dem 5., dem 9. Jh. und aus der Zeit um 700 [AA1, 34 f.], dazu zwei Schwerter aus dem 6. und 6./7. Jh. [AA1, 37], dann eine Franziska, Lanzen spitzen, eine Speerspitze, ein Schildbuckel – alle nicht aus Karls Zeit [AA1, 38-40, 209]. Die Pfeilspitzen aus dem 9. Jh. und den Schädel mit markanter Hiebwunde [AA1, 52] kennen wir bereits von Paderborn [S/W 298, 282]. Mit steigendem Wert der Exponate häufen sich dann die Déjà-vu-Erlebnisse von früheren Ausstellungen. So erklärt sich das „Remake“ in der Überschrift.

Zurück in den Rathaussaal. Nun prunken zwei der so schwer datierbaren sassanidischen Goldarbeiten aus dem Schatz von Nagyszentmiklós [AA1, 50 f.; vgl. Weissgerber 2003]. Solchermaßen auf die Ferne eingestimmt, staunen wir über Pilgerampullen und -zeichen aus dem 7. Jh. und aus dem „13. Jahrhundert (?)“, „12.-14.“ Jh., „wohl 14.“ Jh. – nur keine karlszeitlichen [AA1, 54-59]. Bei den Fernbeziehungen dürfen Geschenke von Harun Al-Raschid nicht fehlen: zwei Lampentische, einer samt Lampe, dazu Karls Säbel – alles Objekte aus dem 10. Jh. oder um 1000, die Geschenkübergabe festgehalten durch einen Künstler des 19. Jh. [AA1, 64-67].

Handschriften, für die sich laut J. Hamburger die Reise nach Aachen lohnt, geleiten den Zweifelnden ans rettende Ufer: ein Karlsdiplom vom 03. 08. 775, eine Privaturkunde vom 15. 05. 761 [AA1, 70 f.] und die einzige Fassung des berühmt-berüchtigten *Capitulare de villis*, die aus der Zeit zwischen 825 und 850 stammen soll, während der Text selbst aus der späten Regierungszeit Karls stammen muss [AA1, 81], obwohl er vor dem 12. Jh. nicht erwartet werden kann [vgl. Illig 2011]. Die damit verbundene Verwaltungsorgie wird durch die *Admonitio generalis* noch gesteigert, die verlangt, dass jeder Reisende „Empfehlungsbriefe“ oder eine „Reisegenehmigung“ mitzuführen habe, von den „höhergestellten Personen“ bis zu „umherirrenden Pilgern“ [AA21, 56] – dunkel bleibt die Verwaltungsorganisation zur Ausstellung dieser Papiere, die eigentlich in jedem Dorf eine Amtsstube bräuchte.

„Das Leben auf dem Lande“ [AA1, 80] wird auch durch fränkische Handmühlen, Schüsseln, Flaschen, Kugeln, Kumpfe und durch eine Hundekette vertreten, die dem 6. bis 10. Jh. entstammen [AA1, 85-88] – die Karlszeit wieder ausgenommen!

Seit J. Frieds Plädoyer für den karolingischen Räderpflug [vgl. Illig 2014, 17 f.; auch 2013, 688 f.] würden wir sogar ein Fragment begrüßen, doch vergebens: nur eine hölzerne Pflugschar, über die ein Eisenschuh (richtiger Zeitstellung) gestülpt wurde, und ein Sech, also ein senkrecht schneidendes eisernes Zusatzmesser, das vage dem Frühmittelalter zugewiesen wird [AA1, 89 f.]. Von einem Räderpflug kein Spur. Die in den drei Katalogen enthaltenen Pflugabbildungen [etwa AA2, 78, 89] sind dieselben wie bei Fried, also schlechte Hakenpflüge ohne Streichbrett oder Sech. Woher kommt die Hoffnung auf Räder?

„In der karolingischen Krongüterordnung »Capitularie de villis« [sic] wurden »Carrucae« (=»Räderpflugzieher«), also Ochsen, neben Kuhherden gesondert angeführt“ [uni wien ↔ Rind].

So einfach antizipiert Karl 'seinen' Räderpflug. Und wir erhalten einen weite-
ren Hinweis auf das Alter des *Capitulare de villis*: „Im englischen »Domes-
day Book« von 1086 galt der Ochsenpflug (»Carucata«) als Maßeinheit für
Ackerland“ [ebd.]. So durch die Zeiten changierend geht es in den Katalogen
munter weiter, etwa bei Mosaiken aus dem 4., 6. und 8. Jh. [AA1, 126-132] oder
bei kirchlichen Schrankenplatten aus dem 6. oder 8. Jh., garniert mit dem
Fragment einer Wandverkleidung aus dem 4. Jh., das im 6. Jh. Wiederver-
wendung fand [AA1, 132-137, spez. 137].

Ehrlich wird es bei „Herstal – Pfalz ohne Gesicht“. Der Ort hat gerade erst
beklagt, dass er zwar dank vieler Karlsvisiten „der bestdokumentierte Stand-
ort ist“ [AA2, 215], aber trotzdem nichts aus seiner Zeit vorweisen kann [ZS
1/2014, 21]; jetzt wird das mit merowingischen Objekten des 5./6./7. Jh.
'bekräftigt' [AA1, 111-113], nachdem auch eine römische *villa rustica* keine
Pfalz ersetzen kann:

„Die Funde von den fränkischen Gräberfeldern bei Herstal lassen sich
kaum jünger als in das 7. Jahrhundert datieren, erst seit dem 13. Jahrhun-
dert ist dann eine Herstaler Karlstradition dokumentiert, die bis heute
lebendig ist“ [AA1, 110].

Wenn es im Katalog um „Internationale Repräsentationsarchitektur“ geht,
dann sind die Römer ab dem 1. Jh. besser vertreten als Karolinger und Lan-
gobarden [AA1, 121-143]; bei der „Karolingischen Repräsentationsarchitektur“
macht die Pfalz von Nimwegen mit ihrer Nikolauskapelle aus dem 12. Jh. am
meisten her [AA2, 180-187], vor allem mit ihrer Bauinschrift von 1155 [AA1, 161-
165]; am dürtigsten fallen die Funde bei heute französischen Pfalzstandorten
aus [AA2, 174-179]. Für die Pfalz Ingelheim werden ungewollt weitere Hin-
weise vorgestellt, die eine römische Anlage erzwingen [AA2, 188-197]. Am bes-
ten ergraben und publiziert ist übrigens die – ottonische – Pfalz Tilleda [AA2,
96]. Auch der Bildnisdennar Charlemagnes wird hier der Repräsentationsarchi-
tektur zugerechnet. Dessen insgesamt ca. 30 Exemplare – im Katalog „selten“
– tragen Ortsnamen oder einzelne Buchstaben (Siglen). So wird das „C“ Man-
tua, Koblenz oder Köln zugerechnet (Cenomania, Confluentia, Colonia), dann
aber die Sigle-These ad acta gelegt und alle diesen Münzen als in Aachen
geschlagen bezeichnet [AA1, 150 f.]. Gert Zeising [1999, 465] hat diese Münzen
gerade wegen dieser Siglen als viel spätere Fälschungen eingestuft.

Das folgende Kapitel „Aachen-Pfalz“ [AA1, 172-189] siehe S. 260 ff.

„Die Hofgesellschaft“, die einmal mehr viel größer als in der erfundenen
Realität suggeriert wird [vgl. Illig 2014, 22 f.], wird nicht durch die Wasserorgel

aus Bagdad vertreten, sondern durch den Nachbau der römischen Orgel von Aquincum, anno 228 [AA1, 199 f.; Haruns angebliche Wasserorgel erst AA2, 70 f.!] Wieder einmal wird Karl als Schachspieler gepriesen, mit Figuren aus dem 10. und 12. Jh. ([AA1, 202 f.; vgl. Illig 1996, 114; 2006] vgl. S. 292). Die Wissenschaften unter Karl werden vorzugsweise durch Handschriften verkörpert, aber auch durch drei Sturzbecher des 4. oder des 6. oder des „6./7. Jahrhundert (?)“, die als Schröpfköpfe gedient haben könnten [AA1, 227].

Bei den kirchlichen Urkunden fällt das archivalische Bemühen Karls auf: Er habe alle an Karl Martell, Pippin d. J. und an ihn selbst gerichteten päpstlichen Urkunden kopieren lassen, weil die Papyrus-Originale schlecht haltbar und in der speziellen Kanzlei-Kuriale so schwer zu lesen seien. Sie sind auf den 98 Blättern des *Codex Carolinus* für die karolingische Diplomatie und die Nachwelt bereitgestellt worden. Obwohl Karls einschlägiger Befehl 791 erfolgt sei, stammt die Handschrift aus der Zeit von 850 bis 900 und ist noch nicht in Minuskel geschrieben [AA1, 233 f.]. Daneben werden viele schöne Dinge gezeigt, ob das große Kuppelkreuz von San Vitale aus dem Ravenna des 6. Jh. [AA1, 242], eine Kopie der Karlsstatue aus Müstair – „12. Jahrhundert (?)“ [AA1, 264 f.] –, die Reichskrone aus dem 10. Jh. [AA1, 268 f.] oder die Karlsfresken Rethels aus dem 19. Jh. [AA1, 280-287]. Karl wäre entzückt, was ihm alles zugerechnet wird.

Und natürlich der Tassilo-Kelch [AA3, 196 f.], dem drei weitere Kelche gleicher Zeit beigegeben sind, die immerhin ein hier vergessenes Wissen bestätigen: „im ganzen Westen ist der Tassilokelch bis ins 12. Jahrhundert das einzige Altargerät, das an seiner Oberfläche figurale Darstellungen aufweist“ [Braunfels 1965, 366]. Datiert zwischen 768 und 787 [AA3, 77], muss er deshalb als Unzeitiger wirken, obwohl seine Inschrift als Chronogramm gelesen das Jahr 781 ergibt – doch auch ein Chronogramm wäre im 8. Jh. unzeitig. Tassilos Leuchter werden seit langem als Werke des 11./12. Jh. eingeschätzt [Braunfels 1991, 52] und deshalb hier nicht mehr gezeigt.

Johannes und der Hosenträger

In Aachen füllt die rätselhafte Hofschule mehr als ein Katalogkapitel. Bei den Buchmalereien kannte man einst die Ada-Gruppe, benannt nach dem Trierer Ada-Evangeliar. Ihr ordnete Adolph Goldschmidt 1914 auch Elfenbeinskulpturen zu [AA3, 58]. Wilhelm Koehler machte aus einem klösterlichen Skriptorium 1958 die dem Palast zugeordnete „Hofschule Karls des Großen“ in Aachen, auch wenn dort kein Skriptorium bekannt oder gar nachgewiesen ist. Es folgte eine „Elfenbein-Hofschule“, die ebenfalls „fast sicher“ in Aachen zu lokalisieren ist [AA3, 58], davon abgesplittert die „Palastschule“ [AA3, 40, 155] mit vier Exemplaren. Wie sinnvoll diese Gruppierungen sind, bleibe dahingestellt, wenn man über den maßgeblichen Paläographen liest: Da

„ist eine Beobachtung Bernhard Bischoffs von Belang, der bei der Analyse der Schreiberhände in den wenigen erhaltenen Prachthandschriften der Hofschule etwa zehn verschiedene Schreiber feststellt, die sogar noch in sechs »gar nicht so ähnliche« Gruppen zerfallen“ [AA3, 61].

Es ist noch nicht einmal möglich, die kleine und dennoch disparate Gruppe hinreichend zu umreißen: Dreizehn Schriften laut Kahsnitz [AA3, 59], zehn laut Westphal [AA3, 132], acht laut *Wikipedia* (↪ Hauptwerke der karolingischen Buchmalerei). Theo Jülich endigt mit einem resignierten Satz zur Hofschule:

„Daher schließe ich mich bezüglich der Nomenklatur Adolph Goldschmidt an, der schrieb, solange man nichts Besseres wisse, bleibe man beim Hergebrachten“ [AA3, 72].

Bei Stilvergleichen wird das bei 810 angesetzte Lorsch-Evangeliar vielfach als Referenz gebracht. Der Bezug zum Gero-Codex von 970 wird nur mittelbar erwähnt [AA3, 131]; früher wurde das deutlicher ausgesprochen:

„Zusammen mit dem Codex Wittekindeus ist der Gero-Codex ein Zeugnis der Vorbildlichkeit karolingischer Werke für das Zeitalter der Ottonen, denn sowohl das Bild der *Maiestas Domini* als auch seine Evangelistenbilder sind nach einem Evangeliar der Hofschule Karls des Großen (776–814) wie dem Lorsch-Codex Aureus kopiert“ [E/S 118].

1999 in Paderborn war die Lorsch-Johannes-Darstellung allgegenwärtig: als riesiges Plakat, im Eingangsbereich, auf den Titelblättern der Kataloge und natürlich in der Ausstellung selbst; in Aachen ist sie ebenfalls präsent [AA3, 63]. Es zeigt ein singuläres Modedetail: eine Toga mit orangenem 'Hosenträger' über der rechten Schulter. Niemand hat sich in Paderborn daran gestört, nur Gert Zeising [1999, 473 f.] wunderte sich darüber und suchte nach Gegenstücken. Der Gero-Codex von ca. 970 gilt als eine 160 Jahre spätere, sauber gearbeitete Kopie; vor allem dieser Johannes ist ein getreuliches Gegenbild zu dem von Lorsch: die Sitzposition mit der Sitzrolle, die Körperhaltung mit Schreibhand und den Text haltender linker Hand, das Obergewand (Toga) mit demselben Kreismuster, das Untergewand (Tunika), der 'Hosenträger', bis hin zur gleichen Schnürung der Sandalen. Aber etwas ist anders: Am unteren Saum des Gewandes sieht man zwei Streifen endigen, exakt so breit wie der eine Streifen an der Schulter. Hier trägt also die Tunika zwei durchgehende, ornamentierte Streifen, von denen man unten beide sieht, oben nur den über der rechten Schulter. Diese beiden Schmuckstreifen, die Clavi, sind typisch für das antike Untergewand [E/S 173].

Zeising's Vergleich mit dem Lorsch ergibt, dass dessen Maler das Motiv nicht verstanden hat, hat er doch unten am Saum nur zwei dünne orange Linien gezeichnet, also nicht bemerkt, dass der 'Hosenträger', an dem er die Toga befestigt, eigentlich ein Streifen des Untergewands ist, der unten so

breit sein müsste wie oben. Demnach hat der Maler des Lorscher Evangeliars den Gero-Kodex vor sich gehabt, dieses Detail fehlinterpretiert und nur einen Clavus gemalt. Der Mönch des Gero-Kodex verstand die antike Bekleidung noch, der des Lorscher Evangeliars nicht mehr.

Weitere vom Verfasser angestellte Vergleiche zum Johannes-Bild bekräftigen die von Zeising gesehene Umkehr der Reihenfolge:

- Bei Gero ist das Bild mit einfachen Säulen eingefasst; bei Lorsch balancieren sie auf Kugeln; die Säulenkapitelle bestehen bei Gero aus jeweils zwei Akanthus-Ranken, bei Lorsch aus vier übereinander gestaffelten, und der Halter für das Tintenfass hat bei Gero zwei Ranken, bei Lorsch wiederum vier.
- Hinter dem Evangelisten verlaufen bei Gero sieben gerade Linien, zwischen denen fünf Fenster eine schlichte Hauswand nahelegen. Bei Lorsch finden wir zwei farbig voneinander abgesetzte Wellenlinien für Lehnenabschluss und abstrahierten Hintergrund, also wiederum eine Fortentwicklung.
- Und schließlich ist bei Gero das Blatt oberhalb der Bogenrahmung ungeschmückt geblieben, während bei Lorsch zwei Eichentriebe sich jeweils dreimal aufgliedern, beim dritten Mal auf sieben Einzeltriebe und so den *horror vacui* vertreiben.

Das Lorscher Bild schmückt alle vorhandenen Elemente aus und verdoppelt, ja vervielfacht sie. Erst bei ihm wird auch die Vorhangstange mit den beiden seitlich verknöteten Stoffbahnen hinzugefügt. Also ungleich üppiger gestaltet – bis auf die Unachtsamkeit mit dem ‘Hosenträger’ und beim Adler.

- Denn bei Gero hält der Adler das Evangeliar als wesentliches Attribut in seinen Krallen. Bei Lorsch fehlt das Buch, denn nun sitzt der fast identische Adler auf der Vorhangstange, hat also keine Kralle frei für ein Evangelium. Hier siegt die Gestaltung über die eigentlich zwingende religiöse Aussage.

Wenden wir uns zur Miniatur des Evangelisten *Markus*. Bei ihr wird in beiden Fällen der Versuch gemacht, vor einer geraden Hauswand mit Bogenfenstern Evangelist und Sitz mit Fußschemel perspektivisch darzustellen. Auch hier fällt auf, dass bei Gero die Tunika des Markus durch zwei Bänder geschmückt wird, die bei Lorsch in Blau unauffällig werden, obwohl sonst vieles bis zur Identität gleich gestaltet ist, etwa die verunglückte Haltung des rechten Arms mitsamt dem senkrecht gehaltenen Schreibrohr. Wiederum ist das Lorscher Bild reicher: Die flankierenden Säulen sind gedreht, ‘verkompliziert’, die Kapitelle üppiger, über dem Bild sind Blätterranken ergänzt. Im Überschwang gerät das Sitzmöbel so schief wie beim Gero-Codex nur das Fußpodest – Markus droht abzugleiten. Ein weiterer Unterschied fällt auf: Bei Gero ragt der Evangelistenkopf noch deutlich über die Säulenkapitelle auf, womit dem Löwen als Symbolfigur zu wenig Platz bleibt. Das ist bei Lorsch verbessert, weshalb dieser Löwe die Flügel nicht mehr ganz flach halten muss, sondern fast senkrecht aufstellen kann.

Genauso bereichert ist der *Lukas*, der bei Lorsch eine Rückenlehne mit einem 'Zackenkranz' erhält, der auch die Bogenstellung über dem Lukas-Stier schmückt.

Zeising [1999] hat den 'Hosenträger' gleich nach Ausstellungsbeginn beschrieben. Fast selbstverständlich fand seine Entdeckung keine Beachtung bei den Mediävisten, obwohl oder weil sie millionenfach durch die BILD-Zeitung verbreitet worden ist [Martin 1999]. Fortschrittsängstlich mussten sie ihn ignorieren, weil mit diesem sauberen, unwiderlegten Indizienbeweis der „Hofschule Karls des Großen“ nicht nur eine ihrer schönsten Arbeiten verloren geht, sondern bei ihren vielen Querbezügen [140, 229, 233] die mühsam vereinte Hofschule endgültig zersplittert und ins 10./11. Jh. abwandert.

Damit ist der Gero-Codex keine Schwundstufe des Lorschener Evangeliars mehr, sondern die Kunst findet vom ottonischen Gero-Codex nach 965 zur Überschwänglichkeit. Überholt ist von Euws 'Renaissance im Quadrat':

„Dieser »Gero-Codex« kann, wie der Fuldaer »Codex Wittekindeus«, als »Renaissance in der Renaissance«, als »Rückbesinnung der Ottonen auf die Karolinger innerhalb ihrer bis zur Antike reichenden Rückbesinnung« [v. Euw 1991 a, 19] gelten“ [Illig 1996, 319; Hvhg. HI].

Die Eichen- und Blattranken des Lorschener Evangeliar gehen nicht bald nach 810 verloren, sondern ihre Anfänge entstehen im letzten Quartal des 10. Jh., etwa bei den Kanon-Tafeln des Corveyer Evangeliars der Pierpont Morgan Library oder beim Evangeliar Kaiser Ottos III. [E/S 60, 136]. Sog. karolingische und ottonische Buchmalerei fallen nach hier vertretener Sicht ineinander, entsprechend folgender Transposition [Illig 1996, 314]:

750 - 780 → 930 - 975

780 - 815 → 975 - 1010

815 - 875 → 1010 - 1050.

Das steht seit 1996. Mit der Umdatierung des Lorschener Evangeliars erledigen sich die meisten Gedanken, die im dritten Aachener Band zu Handschriften und Elfenbeinen geäußert werden. Diese Elfenbeinschnitzereien faszinieren nicht nur J. Hamburger, sondern wohl jeden, der sich auf ihre Kunstfertigkeit einlässt. Da aber immer wieder versucht worden ist, Schnitzer und Illustratoren identisch zu setzen, stehen sie unter chronologischen Gesichtspunkten in direkter Verbindung mit den illuminierten Handschriften.

Das Emailkreuz von Paschalis I.

Die Betrachtung karolingischer Kunst soll mit zwei Handwerkskünsten ausklingen. Zunächst arbeitet Alexander Marksches die Wahrscheinlichkeit heraus, mit der die großen Bronzearbeiten im Aachener Dom zu Karls Zeiten geschaffen worden sein könnten:

„Die sechzehn erhaltenen, im Wachsauerschmelzverfahren hergestellten großen Güsse – acht Emporenschranken sowie acht von vielleicht ehemals zehn Türflügeln – sind tatsächlich etwas Besonderes, das erweisen bereits ein paar Zahlenangaben. Schon die drei kleinen Türen, die sich in Unter- und Obergeschoss zu den nördlichen und südlichen Anbauten der Marienkirche öffnen, messen maximal 238 cm in der Höhe und 73 cm in der Breite, die ebenfalls massiv gegossene sogenannte Wolfstür ist knappe vier Meter hoch und wiegt mehrere Tonnen. Gleichsam voraussetzungslos, muss ihr Guss die Handwerker vor ungeheure technische Herausforderungen gestellt haben“ [AA3, 104].

Die 2,1 t der beiden Wolfstürflügel [Siebigs, 87] konnten Karls Handwerker also aus dem Stand bewältigen. Ähnliches gilt auch für das kleine Emailkreuz von Paschalis I. [AA3, 206-209], dessen Schauseite vollständig mit fünf Bildtafeln bedeckt ist, die von der Verkündigung über die Geburt bis zur Taufe im Jordan die Heilsgeschichte nacherzählen. Nachdenklich stimmt die Einschätzung:

„Die aufwendige, für das Mittelalter *überraschend früh* praktizierte Zellschmelztechnik mit szenischen Darstellungen verleiht diesen eine ganz eigene Leuchtkraft“ [AA3, 207; Hvhg. HI].

Wikipedia [↔ Zellschmelz] bekräftigt dieses Urteil: „Eine erste Blüte erlebte die Emailkunst um das Jahr 1000 (Zellschmelz, Cloisonné)“; Helmut Roth [57] betont, dass im frühen Mittelalter mit Cloisonné irrtümlich kein Email, sondern Steineinlagen bezeichnet wird. Doch das Kreuz wird bereits zwischen 817 und 824 angesetzt. Andererseits vertrat Philippe Lauer Anfang des 20. Jh. die Meinung, das Kreuz stamme aus der Zeit um 500. Zu allem Überfluss könnte die Widmungsumschrift des Kreuzes eine hochmittelbare Anfügung sein, wie Franz Siepe [2001] begründete. So oszillieren die Datierungen in einem weiten Spannungsbogen – unerlöst.

Es ließe sich noch daran denken, dass Paschalis I. drei Kirchen in Rom zugeschrieben werden – S. Cecilia in Trastevere, S. Maria in Domnica, S. Prassede –, in denen er mit dem blauen Rechtecknimbus der vermeintlich Lebenden dargestellt wird. Im Scheitel der Triumphbögen duldet er nicht die Hand Gottes, sondern nur sein eigenes Monogramm. Diese Geste ließe man sich, wenn überhaupt, im Investiturstreit gefallen, den sein päpstlicher Nachfolger Paschalis II. bis zu seinem Tod, 1118, aufs Härteste gegen Heinrich V. führte. In der ersten Hälfte des 12. Jh. sieht der Autor die Aachener Pfalzkirche entstehen.

Wie es aussieht, werden die Mediävisten weitere vielbeachtete Ausstellungen gestalten, aber die Vergangenheit nicht ins zeitliche Lot bringen.

Literatur

- AA1 = Pohle, Frank (Hg. 2014): *Karl der Große · Charlemagne. Orte der Macht · Katalog*; Sandstein, Dresden
- AA2 = Pohle, Frank (Hg. 2014): *Karl der Große · Charlemagne. Orte der Macht · Essays*; Sandstein, Dresden
- AA3 = Brink, Peter van den / Ayooghi, Sarvenaz (Hg. 2014): III: *Karl der Große · Charlemagne. Karls Kunst*; Sandstein, Dresden
- Bachrach, Bernard S. (2001): *Early Carolingian Warfare*; Philadelphia
- Bennett, Matthew (Hg. 2010): *Die Welt im Mittelalter. 1000 Jahre Kriegsgeschichte*; München
- edgar = *Die römische Tunika*;
<http://members.chello.at/preinfalk/index/edgar/forum/Tunikenapplikationen.pdf>
- Euw, Anton von (1991): Einleitung; in *E/S*, 10-25
- E/S = Euw, Anton von / Schreiner, Peter (Hg. 1991): *Vor dem Jahr 1000 - Abendländische Buchkunst zur Zeit der Kaiserin Theophanu* [Ausstellung in Köln zu ihrem 1000. Todestag]; Köln
- Hamburger, Jeffrey F. (2014): Hätte es ohne den Islam Karls Reich gegeben? *FAZ*, 04. 08.
- Illig, Heribert (2014): Frieds Karl; *Zeitensprünge* 26 (1) 5-27
- (2013): Industrielle Revolution im Mittelalter. Mühlen, Hämmer und Kanäle; *Zeitensprünge* 25 (3) 682- 697
 - (2011): *Capitulare de villis* als Verwaltungsort. Eine Betrachtung; *Zeitensprünge* 23 (2) 295-304
 - (2006): Ambos und Kanzeln, eine vom Schachspiel flankierte Entwicklung; *Zeitensprünge* 18 (1) 103-120
 - (1999): Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen; *Zeitensprünge* 11 (3) 403-439
 - (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf (heute Ullstein, Berlin)
- Martin, Paul C. (1999): Hat Karl der Große den Hosenträger erfunden? *BILD*, 25.10.
- Roth, Helmut (1986): *Kunst und Handwerk im frühen Mittelalter. Archäologische Zeugnisse von Childerich I. bis zu Karl dem Großen*; Theiss, Stuttgart
- Siebig, Hans Karl (2004): *Der Zentralbau des Domes zu Aachen. Unerforschtes und Ungewisses*; Wernersche, Worms
- Siepe, Franz (2001): Marianisches bei Papst Paschalis I. ? Nachtrag zu *ZS* 1/2001, S. 132-161; *Zeitensprünge* 13 (2) 253-257
- Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): *799 · Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn · Kunst und Kultur der Karolingerzeit*. 3 Bände; Zabern, Mainz
- uni wien = <http://www.univie.ac.at/igl.geschichte/matschinegg/im/ws2007/wiki/index.php?title=Rind>
- Weissgerber, Klaus (2003): Noch einmal: Ajtony und der Goldschatz von Nagyszentmiklós (Hungarica II); *Zeitensprünge* 15 (3) 150-160
- Zeising, Gerd (1999): „Zwischen den Zeiten“ oder Zeiteinsprung? Eine Schnittstelle und ein Konflikt zwischen spezialwissenschaftlicher und interdisziplinärer Forschung; *Zeitensprünge* 11 (3) 459-479

Karls-Aktivitäten landauf, landab

Ein Streifzug von Heribert Illig

Aachen, Katschhof:

700 Karlsfiguren von 1,15 m Größe schmückten über Wochen in Rot und Gold den Katschhof. Das Ensemble „Mein Karl 2014“ stammte von dem Künstler Ottmar Hörl, der seine Figuren lieber in Kunststoff als in Bronze goss. Sicher haben bereits zahlreiche Zeitenspringer 'ihren' Karl erworben.

Haas-Pilwat, Dagmar (2014): Wie Karl der Große die Welt noch heute begeistert; *Die Welt*, 13. 05.

Aachen, Centre Charlemagne:

Das neue Pfalzmodell im Maßstab von 1:50 von Matthias Schramm ist am 21. 05. aufgestellt worden; noch allerdings sieht es nicht so aus, als käme es aus Meisterhand. Im Moment dominiert rohes Sperrholz, aufgeständert über einem metallenen Grundriss. Die Details werden jetzt eingefügt, anschließend werden die Mauern je nach Erkenntnisstand bemalt. Bereits erkennbar ist, dass es weder Bredekamps Karlsthermen für den Bademeister der Nation gibt, noch die beachtliche Römermauer, die Aula und Pfalzkirche damals voneinander getrennt hätte.

<http://www1.wdr.de/mediathek/video/sendungen/lokalzeit/lokalzeit-aus-aachen/video/pfalzmodellimcentrecharlemagne100.html>

Aachen, Karlspreis:

Wie alljährlich am Himmelfahrtstag verlieh der Bürgermeister von Aachen heuer am 29. 05. den diesjährigen Preis an Herman van Rompuy in seiner Eigenschaft als Präsident des Europäischen Rates, den er seit 2009 führt. Anstatt einer Laudatio sprachen die Staatsschefs von Moldawien, Georgien und der Ukraine. Van Rompuy zeigte sich gleichwohl bewegt: „Immer wenn ich diesen Ort besuche, überwältigt mich der Gedanke an die zwölfhundert Jahre fortlaufende Geschichte. Heute aber ganz besonders.“

Aachen, Ausstellungs-Trias:

Im Rathaus *Orte der Macht*; im Centre Charlemagne *Karls Kunst* und in der Domschatzkammer *Verlorene Schätze*. Alle vom 20. 06. bis 21. 09. Ein Kommentator schwärmt:

„Doch Karl der Große war nicht nur eine glanzvolle Lichtgestalt, sondern auch ein gnadenloser Kriegsführer, der Sachsen, Langobarden und Awaren das Fürchten lehrte. Ein im wehrhaften Kettenhemd gerüsteter Krieger

und ein Schwert aus dem Rhein-Maas-Gebiet, das erst 1960 bei Bauarbeiten mit Klingen aus hervorragendem Stahl gefunden wurde, stehen für die Schlagkraft des fränkischen Heers“ [Gottwals].

Was mag das bedeuten: Wurde das Schwert von Baumaschinen mit stählernen Klingen gefunden oder hatten fränkische Schwerter mehrere Klingen wie ein Schweizer Klappmesser, das die dortigen Offiziere Sackmesser nennen? Das könnte einen Patentrechtsstreit heraufbeschwören.

Gottwals, Gernot (2014): Lichtgestalt und Kriegsherr; *Frankfurter Neue Presse*, 28. 06.

Aachen, Heiligtumsfahrt:

Abgesehen von den Kunstbessenen erwartet die Stadt 100.000 Pilger. Seit 1349 werden alle 7 Jahre die bedeutendsten Reliquien dem Marienschrein entnommen und den Gläubigen gezeigt: • das Kleid Mariä, • die sog. Windeln Jesu, • das Tuch für den Kopf des hl. Johannes und • Jesu Lententuch.

<http://heiligtumsfahrt2014.de/wissenswertes/heiligtumsfahrt-aachen/>

Bad Karlshafen:

Am 26. 04. begann hier eine Schiffsfahrt auf der Weser, die in Herstelle von „Karl dem Großen mit Gefolge“ begrüßt wurde, dazu vom Beverunger Bürgermeister Grimm. Da durften auch andere Märchenfiguren wie Dornröschen und Sagengestalten aus dem gesamten Weserbergland nicht fehlen...

http://www.nw-news.de/owl/kreis_hoexter/hoexter/hoexter/10992824_Karl_der_Groesse_begruesset_die_Weserflotte.html

Bad Kissingen: Weinprobe am 03. 05.

„Seit Jahrhunderten ist der Weinbau in Frankens Saalestück verwurzelt. Schon Karl der Große soll die Weine aus Hammelburg zu schätzen gewusst haben. Die Besucher können die Handschrift der teilnehmenden Winzer schmecken“ [Lippold].

Lippold, Ursula (2014) Weinfrühling für Genießer edler Tropfen; *Mainpost*, 24. 04.
<http://www.mainpost.de/regional/bad-kissingen/Weinfruehling-fuer-Geniesser-edler-Tropfen;art766,8099135>

Bonn:

Aus der einstigen Hauptstadt wird vermeldet: „Karl der Große ist nun auch Comic-Geld.“ [kathweb] Ganz so schlecht meinte es das Schicksal dann doch nicht mit ihm. Gemeint war „Comic-Held“, „eine wilde Sau“, „ein Typ mit Ecken und Kanten“, dem Anja Kipp deshalb ein ziemlich eckiges Gesicht verpasst hat. Josef Stiel und Carla Rodrigues verfassten die Texte.

kathweb = <http://www.kathweb.at/site/nachrichten/database/63172.html>

Corvey, ehem. Abteikirche:

Karl macht's möglich. 16 Jahre nach dem ersten Beschluss eines Kreistages rang sich die UNESCO ausgerechnet in Katar dazu durch, Westwerk und „Civitas Corvey“ zum Weltkulturerbe zu erklären.

„»Das Westwerk von Corvey in Höxter an der Weser ist eines der wenigen in den wesentlichen Teilen erhaltenen karolingischen Bauwerke und darüber hinaus das einzige erhaltene Zeugnis des Bautyps Westwerk aus dieser Zeit«, begründete das UNESCO-Komitee in der Hauptstadt Doha seine Entscheidung“ [Schellenberg].

Es freut uns, dass jedermann 15 Dinge über Corvey wissen muss, vor allem das allerletzte „Ding“: Eine nicht näher spezifizierte Minderheit sieht das Westwerk als Römer-Bau [Robrecht].

Robrecht, Michael (2014): Mönch wird Papst. Kennen Sie Corvey? 15 Dinge, die Sie über die Reichsabtei wissen müssen; *Höxtersche Zeitung*, 21. 06.

Schellenberg, David (2014): Corveyer Westwerk ist Weltkulturerbe. Entscheidung in Doha; *Neue Westfälische News*, 21. 06.

Frankfurt am Main:

Bis 1914 schmückte Karl der Große, 3 m groß und 3 t schwer, als Kunstwerk von Eduard Wendelstädt und Johann Nepomuk Zwerger die Alte Brücke. In diesem Jahr sähe die SPD die Figur gerne wieder an ihrer angestammten Stelle überm Main. Aber das *Historische Museum* will ihn nicht mehr ins Freie lassen.

Göpfert, Claus-Jürgen (2014): Der Kaiser muss drinnen bleiben; *fr-online*, 11. 06.

Jaeger, Milan (2014): Kaiser Karl soll zurückkehren; *Frankfurter Rundschau*, 05. 05.

Greifswald:

Am 13. Juni sprach Stefan Weinfurter beim Alfried Krupp Wissenschaftskolleg über *Eindeutigkeit: Karl der Große und die Anfänge europäischer Wissenskultur*.

Herford:

Der Champagner *Guy Charlemagne* lässt sich hier besonders gut trinken, verkorkt auf dem Weingut einer Moussyacoise (Bewohnerin von Moussy).

Hagen, Thomas / Dollendorf, Walter (2014): „Die Jungs sind gut drauf“; *Neue Westfälische. online*, 04. 07.

Ingelheim:

Hier wird heuer sogar der sonst gerne präsentierte Rotwein zurückgestellt, um Karl größtmöglichen Raum zu geben. Jeweils bis 14. 12.: ab 28. 03. Karolingeroute durch Ingelheims Pfalzgelände

ab 03. 04. „Personenkult“; das Museum bei der Kaiserpfalz zeigt auch eine Replik der von Dürer gemalten Krone, die Karl nie getragen hat.

ab 09. 09. „Pfalzansichten“; Altes Rathaus

ab 09. 09. „Prachtort“: Ingelheims karolingische Funde; Museum

http://www.allgemeine-zeitung.de/lokales/ingelheim/ingelheim/fragen-um-karls-krone_14234557.htm

<http://www.karlsjahr2014-ingelheim.de/>

Liège/Lüttich, Charlemagne in der Schule:

Im Archéoforum werden vom 25. 04. bis zum 25. 10. anhand von 100 Schulbüchern die ganz unterschiedlichen Vorstellungen demonstriert, die sich im Lauf der Zeit von dem großen Kaiser gebildet haben, der laut Ankündigung nicht gestorben oder dahingeschieden, sondern verschwunden ist („anniversaire de la disparition“)

<http://www.quefaire.be/charlemagne-a-ecole-503306.shtml>

Mülheim-Saarn:

Der dortige Stadtführer legt Wert darauf, dass sich der Ortsname Saarn von einem Ausspruch des großen Karl ableitet. Aber:

„Ob damals, um 962 [sic!], wirklich der westeuropäische Weltherrscher mit Handelsdelegation samt Elefanten an der Ruhr wandelte, oder Georg Reinders vom Mülheimer Stadtmarketing (MST) und Dorf-Führer der interessierten Gruppe heute nur einen Bären aufgebunden hat?“

Vollmer, Dennis (2014): Geschichte und Gaumenfreuden erleben in Mülheim-Saarn; *WAZ*, 14. 07.

München:

Hier hält sich der Karls-Hype in sehr engen Grenzen. Als die *Süddeutsche Zeitung* Annoncen einwarb für eine Karlsbeilage, erregte das kein nennenswertes Interesse. So erschienen am 22. Mai 2 Pflicht-Artikel und 1 Inserat.

Metsker, Gabriele (2014): Der Vater Europas; *SZ*, 22. 05.

Mostbacher-Dix, Petra (2014): Vom Leben und Wirken einer Legende; *SZ*, 22. 05.

Müstair, Graubünden:

Hier im vom Karl gegründeten Kloster St. Johann war es nicht mit einer Ausstellung getan; hier wurde die Kirche neben der Kirche noch einmal aufgebaut, um der Oper *David* als Kulisse zu dienen. Gregorianische Gesänge und Barock-Arien garnierten zeitgerecht die Krönung Karls. Während solches die Bündner Kulturgruppe Origen aufführte, brachte die Gruppe Teatro Dimitri mit *Die weiße Schlange* ein Gauklerstück zu Karls Lebzeiten in Müstair zur Aufführung.

Nijmegen / Nimwegen:

Im Museum *De Stratemakerstoren* soll bis Ende Oktober in einer Ausstellung bewiesen werden, dass gegen die Meinung von Archivar Albert Delahaye Karl sehr wohl in Nimwegen geweiht hat. Ganz erstaunlich ist die Erklärung von Museumsmitarbeiter Gerard Brugman:

„Zur Zeit Karls des Großen bestand die Pfalz zur Hälfte aus Stein und zur Hälfte aus Holz. Wenn Karl wieder weg war, wurde die halbe Pfalz wieder abgerissen und als Baumaterial verwendet. Kam er zurück, musste die Pfalz neu aufgebaut werden.“ [Hübner]

Vielleicht waren Nimwegens Bürger nach den Karolingern halbe Sachen leid. Immerhin werden nun Urkundenabschriften und das Schachspiel des Kaisers gezeigt (10. Jh. und später). Das 'echte' Schachspiel Karls wird in Osnabrück aufbewahrt, derzeit in Aachens Ausstellung (S. 282). Nimwegen verweist auch auf den örtlichen „Polizeidiensthundclub Keizer Karl“.

Hübner, Klaus (2014): Eine Pfalz für den deutschen Kaiser; *derwesten.de.*, 02. 07.

Osnabrück:

Seit 1481 zierte das Haupt Karls des Großen den Hochaltar des dortigen Doms – nicht als Teil von Körperwelten, sondern als Büste. Doch im 17. Jh. ging diese Ersatzreliquie verloren, nur die zugehörige Bügelkrone blieb erhalten und wird gegenwärtig in der Ausstellung *Karl der Große und Osnabrück* gezeigt. Da ist man besser dran als Aachen: Denn dort fehlt nicht nur das Haupt von Karls Skelett, sondern auch seine Königs- wie auch Kaiserkrone.

(eb 2014): Nur die Krone blieb vom „Haupt Karls des Großen“ erhalten; *Osnabrücker Nachrichten*, 23. 04.

Paris, Charlemagne:

Les temps, les espaces, les hommes · construction et déconstruction d'un règne. Vom 26. bis zum 28. März fand am *Deutschen Historischen Institut* in Paris eine internationale Tagung aus Anlass des 1200. Todestags Karls des Großen statt. Sie wurde veranstaltet vom *Deutschen Historischen Institut Paris* in Zusammenarbeit mit den Universitäten Paris 1 Panthéon-Sorbonne, Paris Ouest Nanterre La Défense, Paris-Est Marne-la-Vallée und Reims Champagne-Ardenne. Die Teilnehmer kamen auch aus den Niederlanden und den USA: Jean-Pierre Caillet (Nanterre), Charlotte Denoel (Paris), Mayke B. de Jong (Utrecht), Anne-Orange Poilpré (Nancy), Richard Matthew Pollard (Los Angeles) und Michel Sot (Paris).

Paris, Centre Malher:

Die *Internationale Gesellschaft der Mediävisten* IMS-Paris widmete ihr alljährliches Symposium dem Thema „Karl der Große nach Karl dem Großen“.

Es fand vom 26. bis 28. Juni statt und holte auch das LAMOP hinzu (*Laboratoire de médiévisitique occidentale de Paris*). Die Teilnehmer: Marianne Ailes, Jade Bailey, Jeanette Beer, Daisy Delogu, Patrick Flynn, Matthew Gabriele, Phillipa Hardman, Chris Jones, Patricia Kroschwald, Richard Landes, Anne Latowsky, Cesare Mascitelli, Joan Molina Figueras, Eric North Rice, Émilie Rouquette, Jace Stuckey, Luke Sunderland, Claire Tignolet, Gernot Wieland und Václav Žurek. Die deutsche Beteiligung hielt sich in engen Grenzen. Immerhin wurde das *Institut historique allemand* besucht, das Ehrenwein (vin d'honneur) kredenzte, vielleicht Jahrgang 814.

Prüm in der Eifel:

Am 09. 05. veranstaltete Prüm einen Themenabend, bei dem die Worte von Prof. Max Kerner – „Mythos Karl · Wie die Nachwelt Karl den Großen sieht“ – mit Barockmandoline, Barockgitarre und Mandolone der Capella Aquisgrana wirkungsvoll zusammentraten.

<http://www.volksfreund.de/nachrichten/region/pruem/kurz/Kurz-Musik-und-Worte-zu-Karl-dem-Grossen;art8112,3857880>

Prüm als Karolingerstadt:

Diese stolze Benennung hat sich Prüm im Mai zugelegt. So hat das Eifelstädtchen mit Lorsch am Rhein, Obermarsberg und Forchheim gleichgezogen, denn es sei sicher: „Prüm hat einen größeren Platz in der europäischen Geschichte verdient“, schließlich könnte Karl der Große in der Abteistadt oder auf der Bertradaburg im Kylltal geboren worden sein; außerdem habe der Benediktinermönch Wandelbert im 9. Jh. hier die Maibowle erfunden.

sch (2014): Kaiserliche Zukunft für Prüm; *Wochenspiegel*, Monschau, 15. 05.

Rom, Petersdom:

Vor seiner Privataudienz bei Papst Franziskus und seinem privaten Gespräch mit Papst emeritus Benedikt XVI. lässt sich Bayerns Ministerpräsident Horst I. Seehofer auf jener Porphyryplatte fotografieren, auf der Karl d. Gr. von Papst Leo III. zum Kaiser gekrönt worden sein soll.

Krügel, Christian (2014): Der Papst, Seehofer und ein paar böse Teufelchen; *SZ*, 24. 06.

Saint-Riquier, Abtei:

Seit dem 29. Juni bis zum 29. September wird hier die Ausstellung *L'Europe avant l'Europe – Les Carolingiens* gezeigt (Europa vor Europa – Die Karolinger). Die Besucher können in die karolingische Welt eintauchen und jener Gestalt begegnen, die „zugleich real und mythisch“ ist.

Courrier picard, 27. 06.

Solingen, Botanischer Garten:

Am 31. Juni startete die erste Heilkräuter-Führung, orientiert am *Capitulare de villis*. Heilpraktikerin Donata Lokenvitz erläuterte, wie damals Pfefferminz, Salbei oder Löwenzahn unter die Heilmittel gekommen seien; wurmabtötende Pflanzen traten hinzu [nr]. Wenn man bedenkt, dass im Abendland erst Hildegard von Bingen (1098–1179) derartige Gedanken schriftlich niedergelegt haben soll (wobei allerdings ungeklärt ist, ob sie schreiben konnte und ob tatsächlich dieses „abenteuerliche Gemisch aus Theologie, Mystik und Dreckapotheke“ bereits zu ihrer Zeit propagiert worden ist [Bergmeier, 95]), dann lässt sich ermesen, wie weit Karls ‘Kräuterweiblein’ oder Ärzte ihrer Zeit voraus waren. Vielleicht waren sie deshalb nicht in der Lage, an Karls Sterbelager zu treten ... [Suhr, 637].

Bergmeier, Rolf (2014): *Christlich-abendländische Kultur · Eine Legende*; Aschaffenburg

nr (2014): Zu den Pflanzen, die Karl der Große empfahl. Erste Heilkräuter-Führung; SolingerTagblatt.de, 02. 06.

Suhr, Detlef (2012): Einhard und der konstruierte Tod Karls des Großen; *Zeitensprünge* 24 (3) 634-645

Trappenkamp:

In diesem Ereigniswald nahe Bad Segeberg spielten 400 Passionierte die Schlacht von 798 bei Suentana am Originalschauplatz nach. Hier sollen die Slawen mit fränkischer Unterstützung die Sachsen aufs Haupt geschlagen haben („Projekt Eisenwald“).

dpa (2014): 400 Kämpfer stellen Schlacht bei Suentana nach; 10. 05.

Wesel, Historisches Rathaus:

Die erste Statue, die auf dem Nachbau des historischen Rathauses postiert wird, ist selbstverständlich eine (gegossene) Figur Karls des Großen. Sie wird mehr als die anderen kosten und ab Oktober zu bestaunen sein.

Herzog, Petra (2014): Wesel · Karl kommt wohl zur Kulturnacht; *WAZ*, 07. 06.

Wien, Kunsthistorisches Museum:

Weit im Osten des karolingischen Reiches erinnert man nicht nur an den 1200. Todestag am 28. 01., sondern auch an den 2000. Todestag des anderen übergroßen Kaisers, am 19. 08. Von Augustus wird die berühmte große Gemme gezeigt (gemma augustea), die aus seinem Privatbesitz gestammt haben dürfte, von Karl hingegen das Krönungsevangeliar, das erstmals seit 60 Jahren ans Licht geholt wird. Zusammen mit etlichen Münzen werden die beiden Rarissima vom 27. 05. bis zum 21. 09. gezeigt.

APA (2014): Augustus und Karl der Große im KHM; *Kleine Zeitung*, 26. 05.

Karleske Bücherlese

Heribert Illig

HACK, ACHIM THOMAS (2011): *Abul Abaz · Zur Biographie eines Elefanten*; Wissenschaftlicher Verlag Bachmann; Badenweiler, 101 S., 4 Abb.

Prof. Achim Hack begegnet uns in diesem Heft als der Mann, der darauf achtet, dass die Fossa Carolina quellengerecht interpretiert wird. Insofern erwarten wir einen Forscher, dem auch bei Karls Elefant die Quellen am Herzen liegen. Ein anderer hätte ohnehin wenig Chancen, gibt es doch keinen Knochen des exotischen Tieres, keinen Überrest eines Geheges oder seines Transportschiffs, schon gar kein versteinertes Trittsiegel, keinen Koproolithen. Gleichwohl:

„Dabei ist es nicht wenig, was sich historisch gesichert über den Elefanten Karls des Großen sagen lässt. Ja, es scheint sogar möglich, so etwas wie die Biographie dieses gewaltigen Tieres zu skizzieren“ [H. 12].

Eine mutige Aussage, sind doch die Quellen überschaubar: Vier Einträge in den Reichsannalen, zu den Jahren 801 (3 Sätze), 802 (2 Sätze) und 810 (1 Satz), dazu ein einziger Satz in Einhards Vita Karoli [cap. 16]. Umso wichtiger wären Quellen aus dem Land des schenkenden Harun al-Raschid, jedoch:

„In der arabischen Historiographie hat der Gesandtschaftswechsel zwischen Hārūn ar-Rašīd und Karl dem Großen keinen Niederschlag gefunden. Deshalb grundsätzlich an der Existenz der Kontakte zu zweifeln, wie es einige Orientalisten im 19. Jahrhundert für nötig befanden, ist jedoch nicht gerechtfertigt“ [H. 18].

Diese Reaktion ist freilich viel zu wenig. Wenn schon ein König aus Tausendundeinernacht seinen einzigen Elefanten auf eine Reise von vielen 1.000 km schickt, müsste irgendetwas davon in seinem Reich festgehalten werden – andernfalls hängen die sechs lateinischen Sätze freischwebend in der Luft. Genau hier müsste Quellenkritik laut werden. Stattdessen geraten wir bei Hack in Abwägungen darüber, ob der Elefant als junges Tier einstens von Indien auf dem Seeweg nach Bagdad gekommen sei [H. 21]. Zur Route in den Westen gibt es wenige Überlegungen. Wegen Byzanz musste das Elefantentransportschiff Süditalien, Sizilien und Sardinien meiden. Insofern hätte es nahe gelegen, dass es Marseille ansteuert und der Elefant das Rhonetal hinaufzockelt, die Wasserscheide zwischen Saône und Mosel bewältigt und nach diesen 460 Höhenmetern bequem Aachen erreicht – ausgesprochen bequem im Vergleich zu der Wegstrecke, die ihn von Porto Venere (La Spezia) über Vercelli und vielleicht die Passhöhe von 2.469 m am Großen St.-Bernhard erwartete [H. 24-27]. Aber was sind 2.000 Höhenmeter für Karl!

Zur Logistik erfahren wir wenig: Der Elefant verbraucht am Tag 200 kg Futter und 100 l Wasser, die gesamte Strecke betrug mehr als 5.000 km und Transportschiffe für derartige Großtiere gab es seit der Antike nicht mehr. Nicht rastender Menschengestalt hat noch geschlussfolgert, dass der Exot von der Maul- und Klauenseuche dahingerafft worden sein dürfte [H. 40].

Es folgt eine luzide Passage, die klarstellt, dass sich, was die historische Erkennbarkeit angeht, großer Elefant und großer Karl „nicht in grundsätzlicher Weise“ unterscheiden [H. 42], dem zuzustimmen ist. Damit hat diese spezielle Art einer Biographie ihr Ende erreicht. Es folgen einige Ergänzungen: zu Tieren ohne Kniegelenke, zu Elefantenabbildungen im Mittelalter, zum Namen Abul Abaz und dergleichen. Das wird von 147 detailreichen Fußnoten ergänzt. Das alles ist sehr schön, doch wie endet Eugen Roth sein Gedicht *Gezeiten der Liebe*: „Doch bleibt vergeblich alle Schrift, wenn man zuerst daneben trifft.“ Gewissenhafte Quellenkritik ließe so ein Buch nicht zu.

UBL, KARL (2014): *Die Karolinger. Herrscher und Reich*; C. H. Beck, München, 128 S., 3 Karten und Stammbäume

Wer im Konzentrat informiert sein will, wie die Karolinger als Familie erstanden, herrschten und untergingen, kann diese knappe Darstellung wählen; Karl Ubl lehrt Mittelalterliche Geschichte an der Universität zu Köln und will keine neuen Interpretationen bringen. Hier seien zwei Themen herausgegriffen, zunächst die Heeresmacht, zu der im letzten Heft einige kritische Gedanken geäußert worden sind:

„Der Aufstieg der Karolinger beruhte in erster Linie auf militärischer Stärke. [...] Jahr für Jahr versammelten sie eine gewaltige Armee [...] eine ausgewogene Mischung von berittenen Krieger, Fußsoldaten und Belagerungstechnikern [...] ein Gesamtpotential von 100000 Mann für das Frankenreich unter Karl dem Großen [...] wird die Stärke seiner Armee aber doch beträchtlich gewesen sein und möglicherweise bis zu 30000 Mann umfasst haben. Dabei forderten die Kriege nicht immer einen hohen Blut-zoll, da die Doktrin der absoluten Übermacht die Einschüchterung und Kapitulation der Gegner zum Ziel hatte“ [Ubl, 40 f.].

Hier sind wir weit von Friede kleinen Armeen, ja Streifscharen entfernt [vgl. Illig 2014, 11]; Probleme der Logistik sind Ubl nicht begegnet. Dem Krieg folgt die Verwaltung der eroberten Gebiete, die konsequent angelegt worden ist:

„Die Tendenz zur Verschriftlichung der Verwaltung [...] Die Tendenz zur Schriftlichkeit [...] der Wille zur Verschriftlichung [...] Das Kaisertum schlug sich somit im Inneren des Frankenreichs in einer erheblichen Steigerung der Schriftlichkeit nieder [...] Die Regelungsdichte [...] Dieser Hang zur schriftlichen Normierung“ ... [Ubl, 57 f., 60, 69].

Dem extremen Hang zur Verschriftlichung folgte simultan die groß angelegte Fälschung:

„Im Zuge der Aufstände gegen Ludwig den Frommen entstand die Idee zu einer **gigantischen Fälschungsaktion**, deren Enttarnung erst im 17. Jahrhundert gelang. An die 100 Papstbriefe, vorwiegend aus den ersten drei Jahrhunderten, wurden gefälscht, um fortan der Absetzung, Anklage und Verfolgung von Bischöfen juristische und theologische Schranken zu setzen. Die »Pseudoisidor« genannte Fälschergruppe wandte sich damit gegen das Vorgehen Ludwigs des Frommen [...] Spiritus rector des Unternehmens war der Abt von Corbie und Theologe Paschasius Radbertus, der sich auch sonst als scharfer Kritiker des Kaisers profilierte. Das Fälschungsmaterial war so vielfältig, dass viele daraus Nutzen ziehen konnten und niemand offen Zweifel daran äußerte, dass bis dato unbekannte Briefe der ersten Nachfolger Petri auftauchten. Am meisten profitierten davon aber der Papst [...] und die Bischöfe“ [Ubl, 86; Hvhg. III].

So wird auch von Ubl bekräftigt, dass das Mittelalter zu einer gigantischen Fälschungsaktion in der Lage war, was immer dann bezweifelt wird, wenn ich von einer groß angelegten Fälschung spreche. Hier kommt noch hinzu, dass es sich ja um eine jener Fälschungen „mit antizipatorischem Charakter“ handelt; sie kam nach ihrer Kreation um 850 nicht zum Einsatz, sondern blieb gut 200 Jahre in der wurmstichigen, mäusezahnbedrohten Schublade liegen, bis die Fälschung genehm wurde. Vor 23 Jahren hat Hans-Ulrich Niemitz [1991, 21-24] als erster auf die Absurdität dieser Annahmen hingewiesen; dieser Vorwurf an die Diplomaten steht seit 18 Jahren in mittlerweile weitverbreiteten Büchern [Illig 1996, 9 f.] – aber die Mediävisten können nur das Immergleiche wiederholen, weil sonst ihr Karten-, korrekter: Urkundenhaus zusammenbräche. Da fällt dann gar nicht auf, dass im Kloster Corbie die karolingische Minuskel erfunden worden sein soll, aber vom Klosterbau nichts Karolingisches überdauert hat. Stein ist einfach vergänglicher als Pergament.

Illig, Heribert (2014): Friedr. Karl; *Zeitensprünge* 26 (1) 5-27

- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf

Niemitz, Hans-Ulrich (1991): Fälschungen im Mittelalter; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (1) 21-35

Gedrucktes zum Karls-Jubiläum

1. Zeitungen und Zeitschriften

- Aachener Geschichtsverein (2013): Nach 6 Jahren Stadtarchäologie wandelt sich das Bild von der Pfalz Aachen; *Aachener Geschichtsverein e.V.* (online)
- aro. (2014): Auf dem Holzweg · Forschungen zum Kloster Corvey; *FAZ*, 29. 03.
- Berg-Hobohm, Stefanie / Linzen, Sven / Faßbinder, Jörg (2014): Neue Forschungsergebnisse am Karlsgraben durch geophysikalische Messmethoden; *Denkmalpflege*, Nr. 157, März 2014, 25-27
- Dietmar, Carl (2014): Kaiserpfalz aus dem Computer; *Kölner Stadt-Anzeiger*, 12. 06.
- dpa (2014): So wohnte Karl der Große: Neues Modell der Pfalz vorgestellt; *Aachener Zeitung*, 22. 05.
- Engel, Sarah (2014): Hölzerner Karl im Osnabrücker Diözesanmuseum; *Neue Osnabrücker Zeitung*, 01. 04.
- Euregio Aachen (2014): Ein Tod der nur auf Pergament geschah; *Redaktion Aachen-Euregio*, 30. 01. (anonymes Plagiat der *Zeitensprünge*-Thesen unter Ausklammerung des Namens HI)
- Felder, Gerd (2014): Impulsgeber für ein kulturelles Europa [3 Ausstellungen]; *Die Tagespost*, Würzburg, 23. 06.
- Feldhaus, Martina / Hautermans, Heiner (2014): Wo Karl wohnte, weiß man noch immer nicht. Ausgrabungen und alte Dokumentationen führen zu neuen Erkenntnissen. Das neue Pfalzmodell weist Unterschiede zum Vorgänger auf; *Aachener Nachrichten*, 23. 01.
- Fischer, Markus (2014): Spektakuläre Datierungen: „Nach Aachen kommt Corvey“. Älteste Bauhölzer im Kloster Corvey sind über 1150 Jahre alt; *Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL)*, 27. 02. <http://www.lwl.org/pressemitteilungen/mitteilung>
- Görtz, Birgit (2014): Karl der Große: Orte der Macht; *Deutsche Welle (DW.de)*, 19. 06. <http://www.dw.de/karl-der-gro%C3%9Fe-orte-der-macht/a-17719829?maca=derss-de-all-1119-xml-atom>
- Gottwals, Gernot (2014): Lichtgestalt und Kriegsherr. Rathaus, Domschatzkammer und das Centre Charlemagne zeigen Schauen über die Macht, die Kunst und die verlorenen Domschätze des Frankenkaisers; *Frankfurter Neue Presse*, 28. 06.
- Hamburger, Jeffrey F. (2014): Hätte es ohne den Islam Karls Reich gegeben? *FAZ*, 04. 08.
- Hautermans, Heiner (2014): Karl ließ seine Königshalle auf römischen Mauern gründen; *Aachener Nachrichten*, 04. 04.
- hk (2014): Kaiser, Eroberer und Liebhaber. Europart zeigt Doku über Karl den Großen; *Frankfurter Neue Presse, Main-Taunus-Kreis*, 28. 03.
- Jaeger, Milan (2014): Kaiser Karl soll zurückkehren; *Frankfurter Rundschau*, 05. 05.
- Jansen, Guido / Pappert, Peter (2014): Thronfrage bleibt offen, Grabfrage scheint geklärt; *Aachener Zeitung*, 18. 06.
- Kainberger, Hedwig (2014): Großes Griss um den Schatz Tassilos [Interview mit

- Prof. Herwig Wolfram]; *Salzburger Nachrichten*, 13. 07.
- Kempis, Stefan von (2014): Unser Buchtipp: Karl der Große; *radiovaticana*, 05. 04.
- Krücken, Monika (2014): Forschungen zur Aachener Kaiserpfalz. Interview mit der Stadtkonservatorin Monika Krücken; *Monumente*, April
- nimwegen (2014): Nimwegen feiert Karl den Großen; *www.derwesten.de*; 28. 03.
- nn (2014): Karl der Große und sein Erbe am Rhein. Ingelheim am Rhein; *www.rheinzeitung.de/* 27. 03.
- Pappert, Peter (2014): Starkes Erbe und heute „Charly to go“; *Aachener Zeitung*, 24. 01. [Großes Interview mit Max Kerner]
- red (2014): Wo Karl der Große Hof hielt; *Frankfurter Neue Presse*, 08. 04.
- Redaktion (2014): Ingelheim und die Pfalzen Karls des Großen aus archäologischer Perspektive; *ingelheim-online*, 01. 04., auch: *www.karlsjahr2014-ingelheim.de*
- Ricker, Julia (2014): Karl der Große als Förderer von Kunst, Bildung und Wissenschaft · Grenzen sprengen; *Monumente · Magazin für Denkmalkultur in Deutschland*, Nr. 2/2014, 8-15 (Mitte März)
- Rother, Sabine (2014): Streit um Karls Grab, den Thron und seine Moral. Die Aachener Historiker Max Kerner und Harald Müller widersprechen Aussagen des Archäologen Sven Schütte. Übereinstimmung bei den Gebeinen; *Aachener Nachrichten*, 01. 04.
- Schloemann, Johan (2014): Gewalt und Erneuerung. Karl der Große war ein christlicher Dschihadist; *SZ*, 21. 06.
- Stark, Florian (2014b): Im Mittelalter zog man Großprojekte einfach durch. Schon Karl der Große plante einen Kanal zwischen Main und Donau. Nach neuesten Grabungen war er wohl deutlich länger als bislang angenommen. Vor allem aber: Er wurde auch fertig; *Die Welt*, 05. 05.
- Wetzel, Holger (2014): Erfurts Wurzeln gibt es bisher nur auf Papier. Archäologen haben noch keinen Nachweis, dass Erfurt schon sehr früh besiedelt war; *Thüringische Landeszeitung*, 29. 03.

Bücher und Medien

- Cassenti, Frank (DVD 2014): *La Chanson de Roland*; Alpa Média (Hier wird den rätselhaften drei Jahrhunderten zwischen 778, dem Jahr der Schlacht bei Roncesvalles und dem Ende des 11. Jh. nachgegangen, ab dem das Rolandslied europaweit in Umlauf kommt)
- Meyer-Kahrweg, Doreothee / Sarkowicz, Hans (2014): *Unterwegs in der Geschichte Deutschlands. Von Karl dem Großen bis zur Gegenwart*; C.H. Beck, München, Pb
- Mathieu, Sabine (2014): *Rathaus, Dom und Charlemagne · Karl der Große und seine Pfalz in Aachen*; Meyer & Meyer, Aachen
- (2014): *Aachen entdecken - ein Stadtführer. Rundwege durch die Kaiserstadt*; Meyer & Meyer, Aachen
- Müller, Harald / Bayer, Clemens M. M. / Kerner, Max (2014): *Die Aachener Marienkirche: Aspekte ihrer Archäologie und frühen Geschichte*; Schnell & Steiner, Regensburg, ca. 320 S., 60 schwarz-weiße und 64 farb. Abb.

Römische *Fossa Carolina*

Heribert Illig

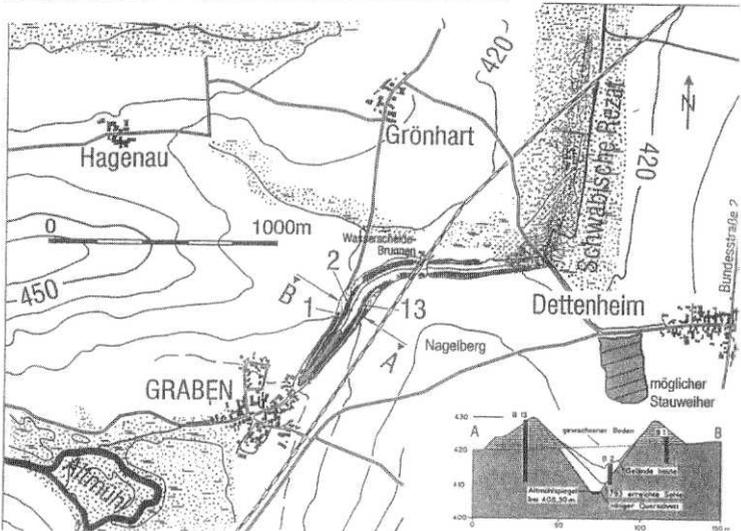
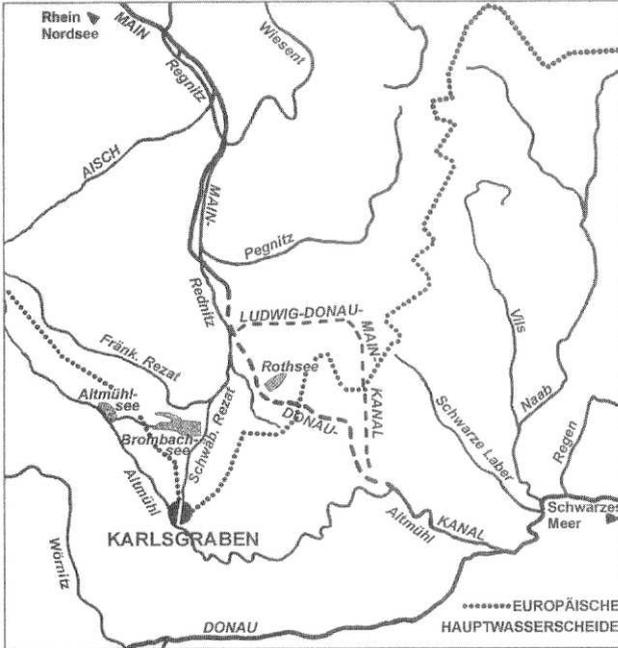
E. = Ettel, Peter / Daim, Falko / Berg-Hobohm, Stefanie / Werther, Lukas / Zielhofer, Christoph (Hg. 2014): *Großbaustelle 793 · Das Kanalprojekt Karls des Großen zwischen Rhein und Donau* (Mosaiksteine · Forschungen am Römisch-Germanischen Zentralmuseum, Band 11 und Begleitbuch zur Ausstellung im Museum für Antike Schifffahrt des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz 30. April bis 10. August 2014, ab 1. September im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in München); Mainz

Zum Auftakt zwei alte Bekannte

Seit einigen Jahren wird die Fossa so gründlich wie noch nie erforscht. Zum 1200. Todestag von Karl bringt vorstehender Katalog den aktuellen Stand. Er stammt aus dem Verlag des *Römisch-Germanischen Nationalmuseums* in Mainz; die größte Arbeitsgruppe stellt die Universität Jena, eine kleinere die Universität Leipzig. Achim Hack lehrt in Jena. Er ist als 'Biograph' von Karls Elefant hervorgetreten und beurteilt den „Bau des Karlsgrabens nach den Schriftquellen“ [Hack bei E. 53-62]. Ihn beschäftigt eingangs die Debatte rings um den Karlsgraben und übt dabei Kritik an zwei Urhebern der nur fünf Einzelnachweisen, die bei *Wikipedia* [→ Fossa Carolina] gebracht werden:

„Bei einigen Verfassern ist unübersehbar, dass sie mit der historischen Arbeitsweise nur wenig vertraut sind.

Ein »gutes Beispiel« dafür liefert die im Jahre 2006 erschienene Dissertation von RALF MÖLKENTHIN, die sich unter dem Titel »Straßen aus Wasser« unterschiedlichen »Aspekte(n) der Binnenschifffahrt im Westeuropa des frühen und hohen Mittelalters« widmet. Das zweite von nur drei eigenständigen Kapiteln ist – alliterierend – mit »König Karls Kanalbau« überschrieben. Zu Beginn werden vier Seiten lang einige Berichte über dieses Ereignis gewissermaßen mechanisch aneinandergereiht, ohne ihre Auswahl in irgendeiner Weise zu begründen. Das einzige Ordnungskriterium (wenn das nicht bereits übertrieben ist) scheint die Länge der Texte gewesen zu sein. Dementsprechend verwendet der Verfasser im Folgenden die eine Aussage und verwirft die andere – gerade so, wie es ihm im Augenblick gelegen kommt. Angesichts dieser Beliebigkeit erstaunt es wenig, dass Texte, die mehr als 100 Jahre nacheinander entstanden sind, völlig gleichberechtigt nebeneinander verwendet werden (Schon acht Jahre vor seiner Dissertation hatte der Verfasser einen Aufsatz von ähnli-



Die drei Kanäle über die europäische Hauptwasserscheide und die zugehörigen Flüsse / Geländeaufnahme von 1992 mit drei Bohrstellen und dem mittlerweile widerlegten karolingischen Stauweiher, dazu ein Querschnitt [Keller, 13, 48].

chem Umfang und Inhalt veröffentlicht – offenbar der Nukleus seiner Arbeit.)

Was der Leser bei Molkenthin und einigen anderen Autoren vermisst, ist die für jede historische Untersuchung grundlegende Quellenkritik. Ihr Ziel ist die Prüfung der überlieferten Quellen auf deren Aussagefähigkeit hin“ [Hack, 53; Hvhg. HI].

Den Unmut von Hack erregt auch KONRAD SPINDLER, der erste Erforscher des Ötzi. In seinem Aufsatz von 1998 zur Fossa

„stellt Spindler die Darstellung der sogenannten Einhardsannalen als Fiktion, ja sogar als bewusste Fälschung dar. Er kennt sogar die genauen Umstände. Nachdem der Kanal »höchstens 20 Jahre lang einwandfrei funktioniert hatte«, sei er gegen Ende der Herrschaft Karls oder aber zu Beginn der Regierung Ludwigs mangels Wartung sehr schnell verfallen. Das habe zu »allerlei Beschwerden vor allem seitens der Handelsleute« geführt. Zwar »kümmerte sich (Ludwig der Fromme sc.) nicht weiter um die Aufrechterhaltung des Kanalbetriebes«, musste aber »sein Desinteresse oder Versagen irgendwie rechtfertigen«. So kam es zur Fälschung der Historiographie.

Spindler führt dazu aus: »Aus heutiger psychologischer Sicht erscheint es daher sehr verständlich, daß er (Ludwig der Fromme sc.) sein Unvermögen einfach seinem Vater, in dessen Schatten er ja zeitlebens stand, in die Schuhe schob. So ließ er den oder die Redakteure, die die überlieferten Annalen neu zu bearbeiten hatten, neben anderen Sticheleien eine Geschichte erfinden, die an Perfidie und Unverfrorenheit nichts zu wünschen übrig lässt.« (Alle Zitate auf Seite 57 der unten angeführten Arbeit aus dem Jahre 1998).

Unverfroren ist eine zutreffende Charakterisierung – allerdings nicht für das Verhalten Ludwigs des Frommen, sondern für das Vorgehen Konrad Spindlers. Denn er reiht eine Unterstellung an die andere, die – gelinde gesagt – allesamt nicht zu beweisen sind: die Funktionsfähigkeit des Kanals, dessen mangelhafte Wartung und Verfall, die Klagen der bisherigen Nutzer (angeblich in der Hauptsache Händler) und vor allem der kaiserliche Befehl zur Geschichtsfälschung. Dieses Szenario ist nicht nur höchst phantastisch, sondern enthält alle Elemente einer Verschwörungstheorie.“

[Ortschaft Graben:] „Aufgabe ihrer Bewohner war es ihm [Spindler; HI] zufolge, die Kanaltrasse zu warten und die Kanalbenutzungsgebühren zu kassieren. Schriftliche Quellen dafür gibt es nicht“ [Hack, 57 f.].

Es geht also in diesem zweiten Fall um blankes Phantasieren. Hierzu und auch im Zusammenhang mit dem Ötzi ist ein eigenständiger Artikel entstanden (s. S. 494 ff.).

Im ersten Fall geht es Hack gerade bei einer Dissertation um mangelhaften Umgang mit Quellen. Es braucht hier nur daran erinnert zu werden, dass Molkenthin seit vielen Jahren gegen das erfundene Mittelalter ankämpft, ob offen wie in seinem Buch [Molkenthin, 57] oder vor allem verdeckt im Internet (alias Altfried II., Ludger 123 etc. [Illig 3/2013, 690]). Hacks harsche Kritik an Molkenthins wissenschaftlicher Qualifikation mag seinen Furor gegen uns vielleicht noch steigern.

Erstaunlicherweise hat 1999 auch Amalie Föbel die Fossa herangezogen, bemühte aber nicht die laufenden Ausgrabungen, sondern die im Grundwasser gescheiterten Sondagegrabungen von 1910 [vgl. Keller, 9], um so für ein definitiv karolingisches Bauwerk zu plädieren. Als Spezialistin für Geschichte und Historische Hilfswissenschaften war sie nicht dafür prädestiniert, ihren Kollegen und Kolleginnen zur kritischen Würdigung des erfundenen Mittelalters auch noch eine archäologische Widerlegung zu liefern. Sie prägte damals den schriftquellenbezogenen Satz: Geht man methodisch korrekt vor, stellt sich die Frage nach der Fiktivität Karls nicht [vgl. Illig/Anwander, 67 f.].

Achim Hacks Position gemäß den Quellen

Nun ist auch Hack nicht vor Kritik gefeit. Er hat mit seiner Biographie von Karls Elefant Abul Abaz [2011] demonstriert, was er für den richtigen Umgang mit Quellen hält: zunächst die Analyse jeder einzelner Quelle „und sodann der Vergleich mit allen anderen Quellenaussagen zum selben Thema“ [Hack, 53]. Aber wie kann man über einen aus Bagdad kommenden Elefanten schreiben, wenn es keine einzige arabische Zeile zu dem Tiergeschenk und allen seinen Umständen gibt, wenn es also keine andere Quelle zum Vergleich gibt? (vgl. S. 295 f.)

Er hat auch einen Essay zu den Aachener Katalogen und zum Problem der „Welterfahrung durch Diplomatie“ beigesteuert [AA2, 66]. Er leistet dabei einen weiteren Beitrag zur karlischen Logik (vgl. S. 267): aus A folgt A, denn er schreibt in Bezug auf den Kalifen von Bagdad:

„Zwischen ihm und Karl dem Großen wurden innerhalb eines Dezenniums vier Gesandtschaften ausgetauscht, zwei in jeder Richtung. Diese haben ausschließlich in den lateinischen Quellen ihre Spuren hinterlassen. Am besten sind daher die fränkischen Abordnungen bezeugt“ [AA2, 68].

Zum Karlsgraben stellt er die angemessenen Fragen: „Was berichten die schriftlichen Quellen? Und wie sind diese Quellen selbst einzuordnen? [Hack, 53] Zu den *Reichsannalen* treten die sogenannten *Einhardsannalen*, eine Bearbeitung in sprachlicher wie inhaltlicher Hinsicht für die Jahre von 741 bis 801, die zu Unrecht Einhard zugeschrieben wird, der sie aber benutzt hat. Zeichnen die *Reichsannalen* „ein sehr positives Karlsbild“ tritt nun auch

„Negatives, Misslungenes, Gegenläufiges“ [Hack, 54], etwa das Scheitern des Kanalbaus, hinzu. Uns interessiert vor allem das Scheitern an der Natur:

„Es wurde also zwischen beiden Flüssen ein Graben gezogen, zweitausend Schritte lang und dreihundert Fuß breit; *jedoch umsonst*. Denn bei dem anhaltenden Regen und da das sumpfige Erdreich schon von Natur zu viel Nässe hatte, konnte die Arbeit keinen Halt und Bestand gewinnen, sondern wie viel Erde bei Tag von den Grabern herausgeschafft wurde, soviel setzte sich wieder bei Nacht, indem die Erde wieder an ihre alte Stelle einsank“ [Einhardsannalen → 793; Hvhg. HI].

Sprechen die den Kanal flankierenden, hochragenden Wälle gegen die Aussage der *Einhardsannalen*? Hier zeigt Hack den rechten Umgang mit den Quellen.

„Das ist nur dann der Fall, wenn man den Text sehr wörtlich – zu wörtlich – versteht. Der anonyme Verfasser hebt in seiner Schilderung vor allem auf die Vergeblichkeit des Unterfangens ab, wie mit den einleitenden Worten »sed in cassum« [‘aber vergeblich’; HI] bereits deutlich gemacht wird“ [Hack, 58].

Weil der Anonymus schrieb: ‘aber vergeblich’, brauchen wir das permanente Hineinrutschen nicht stark zu gewichten, können es im Grunde negieren. So also sieht methodische Quellenkritik aus. Sie kann sich noch steigern. Die *Wolfenbütteler Annalen* ergänzen, „dass die Schiffe teils über Land gezogen, teils durch die Flüsse transportiert worden seien.“ Es gab also für Karl 793 keine Durchfahrt durch die Fossa.

„Kann man den Bericht wenigstens als Beleg für eine Weiherkette verstehen, die ja immer wieder zur Debatte gestellt worden ist? Das ist höchst unwahrscheinlich. Mit »per terram tractis« dürfte wohl kaum die Benutzung einer Schleifstrecke zwischen Staustufen gemeint sein, sondern die Überwindung eines längeren Landweges“ [Hack, 59].

Demnach wurden Karls „Schiffe von der Altmühl auf dem Land in die Rezat geschleift“ [Hack, 60], um das Flusssystem von Main und Rhein zu erreichen. (Für Zungenbrecher-Fans: Oberster Quellfluss ist die *Schwäbische Rezat*, die ab ihrer Vereinigung mit der *Fränkischen Rezat* nun *Rednitz* genannt wird, die nach ihrer Vereinigung mit der *Pegnitz* schließlich *Regnitz* heißt und bei Bamberg nicht in die Mednitz, sondern in den Main fließt.) Hier also wurde eine Schleifstrecke benutzt, wie sie wohl schnell erstellt werden konnte, ganz anders als die damals ‘unmögliche’ Fossa. Warum also hätte man ihren Bau überhaupt versucht?

„Bisweilen hat man die Gründe im wirtschaftlichen Bereich gesucht, bisweilen im militärischen – und natürlich ebenso in einer Verbindung von beiden. Wie gesagt, Belege existieren für keine dieser Thesen“ [Hack, 61].

Die Forschung steht also einigermaßen hilflos da: Die Quellen dürfen nicht zu wörtlich genommen werden, der König lässt seine Schiffe über Land schleifen, Sinn und Zweck für dieses Unternehmen, sechs Jahrhunderte vor dem nächsten europäischen Scheitelkanal, bleiben rätselhaft. Der gewiefte Quellenkundler kommt allerdings zu einem ganz anderen Fazit, das die vollständige Wiedergabe verdient:

„Vor diesem Hintergrund kann die Zusammenfassung kurz ausfallen. Die Prüfung der Thesen, die in der umfangreichen wissenschaftlichen, halb-wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Literatur mit Bezug auf den Bau des Karlsgrabens vorgetragen worden sind, hat ergeben, dass an den Darstellungen der beiden Hauptquellen, den Fränkischen Reichsannalen sowie den sogenannten Einhardsannalen, nicht zu zweifeln ist; mehr noch: Diese sind sogar – recht betrachtet – ohne Weiteres miteinander vereinbar. Bemerkenswerte sachliche Ergänzungen bringen nur die Wolfenbütteler Annalen, alle anderen Quellen sind für die Rekonstruktion der Ereignisse vernachlässigbar.“ [Hack, 62]

Chapeau! Der Minimalhinweis mittels sechs Worten in den *Reichsannalen* – „fossatum magnum inter Alcmana et Radantia“ (der große Graben zwischen Altmühl und Rednitz, ohne Hinweis auf eine Baustelle!) – ist also mit dem Scheitern des Projekts kompatibel, wie es in den *Einhardsannalen* beschrieben wird. Am Projekt selbst gäbe es nichts zu zweifeln, obwohl es im Dauerregen abgebrochen wurde und der König dank einer funktionierenden Schleifstrecke ungehindert nach Würzburg weiterreiste. Und die *Einhardsannalen* sind keine Fälschung (wie Spindler postulierte).

Zur Orientierung: Folgende Quellen sind gemäß Hack in diesem Zusammenhang „vernachlässigbar“, wobei als Baujahr meistens 793, manchmal 792 steht:

Annales Mosellani (für 792),
Annales Laureshamenses (eine Nebenform der ersteren),
Chronicon Moissiacense (fast identische Wortwahl),
Annales Fuldenses (beruhend auf den Reichsannalen),
Annales Sithienses (ebenso),
Annales Alamanici (für 792),
Annales Weingartenses (ein Auszug letzterer; für 792),
Annales Laurissenses,
Chronicon Reginanis (Regino von Prüm); vor 911
Chronikon Tiliari,
Annales Guelferbytani pars II. (Hacks Wolfenbütteler Ausnahme),
Annales Maximiniani (Kanaldurchfahrt),
Annales Sancti Emmerami Ratisponense maiores (dito)
Poeta Saxo (gemäß *Reichsannalen*); um 890 [Beck, 2-5].

„Es folgt ein Zeitraum von 200 Jahren, in denen wir nichts von dem Unternehmen Karls des Großen hören“ [Beck, 5]. De facto ließe sich sogar von bis zu 250 Jahren sprechen:

Auctarium Ekkehardi Alahensis; (Ekkehard von Niederalteich), um 1140,
Auctarium Annalium Salisburgensium; 12. Jh.,

Chunos Bericht über die Klostergründung Wülzburg; 1278.

„Wieder vergeht eine Spanne von 200 Jahren“ [Beck, 7]. Ab 1500 „fließt der Strom der geschichtlichen Zeugnisse“, der aber wiederum von den *Reichs- und Einhardsannalen* herrührt [Beck, 7].

Wir erkennen daraus auch, dass im Grunde ein einziger Annalenschreiber die Richtschnur für 17 Folge-Annalen geliefert hat. Das engt die Bandbreite der Überlieferung doch sehr stark ein und beweist, wie mit einem einzigen Text die gesamte Nachwelt indoktriniert werden kann. Das wirft ein grelles Licht auf die immer wieder beschworene Vielfalt der Annalen.

Ein Römerbau?

Es gibt aber auch die Meinung, die Fossa sei von den Römern begonnen und von den Karolingern nur (erfolglos) fortgesetzt worden. Hier wird Hack fast tückisch. Denn um einen Vertreter dieser These – den Kunsthistoriker Wolf D. Pecher [1993] – zu desavouieren, schickt er dessen negative Meinung zu Joseph Beuys als Künstler voraus, die für unser Thema nun wirklich nebensächlich ist. Pechers Römerthese sei überflüssig, denn:

„Mit seiner »Römerhypothese« glaubt der Kunsthistoriker vor allem die kurze Bauzeit im Herbst 793 erklären zu können. Dass dieses gar nicht notwendig ist, wurde im letzten Abschnitt bereits ausgeführt. Pecher argumentiert ausschließlich mit *angeblicher Plausibilität*, *Quellenbelege* hat er nicht“ [Hack, 60; Hvhg. HI].

Was hat Hack dazu in seinem letzten Abschnitt ausgeführt?

„Das braucht natürlich nicht zu heißen, dass die Arbeiten am Karlsgraben erst 793 begonnen wurden. Der fränkische König kam im Herbst diese Jahres *höchstwahrscheinlich* nicht zum ersten Spatenstich. Ein technisches Großprojekt wie der Kanal zur Überwindung der Rhein-Donau-Wasserscheide bedurfte mit Sicherheit einer längeren Planungs- und Vorbereitungsphase. Über sie erfahren wir allerdings – wie so oft in vergleichbaren Fällen – in den zeitgenössischen *Quellen* leider nichts“ [Hack, 60; Hvhg. HI].

Für einen früheren Arbeitsbeginn führt Hack mit „höchstwahrscheinlich“ eine Plausibilität an, weil er keinen einzigen Quellenbeleg vorlegen kann. Somit hat er „ausgeführt“, dass allein die Karolinger an der Fossa zu Gange waren

und die Römer nicht gebraucht werden. Er argumentiert also exakt so, wie es es Pecher vorwirft, verhöhnt ihn jedoch:

„Dass er seine Arbeit ausgerechnet mit einem Abschnitt »Vom wissenschaftlichen Arbeiten« beschließt – natürlich einer grundsätzlichen Kritik an der »etablierten Wissenschaft« –, ist fast schon kabarettreif“ [Hack, 60].

So zeigt Hack ungewollt: Etablierte und nicht etablierte Wissenschaft können so dicht beieinanderliegen, dass sie nicht mehr zu unterscheiden sind. (Zur Klarstellung: Auch mit Erscheinen dieses Katalogs bleiben zu viele Fragen offen, als dass ein Urteil leicht wäre; außerdem hat der Verfasser nicht auf Hacks Elefanten-Buch verwiesen, um dessen Autor lächerlich zu machen, sondern um seinen Umgang mit den Quellen zu demonstrieren.)

Die Quellensituation im Hochmittelalter

Für das *erfundene Mittelalter*, das den karolingischen Quellen mit gebotener Skepsis entgegentritt, ist die Frage wichtig, wie es nach den Primärquellen des früheren 9. Jh. mit der Berichterstattung weitergeht. Hack [53] sieht die Frage durch ein Buch von 1911 beantwortet und geht nicht weiter darauf ein. Doch der von Hack hier übergangene Friedrich Beck hat am Beginn seines zweiten Kapitels hervorgehoben:

„Es folgt ein Zeitraum von 200 Jahren, in dem wir nichts von dem Unternehmen Karls des Großen hören. Erst mit Anfang des 12. Jahrhunderts begegnen wir einer und zwar neuen Art der Berichterstattung, die sich bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts fortsetzt. Mit Zoepfl (Bayer. Schifffahrtsprojekte, Nürnberg 1902; S. 3) können wir sie als die der Kommentatoren bezeichnen, die vielfach mit dem Rüstzeuge geschichtlicher Gelehrsamkeit ausgestattet, aber bisweilen noch in naiven Vorstellungen befangen sind.“

Die 200 Jahre sind knapp kalkuliert, fährt er doch mit der Niederaltaicher Chronik fort, auf die auch der Katalog eingangs [E. 1] hinweist:

„Zwischen dem 11. Jahrhundert und 1700 werden die bekannten Überlieferungen in verschiedenen Chroniken wiederholt und ergänzt. Besonders zu nennen ist die durch Niederaltaicher Mönche zusammengestellte und um 1140 herausgegebene Universalchronik, die [recte: das] *Auctarium Ekkehardi Altahense*, in der [dem] ein Kanal und die Wälle Karls des Großen, »*vallis Caroli Magni*«, das erste Mal bei den nahe Weißenburg gelegenen Orten Bubenheim und Graben lokalisiert wurden.“

Demnach könnte die Lücke zwischen den relevanten Quellen auch 250 oder sogar 320 Jahre betragen, wenn man alle Annalen als Abschrift der einzigen Quelle aus der Zeit vor 817 [Hack, 54] wertet. Eine ergänzende, aber in sich widersprüchliche Passage steuert Lukas Werther [E. 96] im Katalog bei:

„Die bisherigen Ausführungen haben sich ausschließlich auf frühmittelalterliche Kanalbauten zur Wasserzuführung für lokale Bedürfnisse von Mühlen oder speziellen Konsumentengruppen bezogen. Die Nutzung künstlicher Wasserwege für die Schifffahrt kam dabei nicht zur Sprache. In Einzelfällen wird in den Schriftquellen des 8. - 10. Jahrhunderts auf die Parallelnutzungen von Mühlkanälen für die Schifffahrt verwiesen, andernorts scheint es auch zu Nutzungskonflikten gekommen zu sein. Eine Urkunde König Konrads III. aus dem Jahr 1151 zu Gunsten des Stifts Gottesgnaden (Sachsen-Anhalt) berichtet von der Errichtung eines schiffbaren *canale* zur Umgehung einer Mühle, durch die die Saale blockiert war [...]. In größerer Zahl begegnen jedoch Schifffahrtskanäle erst im 11./12. Jahrhundert in den Schriftquellen, wobei ein **Schwerpunkt** auf Italien, Nordfrankreich und den Niederlanden zu liegen scheint. Für einige archäologisch untersuchte Kanäle in England steht eine Anlage bereits im 10. Jahrhundert zumindest in der Diskussion. In den Jahrhunderten zwischen dem Baustopp römischer Schifffahrtskanäle und dem hochmittelalterlichen Kanal-Boom ist dem Karlsgraben jedoch nach wie vor nur wenig an die Seite zu stellen.“ [Fettkursive Hvhg. HI]

Hier müsste Hack schon wieder rügen, dass ein mindestens 150 Jahre jüngerer Bericht einen älteren ‘einfach so’ kommentieren darf (ebenso eine 100 Jahre jüngere Raffelstetter Zollordnung [E. 80]). Er tut es nicht; aber es ist Gewichtigeres zu kritisieren:

Es gäbe zum Kanalbau einen Schwerpunkt (Punkt?), der von Italien bis zu den Niederlanden reicht, aber ausgerechnet das archäologische Funde liefernde England ausklammert. Von Deutschland ist überhaupt keine Rede – die simple Frage, wie es dann gerade dort viel zu früh zum Karlsgraben kommen konnte, wird nicht gestellt. Stattdessen wird auf den Kanhave-Kanal verwiesen, der noch weiter vom europäischen Kanalschwerpunkt entfernt liegt [E. 97 f.]. Mit ihm wurde über 500 m hinweg die flache dänische Insel Samsø durchschnitten. Er war 11 m breit und maximal 1 bis 1,5 m tief; seine Böschung wurde mit Pfählen und Planken gestützt und geschützt. Eine Dendro-Datierung legt seinen Bau genau ins Jahr 726, ¹⁴C-Daten belegen sein Verlanden kurz nach 780 [E. 97]. *Wikipedia* [→ Kanhave-Kanal] ergänzt: „Jahr 726 (in Ribe regierte der mythische König Angantyr, den Alkuin (735–804) erwähnt)“. Hinreichende Bestätigung einstiger Realität?

Das ist der zweite größere Kanal, der dem Frühmittelalter zugewiesen wird. Es gibt hier allerdings keine Wasserscheide und keine damit verbundenen Probleme der Wasserzufuhr für die Scheitelpassage, läuft doch das Meer von selbst in den ausgehobenen Graben und lässt ihn auch bald verlanden.

Fortschritte an der Fossa

Nachdem derzeit emsig an der Fossa geforscht wird, wäre es von großem Interesse, alle Neuigkeiten aufzulisten, die in Bezug auf Bauzeit, Bauherrn, Durchführung, Projektzweck etc. von Bedeutung sind. Der Katalog beweist, dass konkrete Daten nicht leicht genannt werden können.

Voraussetzung sind natürlich die natürlichen Gegebenheiten. Welchen Höhenunterschied musste der Kanal dank der „naturräumlichen Gunstlage“ der Fossa [E. 5] überwinden? (Angaben in Metern über Normalnull NN)

Altmühl nahe Ort Graben:	408,30 m [E. 6],
Natürliche Wasserscheide:	421,50 oder 422 m [E. 6, 15],
Wasserspiegel im Kanalscheitel:	415 m [E. 16],
Rezat, oberster Teil:	413,30 m [E. 24].

Bohrungen haben mittlerweile Aufschluss gegeben: Es

„ist der treppenartige Anstieg von Bohrung A nach Bohrung M deutlich erkennbar. Dies ergibt erste Hinweise auf die technische Konzeption der Kanalanlage: Die unterschiedlichen Höhengniveaus sprechen für mehrere hintereinander geschaltete Weiher, die wasserbaulich voneinander abgetrennt werden mussten“ [E. 17].

Das erscheint als wichtigstes Zwischenergebnis der laufenden Forschungsarbeiten. Einige Seiten weiter weiß Hack von diesen Befunden nichts, obwohl Querverweise im Katalog zeigen, dass Mitverfasser andere Texte kannten:

„Zugleich ist ein negativer Befund zu konstatieren. In der neueren Literatur wird der Karlsgraben immer wieder (*hypothetisch*) als eine Kette von Weihern charakterisiert, die durch Rampen miteinander verbunden sind. Diese Bedeutung ist jedoch durch die lateinischen Termini nicht abgedeckt; hier müsste man unbedingt eine Formulierung im Plural erwarten“ [Hack, 56; Hvhg. HI].

Der Urkundenkenner setzt offenbar voraus, dass mittelalterliche Schreiber jedes Wort sehr bewusst und erst nach reiflicher Überlegung benutzt hätten, obwohl sie den beschriebenen Ort nie gesehen haben – ganz anders als in den Zeiten bis heute. Da fällt Hack auf, wenn die *Reichsannalen* von „Fossatum magnum“ sprechen, die *Einhard'sannalen* einfach von „fossa“ und die *Annales Mosellani* von „Aquaeductus“ [Hack, 56]. Diese Alternativen seien hinnehmbar; ein „fossae“ wäre es nicht, weshalb sich die Archäologen des Altphilologen erwehren müssen. Dass bei den *Reichsannalen* nicht einmal von einer Baustelle die Rede ist [Benecken, 281], stört den Quellenkundigen nicht.

Die Archäologen haben bei 23 Bohrungen die karolingische Aushubbasis mit 409,50 m, 411, 412, 413 und knapp unter 414 m ü NN ermittelt [E. 17, 38]. Die Erbauer haben gegenüber der vorkarolingischen Oberfläche bis zu 12 m

[E. 17] in die Tiefe gegraben. Bei 1 m Kanaltiefe wäre die natürliche Scheitelhöhe von 422 auf 415 m ü NN abgesenkt worden, also um 7 m. Der höchste Weiher lag nicht am Punkt der natürlichen Wasserscheide, sondern um ca. 1 km versetzt – vielleicht mit Absicht, um die Rezat als Speisung für den Scheitelweiher nutzen zu können [E. 24].

So ergeben sich von der Altmühl her, treppenartig steigend, mehrere Weiher (leider ohne Angabe der Zahl), zur Rezat hinab wohl nur zwei getrennte Weiher [E. 17]. Die Wasserversorgung der Scheitelzone hätte eines zusätzlichen Staubecken bedurft; doch das konnte nicht nachgewiesen werden – der dafür ‘passende’, mehrfach erhöhte Damm bei Dettenheim ist zum ersten Mal rund 400 Jahre nach Karl aufgeschüttet worden („zwischen der zweiten Hälfte des 12. und dem 13. Jahrhundert“ – also genau in der Silvesternacht 1200/01?) und dann im 15. und im 16./17. Jh. erhöht worden [E. 27 f.].

Es lässt sich optisch wie auch dank der Bohrungen erkennen, dass zunächst ein flaches, breites Becken gegraben worden ist, in das der eigentliche Kanal in einer Breite von 5,50 bis 6 m eingetieft worden ist. Davon haben sich gut 2 m lange Spaltbohlen aus Eichenholz erhalten, die ihn vor Versandung schützen sollten [ebd. 37]. Die aus Bäumen mit einem Querschnitt von 24 bis 32 cm gewonnenen Bohlen ergaben sich durch Spalten der Stämme. Sie wurden anschließend auf eine Stärke von 9 cm gebracht; drei Viertel der Länge von 2 m wurden zu einer Spitze geformt [E. 41].

Die vorgenommene Datierung von 8 Eichenpfählen, aus denen sich eine 107 Jahre lange Vergleichskurve der Baumringe gewinnen ließ, wird im Katalog mit zwei Grafiken illustriert. Dabei liegt die Gleichläufigkeit der Jahrringe zwischen 63,9 % und 80 %, doch nach Abgleich mit den Wertserien gemäß Hollstein und Baillie ergibt sich für die „Eichenmittelkurve Karlsgraben“ stets das Jahr 793; es wird sogar ein „Fällzeitraum zwischen Sommer und Herbst 793“ genannt [E. 42]. Treffsicherer kann Dendro nicht arbeiten, auch wenn die Mannschaft im Labor eigentlich noch feststellen wollte, „ob bereits vor Ankunft Karls des Großen im Herbst 793 mit dem Fällen der Bäume begonnen wurde“ [E. 42].

Daneben gibt es auch deutlich abweichende Datierungen. So stammt von der Grabensohle ein Eichenholzrest, dessen kalibriertes Dendro-Alter mit 663 ± 7 n. Chr. angegeben wird [E. 22]. Holz in einem verlandeten Aushub erhielt dagegen die ¹⁴C-Datierung

„878 ± 49 n. Chr., demnach können wir den Verlauf des karolingerzeitlichen Kanals an dieser Stelle auch über die Datierung bestätigen“ [E. 23].

Zu unserem Glück ist Karl weit über seinen Todestag hinaus mit Kanalarbeiten belastbar, doch dieses Phänomen vertieft der Katalog nicht.

Bei genauerem Hinweis fällt auf, dass die Grafik ([E. 42], hier S. 311) zu den Korrelationsergebnissen der Eichenmittelkurve genau 13 Eichenchronono-

Master	GL	WJ	t-TH	t-TB	Datierung
Süddeutsche Eichenchronologie	66.8	WJ 71.0	H 3.4	B 3.8	DAT 793
Bayerische Eichenchronologie	72.9	WJ 80.4	H 6.8	B 6.0	DAT 793
Wuchsgebietschronologien					
WG04 Fränkische Platte					
WG05 Fränkischer Keuper	70.6	WJ 0.0	H 3.4	B 3.3	DAT 793
WG06 Fränkischer Jura	74.3	WJ 80.0	H 7.0	B 6.2	DAT 793
WG07 Fränkisches Triashügelland					
WG09 Oberpfälzer Becken u. Hügelland					
WG10 Oberpfälzer Wald	63.9	WJ 76.7	H 4.9	B 4.3	DAT 793
WG11 Bayerischer Wald					
WG12 Tertiäres Hügelland	65.4	WJ 71.4	H 3.7	B 2.8	DAT 793
WG13 Schwäb.-bay. Altmoränenlandschaft					
WG14 Schwäb.-bay. Jungmoränenlandschaft					
Wuchsbezirkschronologien					
WB62 Südliche Frankenalb	73.8	WJ 80.0	H 7.1	B 6.2	DAT 793

„Korrelationsergebnisse der Eichennittelkurve Karlsgraben mit verschiedenen Eichenchronologien. Abkürzungen: GL: Gleichläufigkeit in %; WJ: Prozentangaben an gemeinsamen, nach dem Intervalltrend ermittelten Weiserjahren; t-TH: t-Test nach Transformierung der rohen Weiserien nach E. Hollstein; t-TB: t-Test nach Transformierung der rohen Weiserien nach M. G. Baillie und J. R. Pilcher“ [E. 42]. Auch bei einem Weiserjahrenanteil von 0 % ergibt sich das auch sonst eindeutige Ergebnis 793!

logien heranziehen kann und muss: 1 für Süddeutschland, 1 für Bayern, 10 für regionale Wuchsgebiete und 1 für einen Wuchsbezirk. Die Dendrochronologie ist also unbeirrbar auf dem Weg zu möglichst kleinen Wuchsbereichen; er könnte beim individuellen Baum endigen. Denn die Gleichläufigkeit kann nach wie vor nur in Prozenten angegeben werden und orientiert sich an Weiserjahren, also an den Extremwerten eines Jahrhunderts. Ist das Jahrhundert dank Schriftquellen vorgegeben, sind seine Weiserjahre vorrangig.

Karls Binnenflotte

Mittlerweile werden mindestens 39 Einbäume von Venetien bis Norwegen der Zeit von 750 bis 900 zugerechnet, dazu sechs prahmartige Schiffe und zwei Fahrzeuge unbestimmten Typs [E. 81]. Drei dieser Schiffe vertreten im Katalog die karolingerzeitliche Bauart [E. 83-85]: Es sind Plattbodenfahrzeuge wie *Krefeld III*, das bei einer ursprünglichen Länge von rund 17 m immerhin 2,80 m Breite besaß. Die beiden anderen Schiffe sind in *Kalkar-Niedermörmter* (auf 802 ± 5 datiert) und in *Bremen* (808) gefunden worden. Solche Schiffe verfügten über eine Tragfähigkeit von bis zu 10 t. Fragmente aus Gimsheim gestatten sogar die Rekonstruktion einer Schiffsmühle auf zwei Rümpfen. Außerdem sieht man als Fracht verschiedene Getreidesorten, Salz und Wein [E. 107-111].

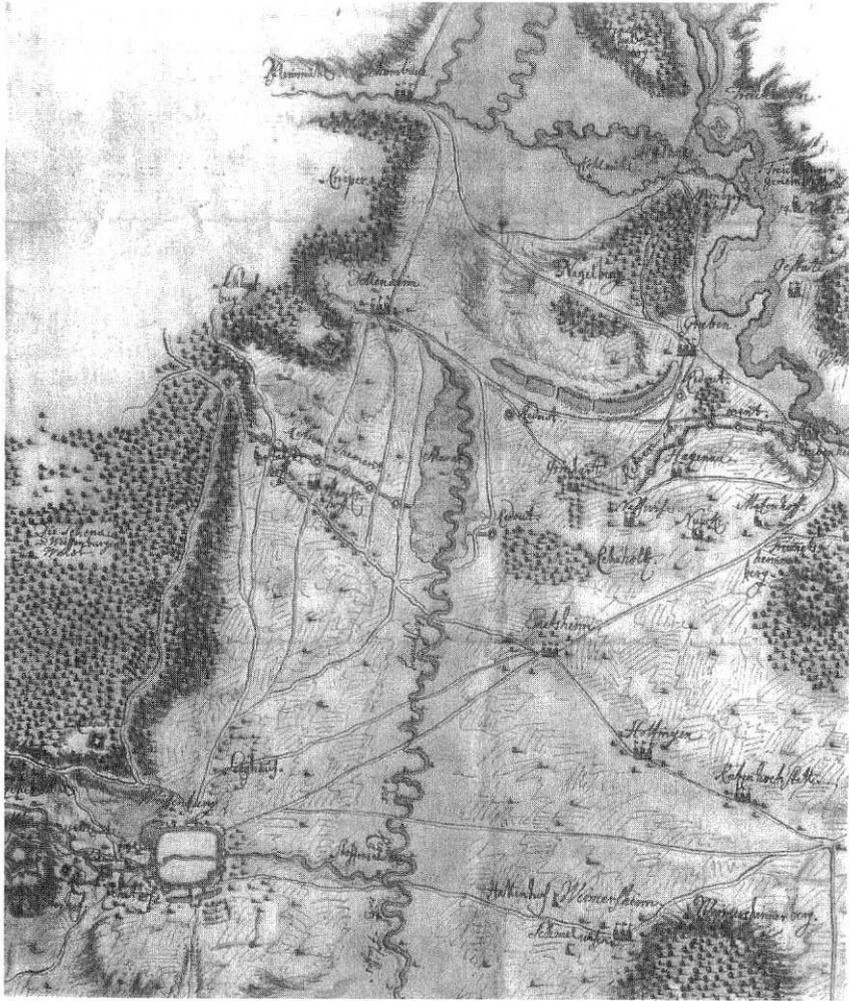
Auffällig sind antizipatorische Anklänge an deutlich spätere Schiffstypen. So werden Überreste eines Schiffs von *Bremen-Seehausen* (8. Jh.) genannt: „Schiffsarchäologische Parallelen zum Bremer Wrack sind aus ottonisch-salischer Zeit und mutmaßlich dem hohen Mittelalter vom deutsch-holländischen Niederrhein belegt [...] Die konstruktiv definierte Gruppe (Typ Krefeld/Meinerwijk/Bremen) wird als technikgeschichtlicher Ahn historischer Binnenschiffe diskutiert, die am unteren Rhein und an der Weser – freilich nicht vor dem 14. Jahrhundert – unter den Namen »Oberländer«, »Eke« und »Bock« bekannt waren“ [E. 82].

Allerdings sind ihre typologischen Merkmale auch von provinziäl-römischen und prähistorischen Exemplaren kaum zu unterscheiden [E. 85 f.]. Letztlich geht es beim Prahm auch nur um einen Einbaum, der der Länge nach halbiert und mit eingefügten Brettern verbreitert wurde.

Was fehlt?

So einfach die Aufgabenstellung klingt – man schachte einen ca. 3 km langen Graben aus –, so große Probleme verbergen sich dahinter. Der Katalog hebt ungelöste Probleme nicht direkt hervor, unterschlägt sie aber auch nicht.

So ist die *Wasserversorgung des Scheitelbereichs* noch ungelöst, denn das Staubecken von Dettenheim ist deutlich jünger. Was die Erbauer vorher



Zeichnung (nach) 1704 des Mänders der Schwäbischen Rezat von Weissenburg (unten) bis zur Quelle bei Dettenheim. Der Mäander endigt bei der 'Sichel' des Grabens (Karte nicht genordet, sondern gesüdet). Der Graben ist als Kette von vier Weihern dargestellt, der obere Mäanderteil verläuft in einem Sumpfbgebiet [E. 13].

nicht wissen konnten: Bei den heutigen Ausschachtungen tritt verblüffend viel Grund- und Schichtwasser von den Seiten ein; das hätte die Sorge um zusätzliche Wasserfassungen für die Scheitelzone reduzieren können [E. 36].

Kanalnutzung: Ob der Kanal wenigstens kurzzeitig befahren worden ist, bleibt weiter offen.

Hölzer unterschiedlichen Alters: Die aufgefundenen Hölzer divergieren um bis zu 257 Jahre. Es könnten 'im Prinzip' spätere Ausbesserungen sein, die aber bei einem niemals oder allenfalls kurzzeitig betriebenen Kanal nicht zu motivieren sind.

Irgendwelche Angaben zur **Aushubmenge** werden vermieden. Koch und Leininger [199, 14 f.] hatten 1993 den Mut, das Volumen des Aushubs abzuschätzen: 770.000 m³ bei niveaugleichem Übergang, nur 170.000 m³ bei einem gestuften Scheitelkanal [vgl. Illig 1999, 107].

Die erstaunliche **Höhe der Aushubdämme** bleibt unkommentiert. Dabei ist nach wie vor nicht klar, warum sie so hoch aufgeschüttet worden sind, dass sie noch heute bis zu 10 m über die Grabensohle aufragen [E. 11]. Insofern bleiben Beneckens Überlegungen [282-289] dazu unwiderlegt.

Irgendwelche Angaben zum **Arbeitsanfall** werden nicht mehr gemacht, nur ältere Kalkulationen belächelt [E. 52].

Trotz über 40 Bohrungen gibt es keine Angabe über die **Gesamtlänge der Fossa**, obwohl sich sehr wohl unterscheiden ließe zwischen eigentlichem Scheitelkanal und mehr oder weniger ausgebauter Rezat.

Probleme bereitet der frühmittelalterliche **Rezatlauf**. Bohrungen konnten ihn nicht festlegen [E. 28]. Wenn man den Mäander mit seinen rund 20 Schleifen bis auf die Höhe von Weißenburg sieht, wie er sich nach 1704 dargeboten und wohl ständig verändert hat, wird es auch nicht leicht sein, ihn nachzuweisen. Aber für eine Scheitelkanalnutzung brauchte es eine schiffbare Rezat. Insofern müsste ein reguliertes Flussbett nachzuweisen sein. Bei Beck [54 f.] gibt es obendrein Hinweise auf ein Moor nördlich der Fossa, aus dem heraus sich auf halber Strecke zwischen Dettenheim und Weißenburg ein Flüsschen gebildet hätte, das aber erst nördlich von Ellingen, ziemlich genau bei der Limesquerung schiffbar wurde, also erst 10 km weiter flussabwärts.

Anbindung an die Altmühl: Heute fehlen 700 m Kanalstrecke zwischen der gegenwärtigen Staumauer im Ort Graben und der Altmühl; sollte die Fossa bis zur Kirche von Graben gereicht haben [Beck, 54], ginge es um 500 m. Es ist bislang weder gelungen, hier einen Kanalverlauf zu bestimmen, noch einen nördlicheren Lauf der Altmühl nachzuweisen [E. 7 f., 11]. Der Vorschlag von Benecken [2004, 299-303], einen Aufstau der Altmühl bei Dietfurt anzunehmen, der bis zum heutigen Beginn der Wälle reicht, blieb unbeachtet. Dagegen könnten jüngste Befunde sprechen:

„Darüber hinaus belegen die bisher lückenlos vorkommenden Böden einen vom Menschen wenig beeinflussten, relativ ungestörten Sedimentaufbau der Altmühlau“ [E. 8].

Dann aber wäre der Kanal ohne Anbindung an die Altmühl geblieben und nie benutzt worden. Benecken [292] würde hier jedoch betonen, dass wegen des hohen Grundwasserstands das Projekt von unten in Angriff genommen werden musste, damit das in die Baugrube zuströmende Grundwasser abgeleitet werden konnte.

Der Katalog klammert das Kapitel *Bodenfunde* aus, sowohl die Rubrik Römerfunde wie die der Karolingerfunde. Das ist verständlich, weil die Karolingerfunde so dürftig ausfallen, dass bei einer früheren Arbeit sogar ein 85 km entfernt gefundener Silberbecher die karolingische Urheberschaft am Kanal bekräftigen musste [Koch 1990, 669-678; vgl. Illig 1999, 108 f.]. In der aktuellen Studie findet sich dazu nichts; berichtet wird lediglich von 19 Keramik-Lesefunden auf einem einzigen Flurstück, wobei nicht zwischen früh- und hochmittelalterlicher Herkunft unterschieden wird [E. 50], weshalb dieser Befund aussagelos, wenn nicht sogar irreführend ist. Vermerkt wird auch angesichts von Kleinfunden im fünfstelligen Bereich: „Sowohl bei den Begehungen als auch bei den Sondagen bergen wir sämtliches Fundmaterial, auch das des Spätmittelalters und der Neuzeit“ [E. 47] – waren die Römer absent?

Es gibt statt dessen eine Studie über „Siedlungselemente“, sprich über *in Schenkungsurkunden genannte Ortschaften*. Genannt werden [E. 48] für

802 Schambach / Scammaha	802, -
867 Suffersheim / Suberesheim	867, -
867 Weißenburg / Uuizinburc	867, -
889 Bieswang / Binuzuuangen	889, -
899 Treuchtlingen / Drutelinga	893,
914 Dettenheim / Tetenheim	-
914 Weimersheim / Vuimeresheim	- [rechts Illig/Anwander Haupttab. ab S. 666]

„Zwar fehlen für eine Gründung bereits im 7./8. Jahrhundert *in einigen dieser Orte noch eindeutige archäologische Belege*, doch sprechen die Schriftquellen des 9. Jahrhunderts in allen Fällen von bestehenden Siedlungen. Ein höheres Alter liegt damit nahe“ [E. 48; Hvhg. HI].

Die Studie zur karolingischen Situation in Bayern von Gerhard Anwander und dem Verfasser hat nur die vor 911 urkundlich erwähnten Orte aufgelistet, kann aber insoweit auch 12 Jahre später noch gut mithalten, wie die Nennungen samt Jahreszahlen nach dem senkrechten Strich beweisen. Wie wird es bei den archäologischen Belegen aussehen?

Weißenburg ist hervorzuheben, denn hier lässt sich vielleicht ein karolingischer Königshof unter einem dreieckigen Platz erahnen; es gibt an der Alten

Bürg eine frühmittelalterliche, keine karolingische Abschnittsbefestigung, aber 252 vorgeschichtliche Grabhügel und äußerst zahlreiche römische Reste, ist doch der Ort über dem römischen Kastell Biriciana entstanden [Illig/Anwander, 878, 140]. In Weißenburg ist laut Katalog der einzige archäologische Zuegwin zu verzeichnen: Seine St.-Martin-Kirche habe einen steinernen Vorgänger gehabt, in dem um 700 mehrere Bestattungen nachgewiesen sind [E. 48]. Das ist freilich ein Schlag für jene Archäologen, die noch bis 900 Königspfalzen aus leicht verrottendem Material gebaut sehen wollen...

Die Katalogautoren sind bei den Karolingern zuversichtlicher als der Verfasser, fehlen doch nur „in einigen dieser Orte noch eindeutige archäologische Belege“. Wir haben damals in keinem einzigen dieser Orte einen eindeutig karolingischen Beleg gefunden; so erging es auch den Ausstellungsmachern im Ort Graben anno 1993: „Siedlungen der Karolingerzeit sind kaum ausgegraben, da sie von den nachfolgenden Generationen zumeist überbaut wurden“ [Ausstellungstext, vgl. Illig 1999, 110]. Die dagegen häufigen merowingischen Ortsfunde würden sich daraus ableiten, dass diese Siedlungen sich nur selten fortgesetzt hätten.

„Die Unterkünfte der Arbeiter sind ebenso unbekannt wie die Versorgungsanlagen und die Friedhöfe der beim Bauen Verstorbenen [...] die Kleidungsweise der einfachen Bevölkerung des 8. Jahrhunderts läßt sich aufgrund der wenigen Darstellungen und Beschreibungen sowie der spärlichen textilen Grabfunde nicht lückenlos nachweisen“ [von 1993; ebd.].

Die einstige Offenheit zeigt, dass zwischen 1993 und 2014 die Fähigkeit deutlich gereift ist, Fund- und sonstige Lücken zu kaschieren.

Dafür gibt es jetzt z.B. einen ausführlichen Bericht zum militärischen Schutz von Karls Wasserstraße. Zwischen Regensburg und Mainz sind in einer Karte 69 frühmittelalterliche Burgen eingezeichnet. Allerdings wurde nur bei 4 von ihnen der Spaten angesetzt [E. 67], die übrigen dürften mehrheitlich von Luftaufnahmen stammen; diese Problematik ist seit längerem bekannt [Illig/Anwander, 149-156]. Ihr kann man aber nicht dadurch begegnen, dass man Karl mitten im eigenen Reichsgebiet Burgen als Kanalschutzbauten errichten lässt.

Apropos *Mainz*: Der Stadt gegenüber der Mainmündung ist im Katalog ein eigenes Kapitel gewidmet. Es stammt von Mechthild Schulze-Dörrlamm, die 2004 ein dort gefundenes Steinfragment als Teil eines karolingischen Königsthrons identifiziert hat. Das letzte Heft verwies auf eine Uminterpretation [Illig 2014, 96]. Nun kündigt Schulze-Dörrlamm ihren ‘Konter’ an:

„Die soeben veröffentlichten Thesen, wonach das Kalksteinfragment ein unvollendetes Werkstück ohne historische Relevanz oder sogar nur eine römische Tischplatte gewesen sei, werde ich in Kürze widerlegen“ [E. 76].

Eine römische Fossa?

Obwohl die Forschung nur einige in Urkunden erwähnte Ortschaften kennt und keine Überlegungen dazu anstellt, ob und warum diese Quellen gefälscht sein könnten, spricht der Katalog davon, dass „im Kanalumfeld ein hierarchisches Siedlungssystem der Karolingerzeit zu erkennen“ ist [E. 48]. Bereits auf der Folgeseite beweist er, was hier wirklich zu erkennen ist: ein Siedlungssystem der Römerzeit! Durch die Römergründung Weißenburg dicht beim erst später errichteten Limes führt eine römische West-Ost-Straße; hier beginnt zudem eine römische Nord-Süd-Straße, die im 500 m-Abstand zur Rezat nach Süden bis Dettenheim, also bis zur Fossa in ihrem Verlauf gesichert ist. Dann kommt ein kurzes, noch nicht nachgewiesenes Stück, dem noch vor der Altmühl ein neuerlich belegter Abschnitt folgt, ebenso eine weitere West-Ost-Straße durchs heutige Treuchtlingen [E. 49]. Dazu gab es bei Dettenheim eine *villa rustica* und auf den nächsten 2 km entlang der Römerstraße zwei weitere solche *villae* [E. 51], wie überhaupt für den Limes festgehalten wird: „Sein Hinterland überzog ein dichtes Netz aus Gutshöfen/*villae rusticae* und Straßen“ [E. 48].

Dazu kam die Sicherung des Limes: nördlich von Weißenburg – also auf den 5 km bis zum Limes – noch das Kleinkastell Gündersbach und das Kastell Ellingen, rückwärtig die Kastelle Munningen, Faimingen und Pfünz, entlang des Limes Theilenhofen, Kastell Oberhochstatt und Burgus Burgsalach [wiki → Kastell Weißenburg]. Im Vergleich damit ist die aufgespürte karolingische Infrastruktur minimal. Innerhalb der mittelalterlichen Geschichte gibt es keine Verbindung zwischen einem Karlsgraben und der Entwicklung der Binnenschifffahrt in Mitteleuropa. Sie beginnt erst im 12. Jh. und ist erst im 14. Jh. (1391–1398) in der Lage, einen Scheitelkanal zu errichten. Der Stecknitz-Kanal hat die Strecke zwischen Lübeck und Lauenburg deutlich verkürzt: Er war aber nur 7,5 m breit, 0,85 m tief und benötigte 17 Schleusen [Rumler, 250 f.]. Für den hier zitierten Rumler ist es selbstverständlich zu schreiben: „Dieser erste Scheitelkanal Europas“ [ebd. 251]. Die Fossa zählt er gar nicht erst.

Bei diesen Rahmenbedingungen drängt sich ein römischer Scheitelkanal geradezu auf, Nun hat Achim Hack in seinem Artikel bereits Wolf Pecher übel für den Gedanken verspottet, vor Karl hätten hier bereits die Römer gebaut. Aber sein Spott reicht noch weiter:

„So absonderlich die Idee Pechers auch klingen mag, der Erste, der einen Zusammenhang von Graben und Römern herstellte, war er nicht. Diese zweifelhafte Ehre kommt vielmehr einem Hauptmann a.D. namens Emanuel Seyler aus Nürnberg zu, der die Erdwälle bei Graben für die Reste einer antiken Pferdeschwemme hielt. Dazu hat schon Friedrich Beck im Jahre 1911 das Notwendige gesagt“ [Hack, 60].

Wie bei Pecher hält Hack auch zu Seyler fest, dass er außerdem kleine Arbeiten zu anderen Themen publiziert und darin Thesen vertreten habe, die „zum allergrößten Teil sehr problematisch“ seien [ebd.]. Hier muss Hack Einhalt geboten werden, denn er benennt zwar acht Schriften Seylers zwischen 1900 und 1917, verrät aber nicht, in welcher die Römerthese steht. Er könnte es auch nicht, weil er die Ursprungsschrift von 1905 nicht aufgenommen hat: *Der Karlsgraben bei Grönhard – eine römische Pferdeschwemme*. In seiner Folgeschrift *Die Mönchsfabel von der Fossa Carolina* [1907] räumt Seyler ein, die Pferdeschwemme läge vom Lager Weißenburg aus zu weit entfernt [ebd. 16 f.] und schlägt deshalb eine Art Pferdetrainingsanlage vor, in der jungen Pferden das Durchqueren von Flüssen beigebracht wurde, da die dafür aufgeschütteten Wälle das Ausbrechen der Pferde verhinderte [ebd. 19 f.].

Seyler schienen die Beschreibungen der Fossa nicht mit dem Bodenbefund kompatibel, außerdem der Höhenunterschied ohne Schleusen nicht überwindbar, weshalb er die Fossa nicht zwischen Schwäbischer Rezat, sondern zwischen Fränkischer Rezat und Altmühl suchte, zwischen Wolframs-Eschenbach und Waizendorf. Dort wäre der Abstand beider Flusssysteme ungefähr gleich. Aber hier müsste – und das ist sein eigentlicher Fehler – sogar ein Höhenunterschied von 62 m beim Auf- und Absteigen überwunden werden, was ohne Schleusen noch deutlich schwieriger wäre [Beck, 75]. Und die Fortsetzung der Schifffahrt von Altmühl über Nesselbach und Moosbach bis in den Moosgraben und in zwei Teiche bei Waizendorf wäre wohl nur auf einer Luftmatratze zu bewerkstelligen. (Das lässt an ein persönliches Erlebnis denken, eine Schlauchbootfahrt von Solnhofen nach Dollnstein, also flussabwärts von Graben und Treuchtlingen. Der Einstieg ins Boot war bei 30 cm Wassertiefe der Altmühl in Solnhofen problemlos möglich.)

Außerdem hat Beck tatsächlich Seyler widerlegt, doch auf dem Stand von 1911. Dieser konnte nicht wissen, wie viele Römerbauten in der Umgebung noch zu Tage treten würden. Hack [60] kennt sie selbstverständlich, schreibt er doch: „In Weißenburg und Umgebung finden sich viele beeindruckende Überreste der Römer, die in Verbindung mit dem Obergermanisch-Rätischen Limes stehen“. Straßen und *villae* lässt er beiseite. Insofern richtet sich die Kritik des Verfassers nicht dagegen, dass Hack Seylers unhaltbare Ideen kritisiert – nur gegen die Art und Weise. Aber vielleicht war Hack von diesem Satz Seylers am meisten beunruhigt:

„Seyler fordert die Historiker auf klare Stellung zu seinen Ansichten zu nehmen; an dem Unsinn, den die Forschung in naiver Kritiklosigkeit von dem geschwätzigem Mönche Ekkehard von Niederaltaich übernommen habe, dürfe sie fernerhin unter keiner Bedingung mehr festhalten; *einfaches Beharren in ererbten Wissen* [sic] würde nunmehr zur Geschichtslüge werden“ [Beck, 24; Hvhg. Hl].

Pro-römische Argumente

Auf die Gefahr hin, den Unwillen Hacks zu erregen, wird hier dem Grundgedanken nicht zur Pferdeschwemme, wohl aber zu den Römern nachgegangen. Diesen Reflex provoziert der Katalog geradezu, schildert er doch auch, wie unsere „Vorstellung der karolingerzeitlichen Verkehrsstruktur“ realistischer werden kann. Zunächst werden die Römerzeit und ihre Straßen relativiert, sei doch „deren Weiterverwendung im Mittelalter nur zu vermuten“ [E. 46]. Zwei Seiten weiter wird dann versucht, die Römerstraßen doch für die Karolinger zu retten, indem vom ersten Nachweis „für die aufwändige Instandsetzung einer römischen Straße im 7./8. Jahrhundert“ gesprochen wird, aber weder der Ort im Alpenvorland noch Ausgräber oder Bericht genannt werden [E. 48].

Römische Kanalbauten

Weiter erinnert der Katalog an zahlreiche hydraulische Großprojekte der Römer in ihrem Reich [E. 89-92]. So legten sie Stichkanäle vom Meer zu Häfen an: etwa für Roms Hafen Portus, dann die *Fossa Marianae* für Arles' Hafen Fos-sur-mer, auch für Aquileia, Ephesos und andere Städte. Im Schweizer Avenches schufen sie eine 800 m lange Kanalverbindung zum Murtensee. Die *Fossae Drusinae* (sonst *Fossa Drusiana*) verlief zwischen Rhein und Ijssel und wurde durch eine spezielle Stauhaltung gespeist. Die 34 km lange Wasserstraße zwischen altem Rhein (Oude Rhijn) bei Leiden und dem Waal-Maas-Ästuar wurde ab +47 gebaut.

Ebenso lang war die *Fossa Corbulonis* als Verbindung von Rhein und Maas. Bei ihr ist eine Palisadenverbauung aus Eichenhölzern nachgewiesen; für sie dürfte ca. 1 Million Kubikmeter an Aushub bewegt worden sein [E. 90]. Eine weitere Erdbewegung in dieser Größenordnung wird hier im Heft, S. 379, für das Forum in Rom berichtet.)

Vom Donauseitenkanal beim südserbischen Sip zeugten noch im 19. Jh. 14 m hohe Aushubwälle; bei dieser Anlage kamen möglicherweise sogar Vorrichtungen zur Geschieberückhaltung zum Einsatz.

Wir wissen auch von Projekten, die unvollendet blieben [E. 89], und von zwei Großprojekten, die wohl gar nicht begonnen worden sind: Unter Nero wurden die Vorbereitungen für einen Scheitelkanal zwischen Saône und Mosel getroffen, als Verbindungsweg für einen Binnenschiffahrtsweg vom Mittelmeer zur Nordsee – also für die gleiche Aufgabenstellung wie bei der *Fossa Carolina*. Der viel spätere Kanalbau von 1884 zur Überwindung desselben Scheitels hat gezeigt, dass bei Saône und Mosel sowohl eine Wasserzufuhr für die höchste Passage als auch Schleusen vonnöten waren. Entstanden ist damals im 19. Jh. der

„Canal des Vosges (früher Canal de l'Est Branches Sud genannt). Er ist von Neuves-Maisons (Ecl. 47 [= écluse = Schleuse; HI]) bis Corre (Ecl. 46)

122 km lang. Er klettert am Ende der schiffbaren Mosel von 220 m NN auf eine Höhe von 356 m NN, um auf 221 m NN zu fallen und die Schiffe in die Saone zu entlassen. Dabei befährt man 93 Schleusen und nach dem Abzweig nach Epinal die Schleusentreppe von Golbey“ [saarburg].

Auch Landratten erkennen, dass dieser Scheitelkanal niedriger als der bei Treuchtlingen-Weißenburg liegt, aber ungleich größere technische Problemlösungen verlangte, was Länge, Steighöhe und Schleusen angeht. Ob die Römer das Projekt aufgaben, weil es zu schwer zu realisieren war oder ob sonstige Hemmnisse vorlagen, ist unbekannt. Apropos: Hätten die Karolinger diese niedrige Wasserscheide in ihrem eigenen Land gekannt, hätte Karls Elefant in den Alpen nicht in Höhen von über 2.400 m klettern müssen ...

Plinius d. J. stellte Überlegungen an, wie ein See in Westanatolien mit dem Meer verbunden werden könnte. Der Gedankenaustausch mit Kaiser Traian ist erhalten und zeigt, dass man sich der Gefahr bewusst war, der See könne ins Meer auslaufen.

„Wenngleich Plinius' Kanalprojekt offenbar nicht zur Ausführung gekommen war [...] haben wir zur Kenntnis zu nehmen, dass die Aufstauung von Fließgewässern zwecks Schiffbarmachung unter besonderen hydrografischen Bedingungen römische Wasserbautechnik keineswegs unvertraut war“ [E. 91].

Gleich auf der nächsten Katalogseite wird ein Scheitelkanal schematisch dargestellt, sogar mit regulierbaren Wehren, wie sie auch bei der *Fossa Carolina* den Verkehr beschleunigt hätten und wohl für die alten Römer realisierbar waren (s.u.). Außerdem wissen wir von ihnen, dass sie sich auch mit Scheitelkanälen in schwierigerem Gelände als dem bei Treuchtlingen beschäftigten, dass sie erstaunlich hohe Aushubwälle hinterließen, Teiche für die Wasserführung an heiklen Stellen anlegten und ihre Kanäle mit Eichenholzern absicherten – näher können wir der *Fossa Carolina* nicht kommen, der im Mittelalter 380 Jahre lang jedes adäquate Pendant fehlt, weshalb immer wieder muntere Mühlbäche zum Vergleich herangezogen werden müssen [E. 95 f., 99-102]. Erst 1177 wurde Mailands *Naviglio grande* begonnen, ein langer Kanal, der 1257 fertig wurde und der Verbindung zum Lago Maggiore diente [wiki → Naviglio Grande]. Der erste Scheitelkanal entstand erst 1398 (s.o.).

Ein neuer Einwand wird im Katalog formuliert: Bei der Korngrößenanalyse der Ablagerungen ergaben sich fünf Hauptphasen, von denen die zweite entscheidend sei:

„Die zweite Phase repräsentiert den Bau des Kanals. Unsere ¹⁴C-Datierungen zeigen, dass der Aushub im Frühmittelalter begann – entgegen kritischer Meinungen, die den Karlsgraben den Römern zuschreiben“ [E. 17].

Demnach scheint es rezente, aber ungenannte Verfechter der Römerthese zu geben. Doch es gibt weitere naturwissenschaftliche Datierungen, die einem

Römerbau entgegenstehen (dazu s.u.). Aktuell hinzugetreten ist ein seltsamer Befund der Geophysiker:

„Aufgrund der Intensität und Ausrichtung der Anomalie muss es sich nach Faßbinder um eine thermo-remanente Magnetisierung handeln, die entweder durch einen heftigen, mit hohen Temperaturen verbundenen Brand in situ oder durch das Einbringen von Baustoffen mit weich-magnetischen, ferrimagnetischen Mineralen, beispielsweise einer Mauerlage aus gebrannten Ziegeln, zustande kommen kann. [...] So etwas wäre als Baumaterial in dieser Zeit bisher noch nie nachgewiesen worden“ [Berg-Hobohm/Linzen/Faßbinder, 27].

Für Ziegel wären primär Römer zuständig, ist doch selbst die einzige aus Ziegeln gebaute 'Karolinger'-Kirche in Seligenstadt aus römischen Ziegeln in Zweitverwendung errichtet worden – so die offizielle Lesart.

Unterm Strich lässt sich festhalten, dass es niemals für die Karolinger, allein für die Römer mit ihren Erfahrungen beim Wasserstraßenbau im Bereich des Möglichen lag, diesen Scheitelkanal zu bewältigen. Im Anbetracht der Zeitläufte mag sich das Projekt schon daran zerschlagen haben, dass die Eroberung Germaniens aufgegeben wurde. Spätestens mit dem Bau des Limes nördlich von Weissenburg entfiel jede Möglichkeit, eine derartige Schifffahrtsroute sinnvoll zu nutzen. +90 wurde erstmals das Kastell Biriciana (Weissenburg) errichtet, ungefähr um 150 dann in Stein. Der Limes ignorierte die Altmühl, die er zweimal kreuzt und ihre Mündung in die Donau nicht einbezieht; ein weiterer Beweis, dass ihre Schiffbarkeit beim Limesbau bereits bedeutungslos geworden war.

Werner Benecken als Pionier

Unbeachtet von Hack hat es ein Autor vor zehn Jahren erneut gewagt, Karl die Fossa mit neuen Argumenten zu entziehen: Werner Benecken [2004]. Für ihn sehen die Wälle nicht nur zufällig aus wie eine Reihe von Schüttkegeln: Anstatt den Aushub mit Körben hochzutragen, lässt er Zugtiere auf ebenem Boden ihr Werk verrichten, nachdem das Seil für den Karren von der jeweiligen Grabensohle über zwei Umlenkrollen geführt worden ist [ebd. 282-287].

Er bemüht sich um realistische Maßangaben und kommt so auf eine Gesamtlänge des Kanals von 4.870 m [ebd. 294]; er lässt das Volumen eines Stufenkanals nach Koch/Leininger mit 170.000 m³ gelten [ebd. 300].

Ihn beschäftigt der mit Grundwasser vollgesogene Boden und die Wasserführung der Scheitelhaltung, weshalb er das markante Abknicken des Kanalhauptstückes damit erklärt, dass der von Westen zufließende Quellbach nicht im oberen Bereich durchschnitten werden sollte [ebd. 298]. Wesentlich ist ihm das Aufstauen der Altmühl durch einen Damm bei Dietfurt. Der sich bildende See hätte bis zu dem heute sichtbaren Beginn der Aushubwälle gereicht;

somit wäre es kein Wunder, dass sich davor keine Spur eines Kanals finden lässt [ebd. 303]. Die laufenden Forschungsarbeiten geben keine Stellungnahme dazu ab, während Beck [65] die Meinung vertrat, dass in karolingischer Zeit kein See zwischen Treuchtlingen und Gunzenhausen bestanden haben könne.

Dieser Staudamm brächte ein Zusatzvolumen von knapp 21.000 m³. Damit unterscheidet er sich von einer Idee Klaus Goldmanns – der im Spreewald entsprechende hydrologische Studien betrieben hat –, wonach die Fossa durch einen viel längeren Damm bei Bubenheim aufgestautes Wasser erhalten hätte [vgl. Benecken, 299]. Der Prähistoriker Goldmann hat wie Pecher ein zweimaliges Scheitern des Kanals gesehen, wird aber im Katalog nirgends erwähnt.

Aus Pollenanalysen folgert Benecken, dass der Kanal in vormittelalterlicher Zeit betrieben worden ist [ebd. 304]. Das sei unter Tiberius nach +5 zu erwarten [ebd. 306]. Doch durch die Varus-Niederlage (+9) verlor der Scheitelkanal seine erhoffte Funktion.

Kammerschleusen

Für Benecken zählt primär Konstruktion und Machbarkeit, insbesondere die Wasserabführung während der Bauzeit; dazu treten Überlegungen zur Kammerschleuse. Er hält, Klaus Schwarz [1962] folgend, römische Kammerschleusen für realistisch [Benecken, 302], weil es ja nur um Abschottungen mit Schiebetoren in solch einem Abstand geht, dass ein Schiff dazwischen passt.

Hier ist von Ronald Bockius Neues im Katalog zu erfahren. Er bezieht sich auf eine Stelle bei Plinius d. Ä.:

„„Im seichten Oberlauf schiffbar, nur wenn mit Teichen zusammen geführt und ablaufen gelassen«, meint das Prinzip mehrfacher Stauhaltungen, die bei Angleichung der Wasserstände untereinander für Fahrzeuge in beiden Richtungen passierbar waren. Demzufolge haben wir mit der Nutzung von Sperranlagen zu rechnen, die über Durchlässe zur Regulierung der Pegel sowie für die Durchfahrt von Booten verfügten. Unter bestimmten Voraussetzungen können solche Einrichtungen bei Einsatz simpelster Technik Schleusen ersetzen“ [E. 92].

Weiter führt Bockius aus, dass Kammerschleusen durch einfache Stauhaltungen aus Stein und/oder Holz zu ersetzen sind. Die notwendigen Wehre zur Schiffspassage benötigen keine beweglichen Tore, sondern können aus Bohlen bestehen, die in Mauernuten oder zwischen Pfostenpaaren geführt werden. Sie brauchten nur entnommen zu werden, um ein Fahrzeug von einem Kanalabschnitt in den nächsten zu bugsieren. Timm Weski versucht, derartige Anlagen auf die Fossa zu übertragen. Doch orientiert er sich an der weiteren mittelalterlichen Entwicklung, in der erst ab 1243 Stauschleusen, ab 1390 Kammerschleusen auftreten [E. 103]. Da bei einem Scheitelkanal viel Wasser

bereitstehen muss, geht er für die Fossa von mehrmaligem Umladen aus. Bei einer römischen Anlage wären erste Schleusenanlagen vorstellbar, die aber nördlich der Alpen bis ins hohe Mittelalter nicht übernommen worden sind.

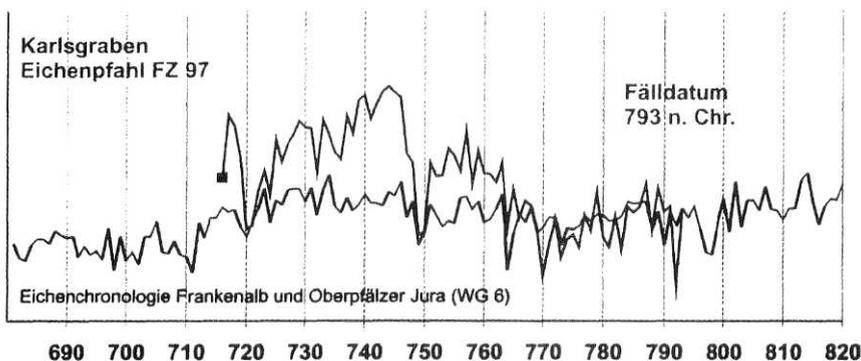
Beneckens Fossa-Datierung

Erst zum Schluss seines Aufsatzes äußerte er sich zu Datierung und Zuschreibung. Unter Augustus (gest. +14) war Rom bis zur Varus-Niederlage entschlossen, die Grenze bis zu Nordsee und Elbe vorzuschieben. (Die Oder als Ostgrenze im Zusammenspiel mit Mährischer Pforte, March und Donau östlich von Vindobona alias Wien mag eine Vision gewesen sein.)

„Da der kluge Strategie die Logistik vor den militärischen Unternehmungen klärt, müsse der Kanalbau am Anfang dieser Operationen gestanden haben. [...]

Wie sich schon nach der Varusniederlage +9 abzeichnete, hat der Kanal nie die ihm vermutlich zgedachte Bedeutung als Hauptverkehrsverbindung in einen römisch beherrschten Norden erhalten. Diese spricht aber nicht dagegen, dass er als solcher geplant und auch ausgeführt wurde“ [Benecken, 306].

Demnach haben die Römer die Fossa gebaut. Beneckens Bild ist aber ein anderes als das von Pecher. Der sah die Römer in der Zeit zwischen 90 und 213 daran arbeiten, also für Benecken viel zu spät. Außerdem sah Pecher die Karolinger die römische Arbeit fortführen und daran scheitern. Als Vertreter des erfundenen Mittelalter sieht Benecken hingegen keinen Karolinger an der Arbeit. Damit entfällt auch Pechers abwegige Vorstellung, dass die Karolinger die römischen Wälle zusätzlich erhöht hätten [Benecken, 289].



Jahringserie von Eichenpfahl Befund 93 (Fzl. 97) [E. 43]

Naturwissenschaftliche Datierungen

Mittlerweile gibt es eine Fülle von dendrochronologischen und Radiokarbon-datierungen, die alle (vgl. S. 311) erstaunlich genau das Jahr 793 als Baujahr bestätigen. Ist gegen sie ein Argumentieren überhaupt möglich? Da ist an Konrad Spindler zu erinnern, der die starke Regenperiode von 793 nicht in den Baumringen findet:

„Tatsächlich zeigt aber der Jahrringkalender des letzten Viertels des 8. Jhs. für das Jahr 793 keine auffällige Amplitude, teilweise sogar eher eine etwas rückläufige Tendenz“ [Spindler 1998 lt. Keller, 49].

Die Standardkurve ist seit 1998 so geblieben, aber der Eichenpfahl FZ 97 aus dem Graben liefert jetzt für dieses Jahr 793 den niedrigsten Wert zwischen 680 und 820 [E. 43]. Seine schmale Spitze zeigt für dieses Jahr einen Minimalwert an Holzwachstum, der verblüffen muss, hätte man doch für dieses regenreiche Jahr einen starken Jahrring erwarten dürfen (s. S. 323).

Wir müssen uns darüber klar sein, dass die beiden Methoden gegeneinander abgeglichen (kalibriert) sind und demzufolge zumindest sehr ähnliche Ergebnisse produzieren müssen. Gleichläufigkeit der Jahrringe und Weiserjahre sind kein Garant für zuverlässiges Datieren, macht doch die Gegenüberstellung im Katalog deutlich, dass man z.B. die zu datierende Jahrringsequenz leicht um 9 Jahre veralten könnte, indem man das erste Weiserjahr-Minimum von 720 auf 711 verschiebt. Beim Abgleich mit den römischen Sequenzen der Zeitenwende – und selbstverständlich mit der gesamten Referenzsequenz, um nicht denselben Fehler gleich nochmals zu riskieren –, können sich ebenso gute, vielleicht auch bessere Prozentsätze ergeben.

Derzeit erstaunt, wie naturwissenschaftliche Datierungsmethoden gerade das frühe, dunkle und leere Mittelalter mit dringend benötigten Bau- und Kunstwerken aufpäppeln:

- Wohl seit 2000 [RGA] gilt der dänische *Kanhave-Insel-Kanal* dank dendrochronologischer Auswertung als Werk von 726 [E. 96 f.].
- Seit 2001 gilt dank ¹⁴C die weitgehend erhaltene Kapelle von *Schloss Sulzbach* als karolingisch, aus der Zeit um 800, obwohl sie während derselben Grabungskampagne (um 1997) von den zuständigen Bauarchäologen ins späte 10. Jh. datiert worden war [vgl. Illig/Anwander, 354-357].
- Seit 2003 gilt die 10 km lange *Heidenmauer* um den elsässischen Odilienberg als spätmerowingisch; eine Expertengruppe versucht seit 10 Jahren vergeblich, das megalithische Bauwerk mit der Dendro-Zeit von ‘um 700’ in Einklang zu bringen [wiki ↔ Odilienberg].
- 2005 wurde die dem 11. Jh. zugehörige, doch als Werk Ludwig des Deutschen geltende *Torhalle auf Frauenchiemsee* dendrochronologisch Tassilo III. und damit dem späten 8. Jh. zugeschlagen [vgl. Illig 2008, 84-87, 137].

- Ab 2005 erhielt die Christenheit mit dem Enghausener, dem Schaftlacher und dem Udenheimer Kreuz dank ^{14}C drei große karolingische Kruzifixe ‘geschenkt’ [Illig 2013, 43-48].
- 2009 wurde die bedrohlich wankende Datierung der *Aachener Pfalzkirche* mit zwei Dendro-Datierungen für die Jahre ab 793 bestätigt [Illig 2013, 32-35].

Diese in den Laboren betriebenen black-box-Verfahren können so wenig wie ihre Ergebnisse kritisiert werden; sie müssen geglaubt werden. Nur ein anderes Labor könnte Einwände erheben, doch darauf zu hoffen, wäre sinnlos, wie der ^{14}C -Skandal um den Frankfurter Prof. Protsch gezeigt hat.

Weiterungen

Was ergibt sich aus den neu gewonnenen Erkenntnissen der universitären Forschungsgruppen? Bislang wenig. Der zentrale Nachweis, dass es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um einen Stufenkanal gehandelt habe (so schon Keller [2006, 47]), wird nicht einmal in Bezug auf die Ausschachtungsarbeiten weitergeführt. Dabei sinkt das Aushubvolumen dramatisch von 700.000 auf 170.000 m^3 bzw. zusammen mit Beneckens Altmühdamm auf 200.000 m^3 . Trotzdem wäre dies ein Erdvolumen, wie es in der Karolingerzeit sonst nicht bewegt worden ist. Römische Ingenieure haben hingegen Volumina bewältigt, die sogar deutlich über den 0,7 km^3 des stufenlosen Kanals gelegen haben, womit für sie die Fossa vom Gesamtvolumen her machbar gewesen wäre.

Die Römer haben sich auch sonst in Bezug auf komplizierte hydrografische Arbeiten hervorgetan und über einen Scheitelkanal in Frankreich nachgedacht. Sie wussten, wie Kanalwände zu bewehren sind und wo man hohe Aushubwälle stehen lassen kann. Bei ihrem einschlägigen Können ist dieser Kanalbau sehr wahrscheinlich.

Im Frühmittelalter existiert keine entsprechende Wissensrevolution. Der erste große Kanal ist 400 Jahre später in Bau, der erste Scheitelkanal 600 Jahre später. Nur wer der sog. karolingischen Renaissance praktisch alles ad hoc zutraut, um ihre Träger und die langen Reihen ihrer Nachfahren gleich anschließend für viele hundert Jahre ins Nichtwissen zurücksinken zu lassen, kann an dieses Karlsprojekt glauben. Er muss dann immer noch darüber grübeln, warum es an diesem Ort keine Schleifbahn für kleine Binnenschiffe getan hat, zumal selbst für Karl berichtet wird, dass er zur Weiterreise gen Würzburg sein Schiff problemlos nach Norden schleifen ließ (s.o.).

Wenn die Niederaltaicher Universalchronik um 1140 vom Kanal und von den Wällen Karls bei den Orten Bubenheim und Graben spricht, dann geschieht das bereits während des Auflebens des Karlskultes in Aachen, das ab 1100 gesehen werden kann. Da mag es sich angeboten haben, dem fast

immer siegreichen Übermensch Karl, der sogar den Lauf der Gestirne verstand und kalkulieren ließ, am Boden ein futuristisches Projekt zuzuschreiben, aber ihn daran scheitern zu lassen – als Zeichen für christliche Demut. Die römische Bauruine ließ ohnehin kein erfolgreiches Vorhaben imaginieren. Aus hier vorgetragener Sicht haben die Römer diesen Bau nicht beendet. Anderenfalls wäre wohl irgendwann von einer funktionierenden Binnenschiffahrt zwischen Donau, Rhein und damit Nordsee berichtet worden. Mit der Varus-Niederlage, spätestens mit Bau des Obergermanisch-Raetischen Limes war das Ende besiegelt. Der Limes lief nun 10 km nördlich der Fossa vorbei und trennte die Nebenflüsse des Mains vom römischen Gebiet ab. Die Altmühl wurde als schiffbarer Fluss nicht mehr gebraucht.

Damit revidiert der Autor seine Skepsis gegenüber der Römerthese, wie er sie 1996 [108] formuliert hat, und schließt sich Benecken an. Die These vom erfundenen Mittelalter vor Augen, kann es auch gar nicht anders gewesen sein. Denn mit ihr fallen Karl und seine Karolinger als Urheber aus. Da die Überreste des Kanals 1140 und damit zu einer Zeit genannt werden, in der in Europa noch niemand an den Bau eines Scheitelkanals auch nur dachte, muss die Fossa – allen Dendro-Daten zum Trotz – von den Römern stammen.

Zwei Postskripta

Das Jahrtausendwerk eines Giganten konnte nur von Titanenkräften zunichte gemacht werden. Franz Vogl [203] bot dazu 1933 eine Geschichte:

„Es war in der Zeit als Ludwig der Deutsche das Land regiert. Da begann von der Frankenhöhe bis zum Böhmerwald das Land zu zittern; da und dort spaltete sich die Erde und mitten im Graben da quoll warmes schwarzes Moor hervor und floß nach links und rechts und füllte ihn bis in die Altmühl und Weißenburg an. Auf der Höhe blieb das Moor im untern Drittel ruhen ... So sehen wir noch heute den Graben vor uns.“

— — —

Florian Stark führt in Hamburgs *Welt* eine kraftvoll-energische Feder. Bei seinem Artikel über die *Fossa Carolina* [2014] imponiert bereits der Untertitel:

„Schon Karl der Große plante einen Kanal zwischen Main und Donau. Nach neuesten Grabungen war er wohl deutlich länger als bislang angenommen. Vor allem aber: Er wurde auch fertig.“

Nach diesen unmissverständlich klaren Worten bemüht sich der Autor nach Kräften, seine Aussagen zurückzunehmen. So seien die Forscher bislang von drei Kilometern Länge ausgegangen, die Fossa könnte aber auch doppelt so lang gewesen sein. Der Leipziger Geograf Christoph Zielhofer zupft bereits an der Notbremse: Spuren von Kanalverfüllungen legen diese Verlängerung nahe, nur: „Wir wissen aber noch nicht, wie alt sie sind.“ Dann zieht Stark

persönlich mit seinem finalen Satz die Notbremse scharf an: „Ob der Kanal allerdings wirklich funktionierte oder eine Bauruine blieb, ist noch nicht abschließend geklärt.“ So kann die Überschrift das Wichtigste eines Artikels sein, ohne unbedingt die Wahrheit auszusagen.

Literatur

- Beck, Friedrich (1911): *Der Karlsgraben · Eine historische, topographische und kritische Abhandlung*; Dr. Wolf & Sohn, München. Internet-Fassung Hans Gruener, unpaginiert (2009); www.hansgruener.de/word_d/kanal/karlsgraben_1911.pdf
- Benecken, Werner (2004): Der so genannte Karlsgraben; *Zeitensprünge* 16 (2) 279-308 (auch als Separatdruck)
- Berg-Hobohm, Stefanie / Linzen, Sven / Faßbinder, Jörg (2014): Neue Forschungsergebnisse am Karlsgraben durch geophysikalische Messmethoden; *Denkmalpflege*, Nr. 157, März 2014, 25-27 Über aktuelle Arbeiten in 2014 und später siehe: <http://www.spp-haefen.de/de/die-projekte/fossa-carolina/laufende-arbeiten/>
- E. = Ettel et al., s. Artikelbeginn S. 300
- Einhard'sannalen = *Einhard's Jahrbücher* (1986); Phaidon, Essen (1850)
- Föbel, Amalie (1999b): 'Karl der Fiktive, genannt Karl der Große'. Zur Diskussion um die Eliminierung der Jahre 614 bis 911 aus der Geschichte; *Das Mittelalter* 4/1999, 65-74 (Endfassung ihres Vortrages vom Mai 1999 auf dem 8. Symposium des Mediävistenverbandes in Leipzig)
- (1999a): Karl der Fiktive? *Damals. Das aktuelle Magazin für Geschichte und Kultur* 8/99, 20 f.
- Goldmann, Klaus (1985): Das Altmühl-Damm-Projekt: Die Fossa Carolina; *Acta praehistorica et archaeologica*; Berlin, Bd. 16/17 (1984/85), 215-218
- Hack, Achim (2014): Der Bau des Karlsgrabens nach den Schriftquellen; in E. 53-62
- (2011): *Abul Abaz · Zur Biographie eines Elefanten*; Bachmann, Badenweiler
- Illig, Heribert (2014): Mainz wie im Fasching. Der älteste Dom Deutschlands als nächster Jahrhundertfund; *Zeitensprünge* 26 (1) 93-97
- (2013): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Mantis, Gräfelfing (2011)
- (3/2013): Industrielle Revolution im Mittelalter. Mühlen, Hämmer und Kanäle; *Zeitensprünge* 25 (3) 682-697
- (2008): *Die Chiemseelöcher. Neue Sicht auf alte Kunst*; Mantis, Gräfelfing
- (1999, Tb-Ausgabe): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, München
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Mantis, Gräfelfing
- Keller, Walter E. (2006): *Karlsgraben · Fossa Carolina · 1200 Jahre Kanalbau vom Main zur Donau*; wek, Treuchtlingen · Berlin (1986; aktualisiert und erweitert)
- Koch, Robert (1990): Das archäologische Umfeld der Fossa Carolina; *Kölner Jahrbuch für Vor- und Frühgeschichte*, XXIII, 669
- Koch, Robert / Leininger, Gerhard (1993): Der Karlsgraben – Ergebnisse neuer Erkundungen; in Strecker, Gerhard (1993): *Fossa Carolina – 1200 Jahre Karlsgraben*; Bayern/Oberste Baubehörde, München

- Molkenthin, Ralf (2006): *Straßen aus Wasser · Technische, wirtschaftliche und militärische Aspekte der Binnenschifffahrt im Westeuropa des frühen und hohen Mittelalters*; LIT, Berlin
- Pecher, Wolf D. (1993): *Der Karlsgraben · Wer grub ihn wirklich? Eine Streitschrift*; Treuchtlingen
- RGA = *Reallexikon der germanischen Altertumskunde* (2000) → Kanhave-Kanal (16 (2000) 221 f., N. A. Jørgensen)
- Rumler, Andreas (1997): *Schleswig-Holstein · Kultur, Geschichte und Landschaft zwischen Nord- und Ostsee, Elbe und Flensburger Förde*; DuMont, Köln
- saarburg = *Bericht für den Canal des Vosges von 2010*; Wasser-Sport-Club Saarburg e.V. <http://www.wassersportclub-saarburg.de/T.oe.rnberichte.htm>
- Schwarz, Klaus (1962): Main-Donau-Kanal Karls des Großen; in Werner, Joachim (Hg.): *Aus Bayerns Frühzeit: Friedrich Wagner zum 75. Geburtstag*; München
- Seyler, Emanuel (1907): *Die Mönchsabel von der Fossa Carolina*; Nürnberg
- (1905): Der Karlsgraben bei Grönhard [recte: Grönhart] - eine römische Pferdeschwemme; *Fränkische Morgenzeitung*, Nr. 88-90 des Jahrgangs
- Spindler, Konrad (1998): Der Kanalbau Karls des Großen. Seine Reflexion in den mittelalterlichen Quellen und der aktuelle archäologische Forschungsstand; *Akten der Akademie Friesach* (Kärnten), 01.-05. 09. 1997; Wieser, Klagenfurt, 47-100
- Stark, Florian (2014): Im Mittelalter zog man Großprojekte einfach durch. Schon Karl der Große plante einen Kanal zwischen Main und Donau. Nach neuesten Grabungen war er wohl deutlich länger als bislang angenommen. Vor allem aber: Er wurde auch fertig; *Die Welt*, 05. 05.
- sug (2014): Des Kaisers rätselhaftes Kanalprojekt. Mainzer Schifffahrtsmuseum erinnert an Bauvorhaben Karls des Großen; *FAZ reg. Mainz*, 07. 05.
- Vogl, Franz (1933): *Der Karlsgraben: (Fossa Carolina 793 n. Chr.) · Zwölfhundert Jahre Rhein-Main-Donau · Ein deutscher Roman von Arbeit und Tat, Volkstum und Staat*; Gernschel, München
- wiki = <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikelüberschrift



So stellte sich Martin Seger in der *Würzburger Bistumschronik* von Lorenz Fries, 1546, den Bau des Scheitelkanals vor [Keller, Buchrückseite].

Zwei unvollendete Kanalbauversuche, zwei erfolgreiche, aber sinnlose Kanalbauten

Eine Ergänzung von Heribert Illig

Wenig bekannt ist, dass es neben den vermeintlichen Bemühungen von 793 und den beiden erfolgreichen Kanalbauten von 1845 (Ludwigs-Donau-Main-Kanal) und 1992 (Main-Donau-Kanal) noch eine weitere Anstrengung gegeben hat, die dem jüngsten Versuch zugute kam.

Obwohl der Ludwigs-Kanal (417 m Scheitelhöhe) gegen die rasche Eisenbahnerschließung des Landes keine Chance hatte, wurde 1892 in Nürnberg der *Verein zur Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern* mit dem Ziel gegründet, eine größere, schleusenärmere Kanalverbindung zwischen Rhein und Donau zu schaffen. Dafür wurde von 1897 bis 1921 der Main zwischen Frankfurt und Aschaffenburg ausgebaut.

„Als gemeinsames Unternehmen wurde am 31. Dezember 1921 die »Rhein-Main-Donau-Aktiengesellschaft« (RMD) mit Sitz in München gegründet. Der »Rhein-Main-Donau-Aktiengesellschaft« wurde im Main-Donau-Staatsvertrag die Nutzung der Wasserkraft zur Energieerzeugung mit einer Konzessionslaufzeit bis ins Jahr 2050 zugesichert“ [HLB ↔ Rhein-Main-Donau-Kanal].

Nach der Inflationszeit begann der Weiterbau in Richtung Bamberg und der Kraftwerksbau an der Donau [ebd.].

Franz Vogl schrieb 1933 als einer der nach dem Ersten Weltkrieg mitplanenden Ingenieure einen „deutschen Roman von Arbeit und Tat“ über die *Fossa Carolina*, für den der Verlag im Vorwort die Dimension verdeutlichte:

„Der Karlsgraben ist deshalb Symbol, weil er die eintausendzweihundertjährige Forderung einer Verbindung der deutschen Schicksalsströme Rhein und Donau durch den Main in seinem ersten Versuch zur Darstellung bringt“ [Vogl, 7].

Ein Regensburg-Buch von 1940 [113] zeigt das Foto eines Baustellenschildes an der Donau, den Dom im Hintergrund:

„Großschiffahrtsstraße Rhein - Main - Donau · Durchführung durch Regensburg · Baustelle Wehrlochverlegung · Entwurf und Bauleitung: Wasserstraßenamt Regensburg.“

Die zugehörige Bildlegende lautet:

„Regensburg ist heute der große Umschlagplatz des deutschen Südosthandels vom Schiff zur Bahn. In wenigen Jahren indessen wird die Großschiffahrtsstraße Rhein-Main-Donau fertiggestellt werden. Die Kanalstrecke

geht bei Regensburg in den schiffbaren Donaulauf über. Die Bauarbeiten bei Regensburg sind bereit in Angriff genommen.“ [Stadt Regensburg]

1943 kamen im Weltkrieg die Arbeiten zum Erliegen. Sie gingen aber 1947 ungebrochen weiter. 1972 war die Main-Strecke bis Nürnberg fertiggestellt. Der eigentliche Scheitelkanal wurde bis 1992 gebaut: 98 Kanal-Kilometer mit einem Anstieg um 93 m von Nürnberg bis Hilpoltstein (406 m Scheitelhöhe, also ca. 9 m tiefer als die *Fossa Carolina*) und mit einem Abstieg von 68 m bis Kelheim. Dafür wurden 16 jeweils 190 m lange Schleusen gebaut, deren jeweilige Hubhöhe bis auf 24,67 m reicht.

Der Sinn und Zweck der Realisierung eines alten, 'schicksalhaften' Traums bleibt dunkel. Denn das Verkehrsaufkommen war auch 15 Jahren nach Eröffnung bescheiden: Im Jahr 2007 waren es täglich, statistisch gesehen 17,1 Schiffe oder alle 84 min ein Schiff [wiki → Liste der Main-Donau-Schleusen], während z.B. auf dem Rhein an der holländischen Grenze alle 5 min ein beladenes Schiff passiert [wsv]. Was bereits im 19. Jh. eintrat, ist erneut eingetreten: Gegen Schiene und Straße kann sich eine schleusenreiche Wasserstraße nicht durchsetzen, auch wenn ihre Konzession bis 2050 reicht. Der Naturverlust war beträchtlich, der oft genug abgeblasene, aber unentwegt angestrebte Ausbau der Donau zwischen Regensburg und Passau würde weitere Naturlandschaften zugunsten eines symbolträchtigen Fossils vernichten.

Der Verfasser hatte sich zur Einweihung erlaubt, seiner Schrift *Karl der Fiktive, genannt Karl der Große* diese Widmung mitzugeben: „Eine Entmystifizierung zur Einweihung des neuen Rhein-Main-Donau-Kanals am 25. 9. 1992“. Bei der Rundfunkübertragung der Feierlichkeiten war über die Anstrengungen während des Dritten Reichs nichts zu hören, aber zwei Minuten lang ein von Rudi Küffner geführtes Interview mit dem Urheber der Broschüre.

Literatur

HLB = *Historisches Lexikon Bayerns* (als reine Online-Ressource konzipiert)

<http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/base/start>

Illig, Heribert (1992): *Karl der Fiktive, genannt Karl der Große. Als Herrscher zu groß, als Realität zu klein*; Mantis, Gräfelting

Stadt Regensburg (Hg. 1940): *Städte der bayerischen Ostmark · Regensburg eine Stadt des Reiches*; Gauverlag bayerische Ostmark, Bayreuth

Vogl, Franz (1933): *Der Karlsgraben: (Fossa Carolina 793 n. Chr.) · Zwölfhundert Jahre Rhein-Main-Donau · Ein deutscher Roman von Arbeit und Tat, Volkstum und Staat*; Gernschel, München

wiki = <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikelüberschrift

wsv = Verkehrsbericht 2010, Wasser- und Schifffahrtsdirektion West http://www.wsd-west.wsv.de/dateien/2011/395_11_Verkehrsbericht_2010_Internet.pdf

Karls unbekannte Logistik

Ein mühseliger Erkundungsmarsch von Heribert Illig

Wie so oft begann es ganz einfach. Bei der Alexander-Ausstellung in Rosenheim stolpern Ulrich Becker und der Autor über gewaltige Proviant- und Trinkwassermengen, auch und gerade wenn das Heer durch Wüsten zieht. 'Natürlich' werden die Zahlen im Katalog nicht genannt, der Foto-Apparat versagt. Aber der Keim ist gelegt: Was wissen wir von den logistischen Problemen der großen Heerführer? [Illig 2013].

Übertragen auf die Karolinger erweist sich die Fragestellung als geradezu tödlich für die stolzen Franken, scheinen doch Feldzüge einzig und allein das eigene Land auszupowern, während die Ochsenkarren nicht vom Fleck kommen [Illig 2014]. Allgemein fällt auf, dass die Problematik entweder gar nicht erkannt oder weiträumig umgangen wird. Da lässt sich vielleicht bei einem anderen Karl etwas lernen, bei dem für 'den Krieg' zuständigen General CARL VON CLAUSEWITZ. Sein Satz „Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln“ [Clausewitz, 32] wird immer noch gerne zitiert, oft auch ironisch. In seiner großen Theoretisierung des Kriegs interessiert den großen Strategen aber Logistik in keiner Weise, so im 2. Buch [ebd. 98]:

„Unterhalt der Truppen

Noch ein anderes materielles Element wurde in einer theoretischen Behandlung zu systematisieren, d. h. es in einen wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen versucht, indem man den Unterhalt der Truppen, auf einen gewissen vorausgesetzten Organismus des Heeres gestützt, zum Hauptgesetzgeber der großen Kriegführung machte.

Man gelangte auf diese Weise freilich wieder zu bestimmten Zahlen, aber zu Zahlen, die auf einer Menge ganz willkürlicher Voraussetzungen beruhten und also in der Erfahrung nicht Stich halten konnten.“

Damit hat sich für ihn die Problematik erschöpft, so dass lediglich zu konstatieren bleibt: Die Zuständigen für Logis und Fourage haben das zu leisten, was die Befehlshabenden ihnen abverlangen; ihre Probleme dürfen nichts zu Entscheidungen beitragen.

Ein Jahrhundert später, aber immer noch vor fast 100 Jahren sieht das HANS DELBRÜCK in seiner *Geschichte der Kriegskunst* deutlich anders: Die „Trainkolonnen, die solcher Art Heeren folgen, müssen unabsehbar sein. Die Zahl der Begleitmannschaften und Tiere ist um das Mehrfache größer als die Zahl der Krieger, und nimmt mit den Karren und Säumern einen viel größeren Raum auf der Marschstraße ein, als die Gefechtstruppen selber. ***Diese urkundlich bezeugte Tatsache, daß die karolingischen Heere***

ihre ganzen Vorräte aus der Heimat für die ganze Dauer des Feldzuges mitbrachten und mitschleppten, ist ein zwingender Beweis, daß die Heere nur sehr klein gewesen sind. Große Heere mit solchen Kolonnen hätten sich weder bewegen, noch ihre Pferde und Zugtiere ernähren können. Wir werden annehmen dürfen, daß Karl der Große selten mehr als 5000 oder 6000 Krieger auf einer Stelle beisammen gehabt hat, da diese mit ihrer Bagage bereits die Länge eines vollen Tagemarsches von drei Meilen einnahmen. Zehntausend Kombattanten werden wir als das Alleräußerste eines karolingischen Heeres anzunehmen haben. Dabei aber ist zu beachten, daß die Grenze des Begriffs der Krieger keine scharfe ist. Jene 5000-6000 Mann haben wir uns vorwiegend als Berittene vorzustellen; die Masse der persönlichen Diener aber, die die Führer, die Grafen, Bischöfe und großen Vasallen umgaben, nicht weniger aber der Troßknechte, die die Maultiere führten und die Wagen lenkten, war bewaffnet und mehr oder weniger kriegerisch, brauchbar zum mindesten für die kriegerischen Nebenzwecke, die Fouragierung und die Verwüstung des feindlichen Landes. Auch die älteren griechischen und römischen Leichtbewaffneten haben wir uns ja als ein Mittleres zwischen Knecht und Krieger vorgestellt.“ [Delbrück, 1. Kap. Karl der Große, bei zeno.org; Hvhg. HI]

Obwohl Delbrück die Problematik klar sieht, klammert er sich offensichtlich an die Mindestzahl von Kriegern, die ihm durch die alten Quellen vorgegeben wird, obwohl bereits durch sie unbewältigbare Probleme entstehen.

Aber diese Schwächen völlig überholter Literatur des jeweils frühen 19. und 20. Jh. sind im 21. Jh. mit Sicherheit behoben, da hier bekanntlich kalter Intellekt Einzug gehalten hat. Und so lesen wir bei MATTHEW BENNETT, der 2010 *Die Welt im Mittelalter. 1000 Jahre Kriegsgeschichte* herausgegeben hat, gleich auf der ersten Seite der Einleitung:

„Im Zentrum der Kriegsführung steht immer die Logistik: Wie bewege ich das Heer und den Tross zu Lande oder zu Wasser, wo der Feldherr sie am effektivsten einsetzen kann. Der Unterhalt und die Verpflegung der Truppen, insbesondere auch von speziellen Tieren wie den trainierten Schlachtrössern, war entscheidend für jede militärische Operation. Zudem wuchs die Zahl der Lasttiere, die das Futter für die Pferde der Kavallerie und sich selbst tragen mussten, exponentiell an. Im Römischen Reich konnten Heere über 30 000 Mann nicht versorgt werden“ [Bennett, 7].

Problem erkennt und damit auch schon fast behoben? Die weitere Lektüre wird ernüchternd sein. Tatsächlich gibt es 82 Seiten weiter in einer Bildlegende eine Bekräftigung: „Beachtenswert ist auch das Weinfass: Das Heer mit Essen und Trinken zu versorgen, war genauso wichtig wie die Bewaffnung“ [Bennett, 89]. Also praktisch ein Insider, der in medias res geht und tiefen Einblick gewährt, allerdings für Zeiten des Schießpulvers, kurz vor 1500:

„Die Logistik

Wo möglich, lebten die Armeen auf feindlichem Gebiet aus dem Land. In Italien gab es eigene Fouragiere für die Nahrungsbeschaffung, damit nicht jeder Mann für sich selbst sorgen musste. Kaufleute wurden in die Lager eskortiert, damit sie ihre Ware verkaufen konnten.“ [Bennett, 201].

Mehr ist auf 272 großformatigen Seiten zur Logistik nicht zu erfahren. Wie viele Zugtiere im Einsatz waren, welche Arten, wie sie gefüttert wurden etc. etc. – all das bleibt unerörtert, als würde Clausewitz noch immer dominieren. Immerhin werden realistische Heeresgrößen angegeben. Im 15. Jh. zitiert er Philippe de Commines mit seiner Kritik an anderen Chronisten: „Viele sprechen leichthin von Tausenden und machen Heere so größer, als sie eigentlich sind“ [Bennett, 200 f.]. Für das 14. Jh. wird ein Heer mit 15.000 Soldaten angegeben, „doch die meisten Heere waren wesentlich kleiner. 1391 bestand das mailändische Aufgebot aus 2000 Kavalleristen und 4000 Infanteristen“ [ebd.].

Auf dem Lechfeld habe Otto I. 4.000 Reiter und ebenso viele Fußsoldaten gegen 8.000 ungarische leichte Reiter geführt [Bennett, 68]. Zu den Heeren von Karl d. Gr., der Sachsen und dem großen Heer der Wikinger vermeidet er jede Angabe. Für die Raubzüge der Nordmänner schwärmten im 9. Jh. „Trupps mit Hunderten von Männern“ aus [ebd. 65]. Aber er gibt einen Hinweis auf ein urkundlich bezeugtes Faktum: die Mobilisierungsanweisung an den Abt Fulrad von St. Quentin, ergangen 806. Jeder Reiter habe neben seinen Waffen „Äxte und Gerätschaften zum Schneiden von Gestein, Klappspaten und Eisenspaten ... sowie Vorräte für drei Monate“ auf seinen Fuhrwerken mitzuführen [ebd. 59].

Es würde nicht überraschen, wenn diese Einzelanweisung mangels anderem auf das gesamte Karolingerreich übertragen worden wäre. Für unsere anschließenden Betrachtungen der römischen Streitkräfte gibt es drei Zahlen von Belang. Umfasste eine römische Legion im frühen Kaiserreich 5.000 und mehr Infanteristen und eine kleine Reiterei, sank diese Zahl bis zu Diokletian (anno 290) dramatisch auf nur noch 500, die Kavallerieeinheit auf 90 bis 30 Mann [Bennett, 21], allerdings bei vergrößerter Zahl an Legionen. Um 530 kann Byzanz 25.000 Mann gegen ein Perserheer von 50.000 Mann ins Feld führen [ebd. 25]. Den Völkern im Osten bleiben die wirklich großen Zahlen vorbehalten: antiken Indern oder jenen Persern, die unter Xerxes gemäß Herodot [VII, 186] mit genau 5.283.220 Mann anrückten – von Delbrück [Bd. 1] auf maximal 50.000 Kämpfer komprimiert – oder 1236 einem mongolischen Reiterheer mit 150.000 Mann in den russischen Steppen [Bennett, 118 f.].

Unter den Karolingern sind solche Zahlen undenkbar, weil nur ‘Millionäre’ in den Sattel steigen konnten (die folgenden monetären Angaben erlauben keine sinnvolle Umrechnung in karolingische Dinare, standen doch seit Karl 240 Silberlinge für einen goldenen Solidus):

„Den Vorteilen dieser Truppe im Kampf standen jedoch die für damalige Verhältnisse enormen Kosten für Ausstattung und Unterhalt eines gepanzerten Reiters gegenüber. In der Lex Ribuaria wird die komplette Ausstattung bestehend aus Helm, Brünne (Brustpanzer), Schwert mit Scheide, Lanze, Schild, Hose und Pferd mit 50 Solidi in Gold aufgelistet. Ein hierfür taugliches Pferd allein kostete an die 12 Solidi oder dieselbe Anzahl von Kühen. Die Kosten für die Brünne machte den Preis für vier Zugochsen oder sechs Kühen aus (ungefähr 12 Schillinge). Die Rüstung war zwar erheblich einfacher aufgebaut als die Exemplare späterer Epochen, Förderung und Verarbeitung des dafür benötigten Eisens war aber sehr aufwendig und kostenintensiv. Dennoch musste der fränkische Krieger persönlich für seine Ausrüstung aufkommen. Den Gegenwert von so vielen Kühen für eine solche Reiterrüstung aufzubringen war einem einfachen Bauer aber unmöglich. Deswegen konnten meist auch nur Freie und Adlige in dieser Waffengattung dienen. [...]

War der Panzerreiter einmal im Feld, kamen nach den Ausgaben für die Bewaffnung noch die Kosten für ein Reisepferd, einen Ochsenkarren, der die Rüstung und Waffen zu transportieren hatte, sowie für Knechte, Proviant etc. hinzu. Dazu kam, dass er während dieser Zeit seinen eigenen Lebensunterhalt und den seiner Familie sicherstellen musste“ [wiki ↪ Panzerreiter].

Da erstaunt, dass **MICHAEL MITTERAUER** [113] die damaligen Gegebenheiten als „Verreiterung“ benennt und ein „Jahrtausend der schweren Reiterei“ imaginiert. Es könnte mit seinem karolingischen Kern dem Gefühl der Reichen und Superreichen Rechnung getragen haben: Während ein Stefano Casiraghi beim Motorbootrennen ums Leben kam, hätten gelangweilte Ritter beim jährlichen Sachsenkrieg sich samt Familien um Haus, Hof und Leben gebracht.

Weiterhin unklar ist die damals erzielbare Marschgeschwindigkeit. **OLIVER HERMANN** [2000, 86] hält einen Tagesmarsch von 22,2 km für nur selten möglich, je nach Gelände konnte er auf 14,8 km zurückgehen. Diese Angaben stammen sicher nicht aus karolingischen Befunden oder Berichten, sondern wohl aus der Römerzeit: „Ein Tagesmarsch, iter, dauerte meistens nur 6 Stunden, da der Abbau und der Aufbau eines Lagers sehr lang dauerten. Die Tagesleistung betrug 20-25 km“ [tuwien].

Bleiben wir bei dem Vergleich mit den römischen Legionen, um überhaupt etwas Greifbares in die Hand zu bekommen. Beispielsweise durch das Buch eines Professor für Provinzialrömische Archäologie, **THOMAS FISCHER**, der 2012 die *Armee der Cäsaren* untersucht hat. Quintessenz der Untersuchung: Diese Armee hat sich überhaupt nicht bewegt! Es gibt keine Betrachtungen zur Marschgeschwindigkeit und -anordnung, zu Trosswagen und Zughtieren oder deren Anschirrung und Futter. Das ist doppelt erstaunlich, weil

das Buch mit vielen Fotos aus der Reenactment-Szene illustriert ist, der die Rekonstruktion alter Gegebenheiten besonders am Herzen liegt.

Eines der großen Probleme ist die unbeantwortete Frage, wie viele Kilogramm der Legionär mit sich herumschleppen musste, auch wenn er kein Obelix war. Der Eisenhortfund Künzing umfasst mit 82 kg Eisen die Ausrüstung einer Kohorte in der ersten Hälfte des 3. Jh.: 7 Pionieräxte, 12 Kreuzhauen, 20 leichtere Kreuzhauen, 6 Beile, 12 Hacken, 34 Laubmesser, Balkennägel, Zeltplöcke, 29 Schlösser mit Handschellen und Ketten [Fischer, 238]. Die Forschung geht davon aus, dass diese Ausrüstung nicht von Menschen getragen worden ist. Allerdings war Flavius Josephus bereit, jedem Soldaten 1 Säge, 1 Korb, 1 Eimer, 1 Kette, lederne Riemen, 1 Sichel und 1 Pionierhacke zuzumuten [ebd. 243]. Möglicherweise wusste er nicht, dass jeden Legionär bereits sein Mantel, Sandalen, Beinschienen, Kettenhemd (Panzer), Schwert und Dolch samt Scheiden, Helm, großer Schild und Speer belastet haben. Wenn noch die Marschverpflegung für mehrere Tage hinzukam (täglich ein knappes Kilo Getreide [Labisch, 203]), dann summierte sich die Last schnell auf über 40 kg.

Über 40 kg? Der Frage hat sich auch BERNHARD SCHNEIDER angenommen, Historiker, Publizist und Triathlet. Er kam auf bis zu 47 kg für das Marschgepäck und verzichtete deshalb darauf, 17 Tagesrationen an Getreide mitzutragen. Um überhaupt marschfähig zu werden, nimmt er 30,7 kg an Ausrüstung und 5 Tagesrationen. Das Marschieren erweist sich als mühsam, weil vor allem der sperrige Schild einen unverkrampften Gang hemmt. Bei den Versuchen über lediglich 450 Metern (!) ergeben sich bei einer Wegstrecke von 35 bis 40 km hochgerechnet 6 bis 8.000 Kilokalorien täglich. Das liegt über dem Bedarf für einen 'Ironman'. Nach einem solchen kann der Athlet regenerieren, während der römische Legionär am nächsten Morgen unverdrossen weitermarschiert. Insofern bleibt der experimentierende Triathlet ratlos, weil er sich eine Armee von derart gestählten Leistungsträgern kaum vorstellen kann.

Bei Fischer [242] finden sich die gleichen Probleme. Ein Marschgepäck von 40 kg sei „sicherlich übertrieben“, die Experimentalarchäologie gehe lieber von 18 bis 25 kg aus – vermutlich aus Selbsterhaltungstrieb. Selbst lebenswichtige Details sind dunkel. So stellten Universitätsmitarbeiter die eigentlich banale Frage, wie eigentlich der tägliche Wasserbedarf befriedigt werden konnte: Welche Behälter kamen in Frage, wie viel wogen sie, wie schnell waren sie zu füllen? Einziger archäologischer Fund ist ein Holzfässchen für 3,5 l Wasser, entdeckt im Lager Oberaden. Das wurde letztlich für geeignet befunden, besser als Wasserschläuche oder -flaschen. Aber es bringt brutto weitere 4 kg an Traglast, zumindest für den losmarschierenden Legionär [Giloj/Nießner].

Die römischen Probleme können immerhin geprüft werden, weil zahllose Funde vorhanden, zahlreiche Schriftquellen verfügbar sind. Insofern ist seit dem ersten 'Legionärsmarsch', 1985 von Verona nach Augsburg über die Alpen, den MARCUS JUNKELMANN [1986] erfolgreich durchgeführt hat, ein reicher Erfahrungsschatz zusammengekommen, nicht zuletzt dank diesem unermüdlichen Forscher selbst. Außerdem findet der Archäologe überall da, wo Römer gestanden haben sollen – vom Hadrianswall in Schottland bis ins Zweistromland – auch römische Überreste.

Bei den Karolingern sieht das anders aus, nämlich in jeder Hinsicht dunkel und leer. Umso leichter werden hier Pseudo-Fakten kolportiert, die nachdenklich stimmen. Auch in Karls großem Gedenkjahr schießen die Zahlen ins Kraut, etwa in einem der aktuellen Ausstellungskataloge:

„Es ist ein Unterschied, ob man Straßen, Wege und Gebäude in Schuss hält oder ob die Logistik für den Aufenthalt des Königs und seiner Umgebung tagesgenau geleistet werden muss. Schließlich ist von einer Zahl von 300 bis 3000 Personen – manchmal weniger, **meist aber vielleicht sogar** mehr – und deren Tieren auszugehen, die mit dem König umherzogen.

Das Reisekönigtum setzte also eine funktionierende Kommunikation voraus, um die enormen logistischen Aufgaben zu bewältigen“ [Ehlers, 46 f.; Hvhg. III].

Nichts von all dem ist für Karl nachzuweisen, außer man vertraut blind der Quellenlage – „meist, aber vielleicht sogar“ [ebd.]. Ehlers [46] bezieht sich außerdem auf eine Handvoll karolingerzeitlicher Fibeln, die im Graben einer Römerstraße lagen. Mit ihnen begründet er nicht die karolingerzeitliche Benutzung der alten Straße, sondern das sonst nicht nachweisbare In-Schuss-Halten von Straßen, Wegen und Gebäuden durch die Franken. So konnte sich also ein Hofstaat in der Stärke von mindestens sechs diokletianischen Legionen punkt- und taggenau versorgt durchs Land bewegen. Da verwundert dann auch diese vollmundige Aussage nicht mehr:

„Unter Pippins Sohn Karl dem Großen soll das fränkische Heer rund 100.000 Mann umfasst haben. Viele von ihnen waren nahezu jedes Jahr im Einsatz“ [Stark 2014].

Wie auch anders, denn „Krieg war [...] kein seltener Ernstfall, sondern Alltag“ [Pohle, 65]. Vielleicht ist es da sogar dem einstigen Präsidenten der MGH, Rudolf Schieffer, mulmig geworden, sieht er doch jetzt ein Problem [Görtz]:

„Man muss im Nachhinein aber sagen, dass auf die Dauer ein solches Großreich mit den mittelalterlichen Mitteln gar nicht beherrschbar ist.“

Logistik dürfte ihm fremd sein; unter Dauer versteht er Karls Enkel und Urenkel. Dass ein Reich mit damaligen Mitteln zu keiner Zeit beherrschbar war, mag sich „meist, aber vielleicht sogar“ für Schieffers Nachfolger ergeben.

Literatur

- Bennett, Matthew (Hg. 2010): *Die Welt im Mittelalter. 1000 Jahre Kriegsgeschichte*; München
- Clausewitz, General Carl von (o.J. = 1937): *Vom Kriege · Hinterlassenes Werk*; Berlin (1834)
- Delbrück, Hans (2012): *Geschichte der Kriegskunst, Band 3: Das Mittelalter*; Altona (4 Bände: 1900 - 1920) zeno.org.
- Ehlers, Caspar (2014): Der reisende Herrscher. Organisation und Kommunikation; in *Pohle*, 40-47
- Fischer, Thomas (Hg. 2012): *Die Armee der Cäsaren: Archäologie und Geschichte*; Pustet, Regensburg (Mit Beiträgen von Ronald Bockius, Dietrich Boschung und Thomas Schmidts)
- Giloy, Marcel / Nießner, Reinhard (2010): *Universität Augsburg, LEG XIII GEM: Wassertransport in der römischen Armee*;
<http://www.leg-xiii-gem.de/FAGUA/Wassertransport.html#16>
- Görtz, Birgit (2014): Karl der Große: Orte der Macht; *Deutsche Welle (DW.de)*, 19. 06. <http://www.dw.de/karl-der-gro%C3%9Fe-orte-der-macht/a-17719829?maca=derss-de-all-1119-xml-atom>
- Hermann, Oliver (2000): *Lothar III. und sein Wirkungsbereich. Räumliche Bezüge königlichen Handelns im Hochmittelalter*; Winkler, Bochum
- Illig, Heribert (2014): Wie ziehen (nicht) in den Krieg; *Zeitensprünge* 26 (1) 111-120
- Junkelmann, Marcus (1986): *Die Legionen des Augustus. Der römische Soldat im archäologischen Experiment*; Zabern, Mainz
- Labisch, Alfons (1975): *Frumentum commeatusque*; Hain
- Löffl, Josef (2011): *Die römische Expansion*; Berlin
- Mitterauer, Michael (*2004): *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs*; München
- Pohle, Frank (Hg. 2014): *Karl der Große · Charlemagne · Orte der Macht · Essays*; Sandstein, Dresden (Teil 2 des dreibändigen Katalogs für Aachens Ausstellungen)
- Schneider, Bernhard (2013): Römische Legionäre absolvierten täglich enorme Leistungen. Ein Triathlon als Normalprogramm; *FITforLIFE*, (4) 48-50
<http://www.fitforlife.ch/pdfdownload/archiv/?file=802&hash=e13069261c51f8988500f4c28d3d7eb3991ca142&cHash=44bfc0b3e67f63840928bd9477145cde>
- Stark, Florian (2014): Schon Karl der Große ließ zum 1. Mai marschieren. Walpurgisnacht und 1. Mai stehen längst nicht mehr nur für Schabernack und Arbeitnehmerrechte, sondern für verummte Chaoten. Diese Ambivalenz galt schon im Reich der Franken und in ihren Heerlagern; *Die Welt*, 30. 04.
- tuwien = <http://fsmat.at/~wdvorak/projekte/texte/caesar.html>

Keine Lehnspyramide für Karl den Großen! Frischer Wind in akademischen Mittelalterstuben

Marianne Koch

Nach dem Aachener Dom [Illig 2011] fällt nun auch die Lehnspyramide zur Manifestation der Karolingerreiche aus. Sie hat als westeuropäisches ständisches Verfassungsmodell der früh- und hochmittelalterlichen Reiche ausgedient. Wann, wo und warum können wir noch vom Lehnswesen als grundsätzliches staatliches Strukturelement sprechen?

Das Lehnswesen in der Kritik

Bisher galt das eiserne Dogma:

„Die Karolinger haben aber nicht nur die tatsächliche Verbindung von Vasallität und Benefizium gefördert, sondern haben auch das daraus entstandene Lehnswesen für den Staatsaufbau nutzbar gemacht.“ [Spieß HRG 1978, ↪ Lehn(s)recht/Lehnswesen, Sp. 1729].

So können wir es noch in Lehrbüchern nachschlagen, bekommen es in phantasievollen historischen Biografien wie jüngst in Friedrs Karl [s. Illig 2014] und den beliebten History-Serien des Fernsehens serviert. Man hat dem Autor des *Sachsenspiegels* – Eike von Repkow (ca. 1230) – geglaubt, der uns die Lehnspyramide in der heute gängigen Form der „Heerschildordnung“ präsentiert und als „altes Recht“ Karl d. Gr. überliefert. Nach bisher herrschender Meinung erreicht diese Gesellschaftsordnung, genannt Lehnswesen, unter Ottonen und Saliern einen qualitativen Höhepunkt als königlich-kaiserliches Machtinstrument. Den Staufern wird besonders seit Barbarossa unterstellt, durch Reformen die herrschaftliche Wirksamkeit verwässert zu haben und so den Landesherrschaftsausbau niederer Stände befördert zu haben. Seine wesentlichen Institute bleiben aber bis zum Ende des alten Reichs 1806 erhalten.

Bereits 1994 wurde dieses Dogma durch die Untersuchungen von Susan REYNOLDS in *Fiefs and Vassals* [Reynolds 1994] in Frage gestellt. Reynolds weist darauf hin, dass sich Belege für eine Entwicklung strenger rechtlicher Vorstellungen feudo-vasallitischer Abhängigkeitsverhältnisse im Sinne einer auf den Herrscher ausgerichteten Lehnspyramide erst mit dem zunehmendem Einfluss von Juristen aus den italienischen Rechtsschulen seit dem 12. Jh. finden. Früher habe es zwar eine Fülle verschiedenster Leihverhältnisse ebenso wie unterschiedliche personale Abhängigkeiten gegeben, aber diese stünden unverbunden nebeneinander. Hinweise auf die das Lehnswesen

konstituierende Verknüpfung von enger persönlicher Verpflichtung zwischen Herr und Vasall mit einer gewährten Land- bzw. Rechtsleihe gebe es zuvor nicht.

Das traf ins Herz der Mediävistik – besonders bei deutschen Mittelalterexperten. Bis 2008 erstarrte man fast 15 Jahre in ignorantem Schweigen oder blockierte mit arroganter Lehramtskompetenz [Kroeschel s. Koch 2011, 149 f.] jede Prüfung von Reynolds Kernaussage. Sogar emotional motivierte Abwehrreaktionen wie im Fall des erfundenen Mittelalters [Illig 1994 u. 1996] versagte man sich. Reynolds Buch ist bis heute nicht in deutscher Übersetzung erschienen. Doch allmählich zeigt Reynolds Angriff Wirkung im Gelehrtenlager, vielleicht befördert durch die Emeritierung publizistisch führender Lehrstuhlinhaber. Zwar nahmen vereinzelt deutsche Historiker am internationalen Diskurs über Reynolds herausfordernde Thesen in fremdsprachigen Fachmedien am Rande teil, kritisierten einzelne der vorgebrachten Belege, scheuten aber die Auseinandersetzung mit ihrer Hauptaussage.

Reynolds ruft zur Hinterfragung des spätestens seit Mitteis (Lehnrecht [1933]/Staat [1940]) und Ganshoff (Lehnswesen [1944]) als bewiesen erachteten und kanonisierten Konzepts auf, das Lehnswesen sei schlechthin Fundament der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung und Schaltwerkzeug der Macht. Zwei Historikertagungen, an denen auch altgediente Senioren des Fachs wie der Alterspräsident der MGH (*Monumenta Germaniae Historica*) Rudolf Schieffer, Karl-Heinz Spieß, Stefan Weinfurter, Gerhard Dilcher u.a. teilnahmen, geben das Signal zum deutschen Neustart ins Mittelalter und beschwören die alte Frage „Was ist das Lehnswesen?“ als aktuellen Forschungsauftrag der Mediävistik. Die entsprechenden Buchveröffentlichungen liegen seit 2010 und 2013 vor [Dendorfer/Deutinger 2010; Konstanzer Arbeitskreis 2013]. Obwohl sich die Tagungsbeiträge vorwiegend mit dem Hochmittelalter beschäftigen, betreffen sie unmittelbar die vorhergehenden Jahrhunderte, da sie den Beginn des Lehnswesens wie Susan Reynolds erst nach 1000 verorten.

Auf der von Jürgen DENDORFER und Roman DEUTINGER initiierten Münchner Tagung zum *Lehnswesen im Hochmittelalter* im September 2008 wurde für die interessierte Öffentlichkeit erstmals erkennbar, dass sich deutliche Risse in der bis dato konservierten herrschenden Meinung zum tausendjährigen lehnsrechtlichen Verfassungsstaat seit der Karolingerzeit auftun. Die inhaltlich anschließende Reichenauer Tagung des Konstanzer Arbeitskreises von 2011: *Zur Ausbildung und Verbreitung des Lehnswesens im Reich und in Italien im 12. und 13. Jahrhundert* vertieft diesen Eindruck erheblich. Hier wird abschließend konstatiert, die von Reynolds These ausgehende „positive Verunsicherung“ erzwingt die völlige Neubearbeitung und -bewertung mittelalterlicher Leihverhältnisse und personaler Bindungen unter kritischem Abschluss der politisch implizierten Meistererzählungen des 19. und 20. Jahr-

hunderts [Auge 2013, 353 f.]. Der Paradigmenwechsel in der Mediävistik wird zwar nicht explizit ausgesprochen, aber vollzogen.

Seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde das Phänomen „Lehnswesen“ in Früh- und Hochmittelalter kaum noch wissenschaftlich thematisiert, geschweige denn problematisiert. Inzwischen ist Karl-Heinz SPIESS von seinem oben zitierten Lehrsatz im *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte* abgerückt, wie seine aktuellen Tagungsreferate zeigen. Er steht damit nicht allein, sogar *Wikipedia* weist neuerdings zaghaft auf Kritik an der altherwürdigen Lehre hin [wiki ↔ Lehnswesen, Anm. 2].

Um die Forderung nach akademischer Hinterfragung der Meisterlehre zu begründen, beleuchten die beiden Auftaktreferate der Münchner Tagung den zwar bekannten, bisher aber wenig gewichteten Einfluss der sozial-politischen Bühne, auf der die ersten gelehrten deutschen Rechtsgeschichtler agierten, als sie im Rahmen ihrer Feudalismuskritik das lehnsrechtliche Konstrukt beschrieben, und weshalb sich im 19. und 20. Jh. die Überzeugung vom mittelalterlichen Lehnsystem als Dogma etablieren konnte.

Hermann HECHBERGER zeichnet Rang und Gang des *Lehnswesen als Deutungselement der Verfassungsgeschichte von der Aufklärung bis zur Gegenwart* nach [Hechberger 2010, 41 f.]. Anhand von Anlass und Wirkung der Werke von Justus Möser und Karl Friedrich Eichhorn über Otto von Guericke, Georg von Below, Julius Ficker, Theodor Mayer u.a. bis zu Heinrich Mitteis und Karl Bosl stellt er fest, das bestimmende Motiv für das mittelalterliche Geschichtsinteresse der Autoren war seit den Anfängen der modernen Geschichtswissenschaft zu Beginn des 19. Jh. bis in die achtziger Jahre des 20. Jh. hinein stets der politische Konflikt über die Staatsvorstellungen ihrer eigenen Zeit. Man suchte nach dem idealen deutschen Nationalstaat und seiner Verfassung. „Das Lehnswesen war von Beginn an kein Gegenstand, mit dem man sich nüchtern und emotionslos befasst hätte, es war immer schon ein Politikum“ [aaO 42 f.]. Die historisch eingekleidete Debatte wird von Juristen dominiert; man entwickelt, korrespondierend zu den jeweils aktuellen Machtinteressen, mittelalterliche Verfassungsvorbilder bzw. -gespenster, die den Kampf gegen feudale oder demokratische Staatsverfassungen historisch rechtfertigen und zugleich als Folie für angestrebte Gesellschaftsveränderungen dienen. Vor diesem Hintergrund geraten andere sozialpolitische Merkmale des Mittelalters aus dem Blickfeld. Zum Beispiel verschwinden die sozio-ökonomischen Analysen des Feudalismus bei Max Weber, die zudem den deutschen und sogar europäischen Rahmen sprengen, in der Rubrik „fachfremd“ [aaO 45 f.].

In Hans-Henning KORTÜMS Beitrag wird die bis heute wirksame Abhängigkeit der Mittelalterspezialisten vom nationalen Zeitgeist als *Mittelalterliche Verfassungsgeschichte im Bann der Rechtsgeschichte zwischen den*

Kriegen entschleiert. Über biografische Notizen zu Werk und Persönlichkeit der Antipoden Heinrich Mitteis und Otto Brunner in Nationalsozialismus und Nachkriegszeit ruft er die überwiegend dem politischen Umfeld und der eigenen Karriere geschuldete Prägung ihrer Werke ins Bewusstsein [Kortüm 2010, 57 f.]. Jürgen DENDORFER qualifiziert in diesem Zusammenhang bereits bei der Themenvorstellung im Einleitungsreferat „die Neue Verfassungsgeschichte der Zwischenkriegszeit, auf deren Schultern wir heute stehen“ als „Danaergeschenk“ – insbesondere im Hinblick auf Postulate Otto Brunners und seiner Nachfolger wie etwa, nicht mehr vom „Staat“ des Mittelalters sprechen zu dürfen, sondern die (angeblich; MK) quellennahen Begriffe „Herrschaft“ und „Gefolgschaft“ zu wählen [Dendorfer 2010, 25].

In den meisten weiteren Münchener Tagungsbeiträgen werden nach einem von den Veranstaltern vorgegebenen Fragenkatalog königliche und kirchliche Urkunden, Privaturkunden, Lehnsverzeichnisse, Historiographie und epische Literatur des Hochmittelalters mit einem Schwerpunkt in der Barbarossazeit auf Vorkommen und Aussagekraft lehnsrechtlicher Vokabeln hin abgeklopft [ebd. 26]:

- Welche Terminologie verwenden die Quellen in Bezug auf das Lehen (beneficium – feudum) und auf die Vasallität (vassus – miles – homo – Mann) und wie veränderte sich diese?
- Was war der Inhalt des vasallitischen Dienstverhältnisses? Welche gegenseitigen Verpflichtungen wurden durch ein solches eingegangen?
- Wie sehen die Lehnsobjekte konkret aus? Welche Bedingungen sind an die Lehnsvergabe geknüpft, und welche Vorteile ergeben sich für beide Seiten aus der Übertragung eines Lehens?
- Gibt es einen Zusammenhang zwischen Vasallität und Lehnsvergabe?
- Lassen sich in all diesen Punkten im Laufe des 12. Jahrhunderts merkliche Veränderungen feststellen? Wandeln sich die Begriffe und damit vielleicht auch die Konzeption des Lehnswesens, oder werden entsprechende Konzeptionen sogar neu geschaffen? Und kann man die Einflüsse, die solche Veränderungen bewirken, genauer bestimmen?

Zentrales Untersuchungsgebiet ist das deutsche Reich nördlich der Alpen, auch Oberitalien, Niederlothringen und die Provence werden einbezogen, da diesen bisher die Vorreiterrolle für das Lehnssystem zugebilligt worden ist. Was sich in den neuen Untersuchungen auf empirischer Grundlage übrigens mit der Einschränkung bestätigt, dass dies innerhalb der Territorien jeweils nur begrenzte Herrschaftsgebiete betrifft. Abstecher zu den Quellen der Königreiche von Sizilien und Jerusalem im 13. Jh. runden das Thema ab. Die Besprechung jedes einzelnen Vortrags führt an dieser Stelle zu weit. Die Reichenauer Tagung (2011) baut inhaltlich auf dem Münchener Treffen auf; der

Zeitraumen wird auf das 13., teilweise 14. Jh. erweitert, und mit drei rechts-historischen Untersuchungen zu lombardischem Lehnrecht und *Sachsenspiegel* werden rechtsgeschichtliche Argumente der alten Lehre geprüft. Im übrigen arbeitet man denselben Fragenkatalog ab; einige Referenten tragen auf beiden Tagungen vor. In meiner Resultatsliste verzichte ich auf Einzelziti-erung, um den Literaturapparat nicht aufzublähen:

- Quellenbelege für „beneficium“ sprudeln zwar reichlich, haben aber höchst unterschiedliche Bedeutung. Regional und zeitlich versetzt können sie vereinzelt, ab 1150 öfter, als Indiz einer sozialen Leihepraxis gewertet werden, die Vorstellungen von hierarchischen lehnmäßigen Ständen entwickelt hat und rechtlich ausformt. Je nach Kontext muss die Vokabel aber meistens besser mit Wohltat, Leihe, Miete, Pacht/Erbpacht, ja sogar als regionales Flächenmaß übersetzt werden und steht nicht für Lehen im klassischen Sinn.

Begriffe für den abhängigen Lehnsman (vassus, miles, homo, Mann) tauchen seltener auf, entpuppen sich vor 1200 jedoch i.d.R. als Terminologie für Abhängige einer Haus- oder Grundherrschaft. Im Königreich Jerusalem finden sich keine Signalvokabeln für Dienstmännern.

Einige Autoren erweitern ihre Untersuchungen auf die Interpretation von Quellenbeschreibungen zu „Handgang“, Eid und Huldigung, die in den Meistererzählungen vom Lehnswesen als Begründungsriten eines Lehn-verhältnisses zum festen Begriffsspektrum gehören. Man hielt das zeitlich und örtlich verstreute spezifische Quellenmaterial bisher regelmäßig für konstitutive Elemente eines Lehnverhältnisses, die das Gebäude des Lehnssystems als mittelalterlicher Verfassungsstaat stützen und bezeugen. Inzwischen gilt solche Qualitätszuweisung als voreilig, da der Kontext der Beschreibung derartiger Handlungen oft eher auf äußerliche Anerkennung von Rangunterschieden ohne rechtswirksame Unterordnungsfolgen hin-deutet. Mit Sicherheit kann nur bei Vorliegen weiterer Indizien ein Lehn-verhältnis erschlossen werden.

- Der klassische Pflichtenkomplex im Lehnswesen ordnet nach Unterlassen und Tun:

Der Vasall darf seinem Herrn keinen Schaden an Leib, Eigentum und Ruf/Ehre zufügen, sogen. Negativpflichten. Dazu gehört auch, das Leih-gut zu erhalten, gegebenenfalls zu verbessern; er hat vereinbarte Leistun-gen, Abgaben und Dienste termin- und sachgerecht zu erbringen. Bei Her-renfall (Tod) hat er nach „Jahr und Tag“ die Vertragsverlängerung „Mutung“ zu begehren. Dasselbe gilt für seine Erben beim Tod des Vasal-len. Pflichtverletzung kann zum Entzug des Lehen führen.

Umgekehrt hat der Herr im Rahmen seiner Schutzpflichten ebenfalls zu unterlassen, seinen Vasall irgendwie zu schädigen, muss ihm im Einzelfall

auch rechtlich, manchmal sogar militärisch Beistand leisten. Seit dem ersten Lehnsgesetz von 1037 unter Lothar II. darf er das Leihgut nicht mehr willkürlich und grundlos entziehen, wie es die Patronatsgewalt einer Gutsherrschaft erlaubt, sondern er braucht die Zustimmung seines „Lehnshofs“, d.i. das mit ranggleichen Lehnleuten besetzte zuständige Lehnsgerecht, vor dem der Vasall gegebenenfalls klagen kann. Dies Spezialgesetz ergeht vor dem Hintergrund der oberitalienischen Valvassorenaufrüfte und gilt zunächst nur dort.

Die Kritiker verweisen in diesem Zusammenhang darauf, dass besagte „Negativpflichten“ lediglich die innerhalb der Haus- und Gutsherrschaft seit der Antike selbstverständlichen gegenseitigen Schutzregeln beschreiben. Die schlichte Quellenerwähnung einer derartigen Pflichtverletzung sei deshalb kein Zeichen einer Lehnsherrschaft. Weitere Indizien oder der Hinweis auf einen Lehnshof müssen hinzukommen.

Das Schlagwort vom „consilium et auxilium (Rat und Hilfe/Tat)“ erfasst die aktiven Vasallenpflichten. Neben der Herrengastung auf Vasallenburgen und in kirchlichen Einrichtungen steht hier die Hof- und Heerfahrt im Zentrum der klassischen Lehre, die den Glauben an unbedingte militärische Gefolgschaft zur ersten und höchsten Errungenschaft des Lehnsstaats zählt. In der neuen Kritik wird demgegenüber hervorgehoben, dass der Anspruch des Herrn auf militärische Mannschaftsleistung nicht von Beginn an zur regelhaften Lehnspraxis gehört. Als Herrenforderung schiebt sie sich im späten 12. Jh. jedoch neben den „Negativpflichten“ zunehmend in den Vordergrund. Allerdings scheint sie schwer, allenfalls punktuell durchsetzbar gewesen zu sein. Was sonst hätte z.B. die Karl d. Gr. untergeschobene Reichenauer Fälschung zur Romfahrt *Constitutio de expeditione Romana* um 1158 überhaupt notwendig gemacht, wenn „Heerfahrt“ bereits fest im Pflichtenkanon des Vasallen verankert gewesen wäre?

- Lehnsubjekt kann jede Sache oder Leistung sein, auch Hörige. Dazu kommen Rechte und Nutzungsansprüche, die sich finanziell verwerten lassen. Konkret geht es um: Wald, Wiesen, Äcker und Weinberge, Gutshöfe und Burgen, um Gutsherrschaften, Kirchen, Klöster und Stifte, Bistümer, Fürstentümer, selbst Königreiche, um Vogtei und Gerichtsbann, Zins, Zoll und Münze, Mühlen-, Bergbau-, Fischerei- und Schifffahrtsrechte sowie weitere Regalien jeder Art, die sich wirtschaftlich ausmünzen lassen. Vergabebedingungen können aus den Quellen i.d.R. selten ermittelt werden, da meistens nur der Besitz des Lehens an sich erwähnt wird. Vereinzelt kommen Absprachen vor, die den Erbfall regeln, bestimmte Pflichten wie etwa Gastung und militärische Dienste oder landwirtschaftliche Dienstleistungen ausschließen. Aus Praxis und juristischer Bearbeitung

des lombardischen Lehnrechts haben sich seit 1037 demnach unausgesprochene übliche Vergabebedingungen rechtlich herausgeschält und verfestigt, die man individuell abwehren kann.

Die Palette an Vorteilen für Lehnnehmer ist breit gefächert: Gütertausch, Besitzsicherung, Besitzarrondierung und Ertragsintensivierung des Gesamtbesitzes, rechtlicher und militärischer Schutz, Rechtsgewalt über Eigenes und Fremdes, Vergleichsbasis bei Rang- oder Rechtsstreitigkeiten, Statusaufwertung im Gefolge eines Mächtigen, Ausbau eines von Verwandtschaft unabhängigen persönlichen sozialen Netzwerks. Im Fall von Afterlehen scheint auch Finanzspekulation eine Rolle zu spielen.

Der Lehngeber hat aus Eigentümersicht grundsätzlich dasselbe Interesse an Erhaltung und Ertragssteigerung des Lehen wie sein Vasall. Deshalb überwiegen Vorteile die Angst vor Entfremdung der Sache: optimierte Eigentumssicherung und -verwertung, Eigentumsarrondierung, kalkulierbare feste Einkünfte, zivile wie militärische Verwaltungseffizienz, kommunaler und fürstlicher Machtausbau. Für die Kriegs- und Fehdeführung wird militärische Aufgebotsmacht zunehmend attraktiver. Als Streitschlichter kann der Herr Lehnvergaben zur Befriedung einsetzen. In der schriftfernen mittelalterlichen Gesellschaft festigt das Bild inmitten eines prächtigen großen Gefolges die Machtausstrahlung des Potentaten, wirkt zugleich einschüchternd und verführerisch. Bei absehbarem Erbstreit bietet die Ausgabe von Eigentum zu Lehen nach speziellem Erbrecht (*ius feudale*) unter Umgehung des allgemeinen Erbrechts (*ius heredium*) einen alternativen Handlungsfreiraum zur Designation und Versorgung von Wunschnachfolgern.

Einige der Kritiker behaupten inzwischen, dass Bistümer, Herzogtümer und Grafschaften nicht schon unter Barbarossa regelmäßiger Baustein einer Lehenspyramide sind, „wie uns die Alten sungen“. Die Analyse von reichspolitischen Schlüsselereignissen, etwa dem Prozess gegen Heinrich den Löwen samt der ein halbes Jahr später im Erzbistum Köln verfassten Gelnhäuser Urkunde, betont das rechtspolitische Übergangsstadium, in welchem das Lehenssystem argumentativ vordringt, sich aber nur langsam und situativ vom Entwurf zum königlichen bzw. kaiserlichen Machtfaktor mausert.

Insgesamt führen die Referate die große Verschiedenheit der Objekte und die vielseitigen Nutzungsmöglichkeiten einer Lehnbeziehung vor Augen. Aus dem Wirkverbund von Sachleihe und personaler Bindung im Lehnswesen ergeben sich besonders im wirtschaftlichen Bereich zahllose Vorteile auf beiden Seiten. Die Fixierung der Altmeister auf einen Staatsaufbau, in dem waffenstrotzende Befehlsstrukturen per Lehen einen weitgehend statischen Ständestaat lenken, hat bisher den Blick auf den dynami-

schen Einsatz von Lehen im Wirtschaftsprozess verstellt und ein verzerrtes Bild der hochmittelalterlichen Gesellschaft gezeichnet.

- Die regelmäßige Verknüpfung von Lehen und Vasallität ist dort, wo sich das Leiheobjekt als „rechtes“ Lehen erweist, belegt. Aber es gibt vertraglich fixierte Ausnahmen, Vasall ohne Lehen bzw. Lehen ohne Vasallität. Dessen ungeachtet muss festgehalten werden, dass der Wirkverbund von Lehen und Vasallität bis Ende 12. Jh. „nur ein Element innerhalb eines breiten Spektrums von Praktiken war, um Güter zu tauschen und/oder persönliche Beziehungen herzustellen“. Ein überraschendes Problem liefert das Königreich Jerusalem, das man sich eigentlich nur als Lehnsstaat klassischer Prägung vorstellen kann, denn dort versagt die Quellensuche nach Vokabeln für Dienstleute und Mannschaft.
- Die alte Lehre konstatiert im 12./13. Jh. unter den Staufern eine Reformzeit. Das klassische Lehnsystem zeige durch die Aufnahme von Mehrfachvasallität, Aftervasallen, Frauenerbrecht und den Vorrang der Sachleihe ernste Verfallserscheinungen. In den aktuellen Untersuchungen zu den empirischen Grundlagen dieser Theorie bestätigt sich zwar ein gesellschaftspolitischer Einschnitt, der spätestens mit dem Regierungsantritt Friedrich I. Barbarossa 1152 deutlich wird, jedoch **nicht im bisher angenommenen Sinne von Verfall**. Im Vergleich mit anderen Rechtsbereichen hat sich der Lehnsverbund gerade nicht bereits jahrhundertlang bewährt, sondern er wird neben anderen sozialen Tausch- und Leiheverhältnissen erst mit der Ausarbeitung des lombardischen Lehnsrechts durch oberitalienische Juristen seit dem Gesetz Konrads II. von 1037 allmählich ausdifferenziert. Barbarossa und seine Begleiter sind mit lehnsrechtlicher Argumentation während der Italienzüge konfrontiert, man lässt sich von bedeutenden Bologneser Juristen beraten und erkennt punktuell seinen herrschaftlichen und wirtschaftlichen Nutzeffekt. Die bemängelten „Verfallserscheinungen“ der Altmeister gehören demnach von Anfang an zum Lehnswesen. Gerade sie bestimmen die flexiblen Einsatzmöglichkeiten von Lehen im Wirtschaftsprozess, machen es attraktiv und dynamisieren die Gesellschaft.

Im späten 12. Jh. wird die weite Interpretation von „beneficium“ langsam vom rechtlich spezialisierten „feudum“ oder „Lehen“ im Sinne der klassischen Lehre verdrängt, bleibt aber eine gesellschaftliche Randerscheinung. Der vermehrte Gebrauch der Vokabel „feudum“ neben bzw. an Stelle von „beneficium“ bezeugt Versuche, das Lehen gegenüber anderen Leihepraktiken rechtlich abzugrenzen.

Ausgehend von begrenzten Territorien Oberitaliens, Niederlothringens und der Provence werden seit dem 11. Jh. Konzepte und Praktiken von

feudo-vasallitischen Bindungen fassbar. Die Vorstellung vom Lehnsinstitut als Verfassungsnorm kann sich aber offenbar erst im 13./14. Jh. großflächig verbreiten. Das Lehnsrecht des *Sachsenspiegels* (ca. 1230) mit seiner Heerschildordnung erscheint vor diesem Hintergrund entgegen der Aussage seines Autors Eike von Repkow weniger als private Aufzeichnung von altbewährten Rechtsgewohnheiten der eigenen Zeit, sondern offenbart vielmehr den engagierten Einsatz des Autors, das Lehnssystem nördlich der Alpen grundsätzlich zu etablieren. Welchen Einflüssen das Lehnssystem letztendlich seine breite Akzeptanz verdankt, kann bisher nur erahnt werden. Ansätze zur Erforschung bietet der königliche Regalienausbau seit 1158. Einzelstimmen vermuten einen Zusammenhang mit Handelsaufschwung und vermehrter Geldwirtschaft seit der Jahrtausendwende. Dann wäre es kein Zufall, dass die oberitalienische Städtelandschaft, Niederlothringen und die Provence zu Vorreitern werden.

Resümee

Susan Reynolds Kernkritik an der alten Lehre wird auf breiter Front empirisch untermauert und bestätigt [Patzold, 269 f.], obwohl bei Einzelinterpretationen kontroverse Einschätzungen vorhanden sind. Mancher Autor geht in Bezug auf Heerfolgepflicht, Herzogtümer als Lehen u.a. den altgedienten Akademikern vielleicht etwas zu weit [s. Deutinger 2010, 464; Dendorfer 2013, 219 f.]. Konsensfähig ist demgegenüber die generelle Einsicht in die notwendige Neufundierung mittelalterlicher Gesellschaftstheorie. Für den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Staat bleibt die klassische Lehre aber weiterhin ein probates Interpretationsmuster, denn es geht nicht um Lehnswesen „ja oder nein“, sondern um eine spezifische Chronologierevision des früh- und hochmittelalterlichen Lehnsstaats mit daraus folgender Dekonstruktion überkommener, lieb gewordener Geschichtsbilder [Auge, 337 f.]. Wann und wie genau sich das Rechtskonstrukt „Lehnswesen“ europaweit durchsetzt, ist erst in Ansätzen erkennbar – Juristen? Fürstliche Reisekommunikation? Dies bleibt weiterer Forschung bis hin zum Spätmittelalter vorbehalten. Jedenfalls ist seine Entstehung aus nicht schriftlich fixierter sozialer Praxis erst um die erste Jahrtausendwende wahrscheinlich. Seine rechtliche Ausformung erfährt das Lehnsrecht in einem knapp 200 Jahre dauernden Prozess nach 1037. Die Lehnspyramide steht damit weder Karolingern noch Ottonen für Staatsverfassung und Kriegsmacht zur Verfügung. Wie man sich das Sozialgefüge um Karl d. Gr. samt Nachfolgern, um Otto I., II., III. und Heinrich II. vorstellen soll, bleibt offen, obwohl einige Referate deren Jahrhunderte streifen.

Die neue Wahrnehmung und Gewichtung der wirtschaftspolitischen Bedeutung von Lehnsbeziehungen erzwingt in den Augen der aktuellen Kritik

eine erweiterte, weniger formale Begriffsdefinition des Lehnswesens. Das Lehnswesen ist weniger einheitlich, weniger anschaulich, weniger konsequent als in den Lehrbüchern vorgesehen. „Es ähnelt einem Kessel Buntes“ und es führt in die Irre, es als „ein bis ins Detail festgelegtes, statisches Modell und als überzeitliche, für das gesamte europäische Mittelalter gültige Norm aufzufassen“, resümiert die Schlussbetrachtung der Reichenauer Tagung [Auge, 354]. Gelingt es, den verengten deutschen Begriff vom Lehnswesen zu erweitern, ergäbe sich die Chance, die Kluft zur internationalen Feudalismusdebatte zu überwinden [Deutinger 2010, 472]. Dort wird seit Jahrzehnten der gesellschaftliche Bruch um 1000 als „mutation feodale“ diskutiert und die deutsche Staatsversessenheit nicht verstanden. Im Gefolge von Marc Bloch, George Duby und anderen geht man von einem weiten Feudalismusbegriff aus, der die Bedeutung feudo-vasallitischer Bindungen relativiert, aber dafür das soziale Gesamtbild der vielfältigen mittelalterlichen Leihphänomene einbezieht [Dendorfer 2010, 19 ff.]. Man hält die deutsche Trennung zwischen Gutsherrschaft und Lehnsherrschaft für falsch.

Nachlese

Da schwirrt der Kopf. Alles auf Anfang? Zweihundert Jahre Mediävistik ein Irrtum? Vielleicht nicht völlig, die ehrwürdige Institution der MGH wird mehr denn je gebraucht. Selbst wenn uns ihre Gelehrten mit der Aufdeckung von gefälschten Schriftquellen überhäufen, so kann die Verwirrung mittels Konstatierung eines „wahren Kerns“ doch gewöhnlich begrenzt werden, und sie sind für die Ausschmückung der mittelalterlichen Lebenswelt gerettet. Woran soll man sich sonst halten?

Das auf den Tagungen vorgetragene Quellenmaterial zeigt eine ähnlich imposante Bandbreite wie Reynolds Werk und ist als Einstieg zur erneuten Mittelalterbefragung sicher notwendig. Weitere akademische Elaborate, Doktorarbeiten und Habilitationsschriften werden nun diesen Spuren folgen, um sich die schriftlichen Zeugnisse der betroffenen Jahrhunderte erneut vorwärts und rückwärts vorzunehmen. Da tun sich erfreuliche Karriereperspektiven auf, denn abseits von Routinearbeiten drohte das akademische Forschungsfeld „Mittelalter“ unfruchtbar zu werden, da kaum noch unbekannte Schriftquellenfunde zu erwarten sind. Aber reicht diese schriftfixierte Methodik aus, um Bilder zu entwerfen, neue Theorien zu erstellen, Begriffe zu erweitern? Da sich der Untersuchungszeitraum zwischen 8. und 11. Jh. als ziemlich schriftfrei erweist, wird man bei derartiger Arbeitsweise wohl weiterhin mit Argumenten wie „sozialer Brauch“ und „wahrer Kern der Fälschung“ rechnen müssen. Das Einfallstor für Hypothesen nach Forscherphantasie bleibt geöffnet! Wird es nicht langsam Zeit, dass sich der Mediävist als Laie auf fast allen

Gebieten begreift und sich fachlichem Sachverstand aus Bereichen der Archäologie, Technikentwicklung, Kunstgeschichte, Recht, Soziologie und Ökonomie u.v.m. beugt, anstatt seinerseits fragwürdige Gesellschaftsgemälde und Chronologien zu verordnen?

Die Argumente für die vorläufige Themenbeschränkung der Tagungen auf das Hochmittelalter haben sich als stichhaltig erwiesen, die Arbeiten der Gründungsväter des Lehnstaats, die das verdächtige 12. Jh. entdeckten, waren demnach nicht völlig umsonst. Natürlich ist der Chronologiekritiker nun gespannt, wie man mit den von Heribert Illig annullierten Jahrhunderten zwischen 614 und 911 umgeht. Wie kann der Gesellschaftsbau der Karolinger aussehen, wenn das Lehnswesen ausfällt? Was wird aus Karls „eisenstarrenden Heeren“, wenn die Befehlsstruktur der Lehnspyramide wegbricht? Reynolds Vorschlag, die karolingische Herrschergewalt aus grundherrlicheren Machtpositionen herzuleiten, die auf Eigentümern, deren interpersonale Beziehungen vom familiären Geflecht und hierarchisierten Freundschaftsbündnissen zusammengehalten werden, überzeugt nicht [s. Koch 2011, 149 f.]. Nachdem Illig mit Technikargumenten dem Aachener Dom jede Beweiskraft für seine Entstehung im 8./9. Jh. entzogen hat, sondern ihn aufgrund Bauentwicklung und Eisenbearbeitungstechniken frühestens im späten 11. Jh. entstehen sieht, ist bereits ein wesentlicher Eckpfeiler gefallen, der allein schon ausreicht, sämtliche Karolingerreiche „im Nichts verschwinden“ zu lassen [Illig 2011]. Jetzt hat die akademische Branche selbst Hand angelegt. Ein zweiter Pfeiler des Karlsreichs ist demontiert: sein Lehnswesen samt Pyramide! Dürfen wir uns bald auf eine mutige Forschergeneration freuen, die über ihren pergamentenen Tellerrand schaut und sich regelmäßig mit Sachargumenten auch dem Diskurs über das erfundene Mittelalter stellt?

Viele Tagungsreferate rücken die wirtschaftlichen Funktionen des Lehnverbands in den Fokus der hochmittelalterlichen Gesellschaft, beschreiben diese Phänomene aber nur, analysieren nicht. Zur Deutung und Bewertung fehlt es den Autoren an rechtlichem und wirtschaftlichem Basiswissen, ohne das sie sich dessen überhaupt bewusst sind. Hier muss endlich nach Kriterien aus den entsprechenden Fachwissenschaften gefahndet und gewichtet werden, um Probleme zu verstehen und konsistente Sozialmuster entwerfen zu können. Betrachtet man den augenfälligen Vorrang der Sachleihe nicht mehr als Verfallserscheinung, so geht es nur in zweiter Linie um die hierarchische Bindung der beteiligten Personen. Das Lehnverhältnis beruht dann auf der Beziehung zwischen Eigentum und Besitz. Was bedeutet das?

Die Kritische Wirtschaftstheorie nach Otto STEIGER und Gunnar HEINSOHN liefert mit ihren Untersuchungen zur Eigentumsökonomik die Grundlagen der Beurteilung [Heinsohn/Steiger 1994]: terminologische Trennung von Eigentum

und Besitz (hier Lehen) mit klaren Begriffsdefinitionen, wonach Besitz die tatsächliche Herrschaft über eine sinnliche Sache umfasst, während Eigentum die von Menschen erfundene *Eigenschaft* einer Sache ist, die befugt, *rechtlich* mit ihr umzugehen. Der Eigentümer kann Wirtschaftsverträge schließen, d.h. er kann seine Sache verkaufen, verpachten, vermieten und sie gegen Kredit belasten. Eigentum ist unsinnlich, man kann es weder sehen, hören, riechen, schmecken oder fühlen! Das konstitutive Element des Eigentums ist seine kreditäre Belastbarkeit, sprich Haftung [s. Koch 2010, 340 f., 354], u. a. heute bei Dar-*lehen* spürbar. Wir haben es demnach beim Lehnswesen mit einer Gesellschaft zu tun, die nach Besitz und Eigentum trennt, aber sonderbarer Weise dem Lehnbesitz Eigentumsqualität zubilligt, indem sie Juristen ein Eigentum zweiter Ordnung erfinden lässt: das Nutzungseigentum (dominum utile).

Ein so geteiltes Eigentum gibt es weder in der Antike noch im modernen Recht. Es ist ein singuläres Merkmal der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaft, um dessen Funktion man sich endlich Gedanken machen sollte, anstatt diese Tatsache nur nebenbei anzumerken und als mittelalterliche Begriffsverwirrung abzutun. Derart hilflose Aussagen vertuschen den Problemerkern. Wozu brauchte man dieses Rechtsinstitut? In meiner Untersuchung zum Sakraleigentum habe ich den hierarchischen Aspekt und die Gefahr von Entfremdung für das Eigentum erster Ordnung (dominum directum) betrachtet [Koch 2011, 155 f.], aber den gewaltigen Zuwachs an volkswirtschaftlicher Haftungsmasse vernachlässigt, der aus der hinzu erfundenen Eigentumsqualität von Lehnbesitz als Eigentum zweiter Ordnung gewonnen wird. Die hochmittelalterliche Gesellschaft deckt ihren hohen Kapitalbedarf für Landesausbau, Kirchenbau, Stadtgründungen, Kreuz- und Kriegszüge offenbar nicht nur über hoheitliche Abgaben und Raub, sondern formt auch bürgerliche Finanzierungsinstrumente kreativ aus.

Hat die internationale Feudalismusdebatte deshalb Recht, wenn sie den Wirtschaftsboom nach der Jahrtausendwende zur feudalen Revolution erhebt [Bois 1999]? Was versteht man eigentlich unter Feudalismus? Der Feudalismusbegriff im internationalen Diskurs ist ziemlich diffus und verwaschen, er berücksichtigt die Bedeutung vom geteilten Eigentum aber ebenfalls nicht. Man kann unter ihn willkürlich fast jede Gesellschaft mit personaler Befehlshierarchie subsumieren. Kein Wunder, dass sich die deutsche Mediävistik deshalb an die klaren formalen Strukturen der alten Definition vom Lehnswesen geklammert hat und jetzt auf verbesserter empirischer Grundlage mit der Frage „*Was ist das Lehnswesen?*“ nach Begriffserweiterung sucht. Die internationale Feudalismusdiskussion muss ihr Begriffsdilemma ebenfalls klären und die Frage „*Was ist der Feudalismus?*“ schlüssig beantworten! Denn trotz der Wahrnehmung der vielfältigen Wirtschaftstransaktionen hat man bis-

her auch hier den mittelalterlichen Feudalismus in Europa nicht definiert, sondern schlicht vorausgesetzt. Hierarchische Befehlsstrukturen voran, einigt man sich von Fall zu Fall auf gewisse Auffälligkeiten, beschreibt sie und erhebt diese zu typischen Indizien für Feudalstrukturen. Das ist ein methodischer Zirkelschluss!

Die Kritische Wirtschaftstheorie nach Steiger und Heinsohn ist auch in diesem Fall hilfreich. Sie bestimmt idealtypisch die Organisationssysteme menschlicher Gemeinschaft aufgrund einer strikten Unterscheidung von Eigentum und Besitz : Stamm, Feudalismus und Eigentumsgesellschaft [s. Koch 2010, 341 f.]. In der Eigentumsgesellschaft wird gewirtschaftet. Das macht ihren qualitativen Systemunterschied gegenüber den beiden anderen Gesellschaftsformen aus, in denen die Mitglieder aus Besitz versorgt werden. Eigentumimmanentes Wirtschaften umfasst:

- a) Belastung zur kreditären Schaffung von Geld gegen Zins,
- b) Verpfändung für das Leihen von Geld als Kapital,
- c) Übertragung einschließlich Verkauf/Verpachtung/Vermietung,
- d) Vollstreckung.

Wie Scheinwerfer bringen die Tagungsbeiträge ans Licht, dass die hochmittelalterliche Gesellschaft abseits von Krieg und Fehde mit all diesen Transaktionen reichlich beschäftigt ist. Bei der Gewichtung dieses Fakts kann die Analyse zum geteilten Eigentum als Zuwachs an Haftungsmasse entscheidend sein, um personale Befehlsstrukturen und Eigentumswirtschaft im Mittelalter säuberlich nebeneinander aufzulisten und zu beurteilen, was Wo und Wann den Ausschlag gibt. Den beiden obigen Fragen ist deshalb unbedingt die dritte Frage an die Seite stellen: „*Wie feudal ist das Mittelalter?*“

Literatur

- Auge, Oliver (2013): Ausbildung und Verbreitung des Lehnswesens im Reich und in Italien im 12. und 13. Jahrhundert. Eine Zusammenfassung; *Konstanzer Arbeitskreis*, 337-355; Ostfildern
- Bois, Guy (1999): *Umbruch im Jahr 1000*; München
- Dendorfer, Jürgen (2010): *Zur Einleitung*; Dendorfer/Deutinger, 11-39; Ostfildern
- (2013): Das Lehnrecht und die Ordnung des Reiches. Politische Prozesse am Ende des 12. Jh.; *Konstanzer Arbeitskreis*, 186-220; Ostfildern
- Dendorfer, Jürgen / Deutinger, Roman (Hg. 2010): *Das Lehnswesen im Hochmittelalter. Forschungskonstrukte – Quellenbefunde – Deutungsrelevanz*; Ostfildern
- Deutinger, Roman (2010): *Das hochmittelalterliche Lehnswesen*; Dendorfer/Deutinger, 463-473; Ostfildern
- Ganshof, François Louis (1989): *Was ist das Lehnswesen?*; Darmstadt, 7. überarb. Aufl. (franz. 1944, Bruxelles)
- Hechberger, Werner (2010): *Das Lehnswesen als Deutungselement der Verfassungsgeschichte von der Aufklärung bis zur Gegenwart*; Dendorfer/Deutinger, 41-56;

Ostfildern

- Heinsohn, Gunnar / Steiger, Otto (1994): *Eigentum, Zins und Geld*; Reinbek
- Illig, Heribert (1994): *Hat Karl der Große je gelebt? Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit*; Gräfelting
- (1996): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Düsseldorf
 - (2011): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Gräfelting
 - (2014): Frieds Karl; *Zeitensprünge* 26 (1) 5-27
- Koch, Marianne (2010): Glaube und Kredit. Ein rechtsgeschichtlicher Blick auf die Eigentumsverhältnisse von Kirche und Tempel. Teil I; *Zeitensprünge* 22 (2) 339-358
- (2011): Glaube und Kredit. Ein rechtsgeschichtlicher Blick auf die Eigentumsverhältnisse von Kirche und Tempel. Teil II; *Zeitensprünge* 23 (1) 134-163
- Kortüm, Hans-Henning (2010): *Mittelalterliche Verfassungsgeschichte im Bann der Rechtsgeschichte zwischen den Kriegen – Heinrich Mitteis und Otto Brunner*; Dendorfer/Deutinger, 57-77; Ostfildern
- Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte (Hg. 2013): *Ausbildung und Verbreitung des Lehnswesens im Reich und in Italien im 12. und 13. Jahrhundert*; Ostfildern
- Mitteis, Heinrich (1933): *Lehnrecht und Staatsgewalt*; Weimar
- (1940): *Der Staat des hohen Mittelalters. Grundlinien einer vergleichenden Verfassungsgeschichte des Lehnzeitalters*; Weimar
- Patzold, Steffen (2013): Das Lehnswesen im Spiegel historiographischer Quellen des 12. und 13. Jh.; *Konstanzer Arbeitskreis*, 269-305; Ostfildern
- Reynolds, Susan (1994): *Fiefs and Vassals. The Medieval Evidence Reinterpreted*; Oxford · New York
- Spieß, Karl-Heinz (1978): → Lehn(s)recht, Lehnswesen; *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, Bd. 2, Sp. 1727 ff.; Berlin
- wiki (2014): *Lehnswesen*; <http://de.wikipedia.org/wiki/Lehnswesen>; aufgerufen am 16.05.2014

MarianneKoch1@gmx.de

Die Geographie der Dietrichepik, Teil II

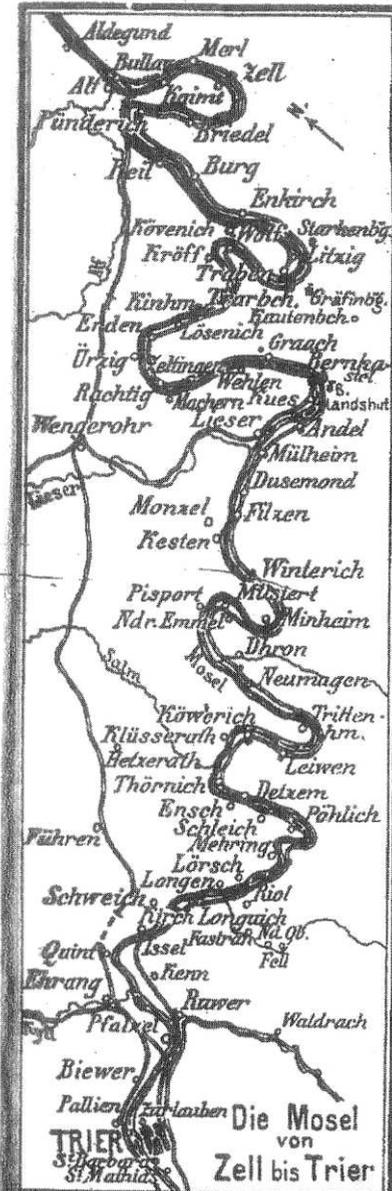
Das Moselgebiet und Dietrich von Bern in der nordischen Thidrekssaga

Volker Friedrich

Einleitung

Seit Jahrhunderten zerbrechen sich Gelehrte die Köpfe darüber, ob das Nibelungenlied bzw. andere deutsche Heldensagen oder die Thidrekssaga älter ist. Georg Dattenböck [2011] konnte hierzu in einer dezidierten, sehr ausführlichen Studie nachweisen, dass der eigentliche Verfasser des Nibelungenliedes Heinrich von Hag/Ofterdingen aus dem Umfeld des Passauer Bischofs Pilgrim ist [Dattenböck 2013, 703]. Der Wiener Germanist Hermann Reichert [univie] hält die Thidrekssaga als gleichbedeutende *Quelle* für die nordische und deutsche Heldensage und betont insbesondere, dass die Thidrekssaga oberdeutsches Material enthält, welches das Nibelungenlied ausschied [Reichert 2003, 62]. Anders formuliert, die Thidrekssaga ist älter, dürfte jedoch m. E. nicht vor 1100 verfasst worden sein, da sie den Begriff „deutsch“ im engeren Sinne verwendet, dieser aber erst ab 1100 nachweisbar ist. Die Umschreibaktion des Nibelungenliedes war nahezu vollkommen. Abgesehen vom erfundenen linksrheinischen Königsort *Worms* und den Helden Ortwin und Volker aus Metz bzw. Alzey wird nahezu die gesamte Handlung auf rechtsrheinisches Gebiet verlagert. Russland und andere, zur Völkerwanderungszeit noch nicht existente Staaten werden genannt. So verwunderte es nicht, dass im 18. bis 20. Jh. bei der Übertragung der Thidrekssaga in moderne Sprachen großräumig gedacht und sogar Smolensk als Bestandteil des Dietrich-Imperiums postuliert wurde. Es verwundert, dass man nicht kritischer war, zumal in keiner lateinischen oder byzantinischen Quelle jemals ein Superkönig Dietrich genannt worden war. Die Gleichsetzung des Berner Dietrich mit dem ostgotischen Ravennater Theoderich dem Großen ist nicht nachvollziehbar. Letzterer lebte gut 100 Jahre später als Hunnenkönig Attila und Dietrich von Bern.

Aus der Verfremdungsaktion des Autors sei ein sinnfälliger, zum Thema passender Fehler herausgepickt. Von Hag versäumte es, den linksrheinischen Wasgenwald (= mons Vosagus, welcher in der Antike von der Burgundischen Pforte bis zum Hunsrück reichte) als Todesort Siegfrieds zu streichen und durch den rechtsrheinischen Spessart zu ersetzen. Das belegen die ältesten Handschriften des Nibelungenliedes um 1200 im Zweig „B“ resp. sog. „Not“-Fassung [vgl. Stolz, 2003, 23]. Deren berühmteste ist die sog. Sankt Galler Nibe-

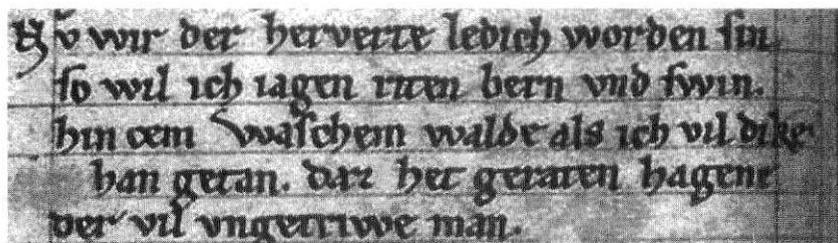


Maßstab 1 : 400000

Die Mosel von Trier bis Koblenz [Hölscher 1924, Titelblatt]

lungenhandschrift im *Codex Sangallensis* 857 mit dem Nibelungenlied. Des- sen Vers 911 beschreibt, dass Siegfried, dem Ratschlage Hagens folgend, wie gewöhnlich im „*Waschem walde*“ jagen will (vgl. unten zu Siegfried). Gros- ses [1997, 279] Übertragung lautet:

Nv wir der herverte ledich worden sin.	Da wir jetzt keinen Krieg mehr führen müssen,
so wil ich iagen riten bern vnd swin.	so will ich Bären und Wildschweine jagen
hin cem <i>Waschem walde</i> als ich vil dike han getan	im <i>Waschenwald</i> , wie ich es schon oft getan habe.
daz het geraten hagene der vil vngetriwe man	Das hatte Hagen, der treulose Mann, geraten.



Die Umstellung vom älteren, völkerwanderungszeitlichen *Waschem walde* auf den eigentlich neu erdachten „*spehtsharte*“, den rechtsrheinischen Spessart, findet sich erst später in Vers 967 [Grosse, 1997, 294 f.].

Geht man den in der Thidrekssaga genannten gut 70 geographischen Bezeichnungen nach, so kann man sie zum größten Teil antiken und frühmittelalterlichen Lokalitäten zuordnen. Das gilt vor allem für die Civitas Trier. Trier, mehrfach in antiken Quellen als „*Roma secunda*“, erwähnt, ist das Zentrum des epischen Handlungsgeschehens. Insofern gebührt Heinz Ritter großer Dank, denn er entschlüsselte, dass das *Romaborg* der Thidrekssaga das antike römische Trier gewesen sein muss.

Wenn im Folgenden bisher nicht bearbeitete Komplexe aus der Thidrekssaga analysiert werden, so ist die Thematik längst nicht erschöpft. Allerdings verdichtet sich der Eindruck, dass die in der Thidrekssaga genannten Schlachtorte der sog. „*Rytzenkriege*“ sich auf die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451 beziehen und König Attila womöglich nicht in Pannonien, sondern in Gallien verstarb.

1.) Die Rytzenkriege – Teil der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451

Der Name „Rytzen/Rytzenland“ betrifft sicherlich nicht das zeitlich viel spätere Russland, sondern den antiken Rizzigau [vgl. Ewig 1987, 148, Anm. 4; 195]. Die Rytzenkriege selbst scheinen Ereignisse am Vorabend der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern zwischen Borg (Saargau) und Merschweiler (Lothringen) zu spiegeln: Die wichtigste Quelle [Jordanes, 41: 216] schreibt nämlich, was häufig überlesen wird, dass am Vorabend der Schlacht 15.000 Franken und Gepiden sich ein blutiges Gefecht lieferten. Da Attilas Heer sich insgesamt nach Norden zurückzog, dürfte die aus Gepiden bestehende Nachhut Attilas versucht haben, die nachdrängenden Franken daran zu hindern, die Mosel zu überschreiten. Dafür spricht, dass die Gepiden bei der späteren Hauptschlacht als Flankenschutz fungierten [ebd. 38: 199], und die in der Thidrekssaga genannten drei Orte allesamt auf dem rechten Moselufer liegen. Etymologisch lassen sie sich zudem ohne weiteres auf drei römische Siedlungen rechts der Mosel, die heutigen Orte Palzem, Perl und Sierck-les-Bains, zurückführen.

1. Rytzenkrieg:

Handlung: Attila stößt über das „*pulina land*“ [Mb 300] ins „*Ruziland*“ [ebd.] vor und verheert es.

Analyse: Weitere Schreibweisen für „*pulina land*“ sind: „*pulærna land*“ [Mb 22], „*Pvlinaland*“ resp. „*Þvlinaland*“ [Mb 155], „*Polima*“ [Hs. B], „*Pulina lanndi*“ [Hs. A 133], „*pulinaland*“ [Mb, Hs. „i“, 22] und „*pulina landz*“ [Mb 304]. In der von Ritter-Schaumburg [1989] übersetzten Svava-Variante der Thidrekssaga tauchen noch die Bezeichnungen „*Polarna-Land*“ oder „*Pullerna-Land*“, „*Pollerna-Land*“, „*Palerna-Land*“, „*Paalernelandh*“ und „*Paarlane-Land*“ auf [Svava 254 f.]. Bertelsen e.a. lasen/lesen aus dem Namen → Polen heraus, ohne allerdings funktional stichhaltige Begründungen zu liefern.

Unter der Voraussetzung, dass Attilas und Dietrichs Abenteuer epischer Nachhall der Katalaunenschlacht sind, dann liegt auf der Hand, dass sich hinter *pulina land/ pulærna land* die Gegend um das heutige Perl an der Mosel verbirgt. Die ältesten Schreibweisen dieses Moselortes [Ju 794] lauten *perle* (1147), *Pirla* (1152–57) und *Peirla* (um 1220). Vor allem *Peirla* und *Pirla* weisen eine nicht zu übersehende Ähnlichkeit mit den Varianten „*pulærna land*“, „*Paarlane-Land*“ und „*Paalernelandh*“ auf. Die Deutung von „*Ruzi lannd*“ und seinen Schreibvarianten ergibt sich daraus von selbst: Sie geht namentlich auf den alten „*Rizzigau*“ zurück. An ihn erinnert heute noch Ritzing, Lothringen, das als Ricciaco auf der *Tabula Peuteringiana* erscheint. Gaue waren gemäß Jungandreas [180] wohl eher Adelsland als Kirchenland.

2. Rytzenkrieg:

Handlung: In „ruziland“ belagern Attila und Dietrich zunächst erfolgreich „*Palteskia*“ [MB 310; Svava 266] und stoßen danach gemeinsam weiter ins Innere von „ruziland“ vor [Mb 311]. In ruziland benennen sie den festen Ort „*smaland*“ [Mb 312] resp. „*Syrialand*“ [Mb, Hs. B], der sich Attila schließlich kampflös ergibt.

Analyse: Varianten des Namens Palteskia lauten Palltæskiu [Mb 22], „pallteskiv“ [Mb, Hs. „i“, 21], „Palltica“ [Mb, Hs. A] und Falltica [Mb, Hs. B]. Von der Hagen [II: 523, Anm. 94] setzte ebenso wie Bertelsen Polotsk in Russland mit Palteskia gleich, was allein schon aus räumlichen Gründen abwegig ist. Palteskia dürfte im gegebenen Zusammenhang jedoch mit dem Ort *Palzem* rechts der Mosel identisch sein: Palzem hieß im 4. Jh. → „Palatium“ oder → „Palatiolum“, im Jahre 924 → „Palatiolo“ und 1036 → „Palcele“ [Ju, 787]. Für diese Identifizierung spricht nicht nur Palzems Lage östlich der Mosel an einer römischen Verbindungsstraße nach Söst/Susat, sondern auch die Phonetik.

Die zweite erfolgreich von Attila und Dietrich benannten Stadt, „*smaland*“ oder „*Syrialand*“ ist wahrscheinlich das lothringische *Sierck-les-Bains* südlich von Perl an der Mosel. Die Thidrekssaga bietet folgende Varianten an: „Sinaland“ [Mb Hs. A], smalisku [MB 22], „smalensku“ [Mb 312], „Smaaland“ [Svava 265] und „Smalenska“ [Svava 266], weiterhin „Smalenskia“, „Smalencium“, „Smalizku“ [Hagen, II: 766, Anm. 95]. Die Wertung v. d. Hagens [ebd.], ohne Zweifel sei Smolenzk in Smaland betroffen, war unrealistisch. Für die von mir vorgeschlagene Identifizierung sprechen neben der Geographie der Hunnenschlacht auch Etymologie und Entwicklung des Ortsnamens: → Serico (1037), → Sirche (1122), → Serca (1154), → Seric (1157), → Serico (1138–76) und → Sirch (1220) [Ju 983]. Leider liegen nach meinem Kenntnisstand keine älteren Namensformen vor.

Schlacht von Graensport: Nach meiner Auffassung ist sie nicht Bestandteil der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern, sondern ein Nachhutgefecht südlich von Trier (bei Konz) während des Rückzuges Attilas nach Norden. Danach trennten sich seine und Dietrichs von Bern Wege (s. u.).

2.) Dietrichs Rückkehr nach Bern

Handlung: Die vielen Kämpfe, vor allem die Schlacht bei Graensport, haben Dietrich militärisch derartig geschwächt, dass er beschließt, nur begleitet von Ehefrau Herrat und Waffenmeister Hildebrand, konspirativ nach Bern zurückzukehren, d. h. tagsüber versteckt sich die Schar im Wald, nachts wird marschiert. Die Gruppe benutzt die westliche Straße zur „Mundia“ („væstri læiöð til mundio“ [Mb 397]). Vorbei an Bakalar gelangt sie zum Lurwald [Mb



Die beiden „Rytzenkriege“ zwischen Mosel und Saar [Grafik VF]
 Bernkastel-Kues [Hölscher, 141]

398; vgl. Friedrich 2008, 122]. Danach erschlägt Dietrich in Notwehr den Jarl Elsung [Mb 399], der mit 32 Bewaffneten über den Rhein gekommen ist und sie angreift. Vom Anwesen der Ehefrau Hildebrands aus reiten sie dann *südwärts* über die „Mundia“ weiter Richtung Bern („ridar sydur wmm Mundiuflal“ [Hs. A 403]). Mit Hilfe des Hildebrand-Sohnes Alebrand wird Dietrich schließlich wieder als König über Bern eingesetzt.

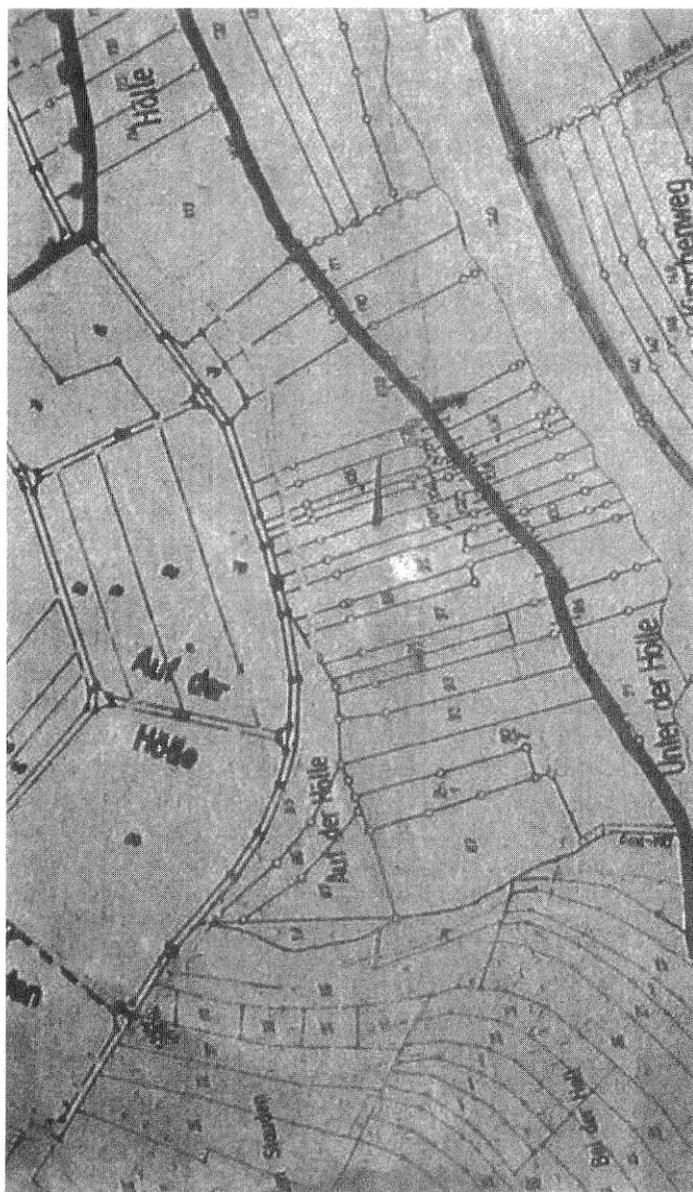
Analyse: Ausgangspunkt der Reise ist Susat, das ich schon vor Jahren als Söst an der Mosel südwestlich von Trier und Konz identifiziert habe. Wenn dort die Burgunder gemordet wurden, dann findet sich ein Nachhall des Gemetzels sicherlich in den ungewöhnlich vielen Flurnamen in Söst mit den Wortbestandteilen Hölle/Hell (vgl. Abb. S. 359) und in einigen antiken Gebäuderesten.

Die Reisenden wählen die westliche Straße zur Mundia. Hierbei dürfte es sich um die strategische Römerstraße Luxemburg – Trier – Wittlicher Senke – Koblenz gehandelt haben. Sie verläuft auf dem linken Ufer der Mosel westlich um Trier herum, lässt die Moselberge, die „Mundia“, rechts liegen und zieht nahe an Bernkastel vorbei. Da Romaburg/Trier in feindlicher Hand ist, macht diese Route Sinn, da sie Trier nicht berührt.

Beim Rhein, den Jarl Elsung überquert hatte, handelt es sich bestimmt nicht um den großen Rhein, sondern um einen ähnlich lautenden Bach, z. B. den Reinbach, der zwischen Trier und Wittlich in Richtung Salm verläuft. Die Durchquerung der Mundia/Moselberge in Richtung Bernkastel geschah wahrscheinlich nördlich der Lieser (vgl. Kap. 3).

3.) Dietrichs Erzfeinde, die Grafen Elsungr (= Eltz; VF)

In der Thidrekssaga werden einige Male die Erzfeinde Dietrichs, die Jarls (= Grafen; vgl. dt. Erbkönig, engl. Earl) des Geschlechtes „Elsungr“, erwähnt. Der Großvater Dietrichs von Bern hatte den alten Jarl Elsungr (Sitz in Bern) getötet und dessen Tochter mit Dietrich von Berns Vater Thetmar (Dietmar) verheiratet [Mb 12]. Die Elsungr überleben als Geschlecht, obwohl Dietrich während seiner Heimkehr nach Bern zwar in Notwehr einen Jarl der Elsungr töten muss, jedoch dem jungen Jarl Elsungr das Leben schenkt [Mb 399-402]. Die bereits vor einigen Jahren in einem namentlich gekennzeichneten (leider verlegten) Internet-Artikel vermutete Identität der Elsungrs/Elsungs mit dem Grafengeschlecht zu Eltz an der Mosel ist plausibel: Das Geschehen um die „Elsungr“ spielt sich geographisch in der Nähe Berns/Bernkastels ab. Als Dietrich von Bern, seine Ehefrau und Hildebrand nach Bern zurückkehren, setzt in der Nähe vom o. a. „luruvalld“ [MB 398; vgl. auch Wittichs Zug nach Bern] der junge Jarl Elsungr über den „rin /Rin“ („farit yfir rin“ [Mb 399]; „ifer Rin“ [Mb 402]), um an Dietrich Rache zu nehmen. Die stereotype Übertragung von



Katasterblatt Söst/Mosel (= Susat; VF), Flurname Hölle (= nord. Hel) [Foto VF, 2008]

„rin/Rin“ mit „Rhein“ [Hagen; Ritter; Erichsen] ist fragwürdig. Die Stelle kann nämlich keinesfalls den weit abgelegenen großen Rheinstrom [= Rhenus] meinen. Wenn rin/Rin jedoch tatsächlich ein Rinnsal/Gewässer und keine Rinne/Senke sein sollte, dann kommt für diesen rin/Rin, wie oben angedeutet, der heutige Reinbach in der Wittlicher Senke in Frage.

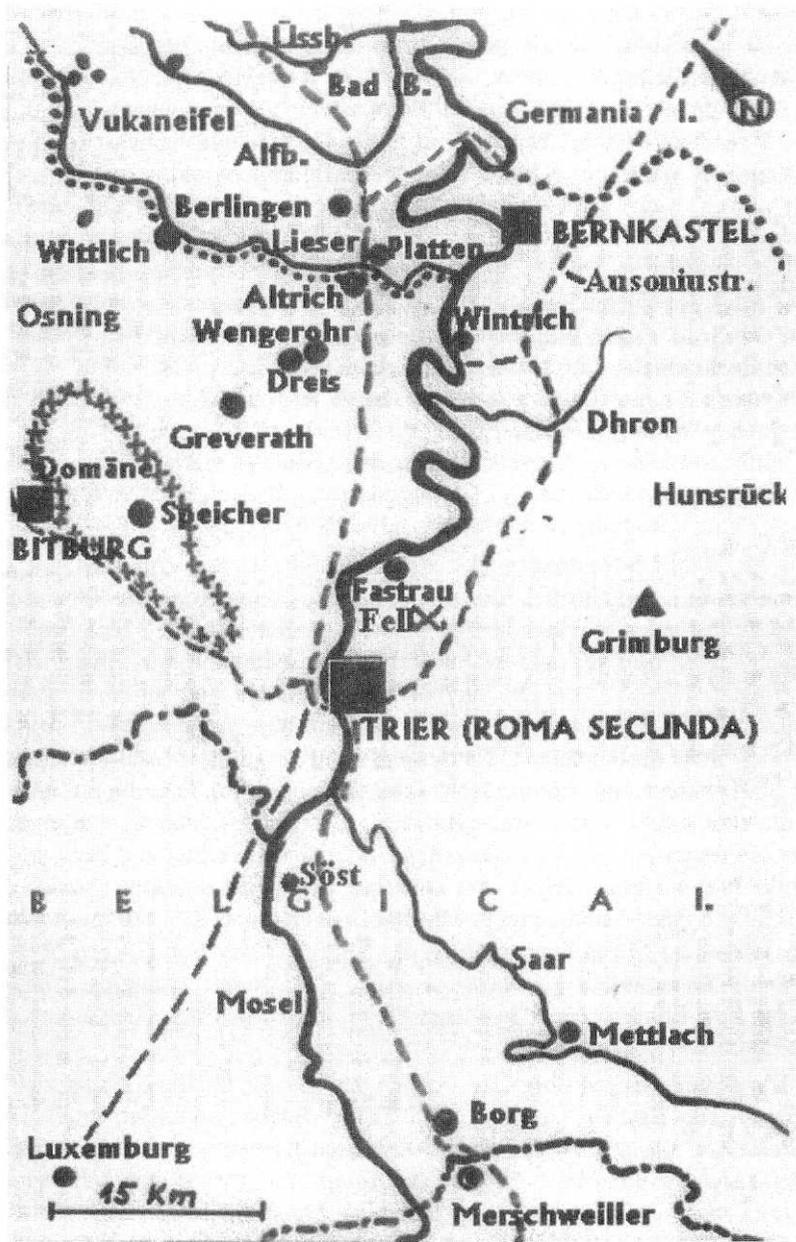
Die „Elsungr“ sind mit großer Sicherheit Vorfahren des früher hauptsächlich an der Untermosel begüterten heutigen Grafengeschlechtes zu *Eltz* mit ihrem früheren Hauptsitz, der Geschlechterburg Eltz am Elz-Bach, einem nördlichen Nebenfluss der Untermosel. Dies geht auch etymologisch schlüssig aus den ältesten historischen Namensformen hervor: Der Elz-Bach hieß bei Ausonius [Mosella, V: 370; Schenkl, 1961] „*Alisontia*“ und a. 943 „*fluviolus elza*“ [Ju, 337], die Burg Eltz a. 1120–62 analog „*elza*“ [Ju, 337]. Das Grafengeschlecht zu Eltz dürfte damit eines der ältesten, wenn nicht das älteste der deutschen Adelshäuser sein.

4.) Die Eroberung von Romaborg [Mb 412-414]

Handlung: Nach der Vernichtung der Burgunder bemächtigen sich Dietrich und Hildebrand wieder „*Berns*“, nachdem es zum berühmten Zweikampf zwischen Hildebrand und dessen Sohn Alebrand (vgl. Hildbrandslied) gekommen war. Der Weg führt Dietrichs Streitmacht von „*Bern*“ zur Stadt „*Ran*“ [Mb 412], deren Besatzung überläuft. Das Heer zieht weiter nach „*Gregen borg*“ [Hs. A 413], das König Ermenrich lange Zeit zuvor Wittich zu Lehen gegeben hatte [Mb 275]. Bei „*Gregen borg*“ kommt es zu einer blutigen Schlacht mit dem Heere Sifkas (Sibich), des neuen Machthabers in „*Romaborg*“ nach dem Tode Königs Ermenrich. Dietrich von Bern gewinnt, obwohl ihm ein Entsatzheer Sibichs in den Rücken fällt, und wird danach durch Hildebrand und Sohn zum neuen König in „*Romaborg*“/Trier ausgerufen.

Analyse: Dietrichs Heer dürfte folgenden Weg von Bernkastel nach Trier genommen haben: Zunächst die Mosel entlang übers heutige Filzen bis in den Süden Wintrichs, rd. 10 km von Bernkastel entfernt. Hier dürfte die Siedlung „*Ran*“ zu suchen sein. Ihre Schreibweisen variieren: „*Ran*“ [Mb 412], „*Ræna*“ [Mb 413], „*Rom*“ [Lesart Peringskiolds, zit. n. Hagen, 1814/55/1989, 784, Anm. 136] und „*Room*“ [Textvariante Svava der Thidrekssaga, Kap. 355, n. Ritter, 1989, 324].

Die vermutliche Route lässt sich aus frühmittelalterlichen Namen dieser Gegend erschließen: Zunächst nennt *Venantius Fortunatus* (ca. 536– ca. 610) in einem seiner Moselgedichte [Schönberger 2000, 42] über die bisher nicht lokalisierte Burg des Trierer Bischofs Nicetius einen „*Rodanus ... parvulus*“ („*Quem Mosella tumens, Rodanus quoque parvulus ambit, certanturque suo pascere pisce locum*“ [carm. 3, 12] – auf deutsch: „Den Berg umfließen die Mosel und der kleine Rodanus [= Ron; VF], beide wetteifern darum, die Ört-



Das Gebiet um Trier [Grafik VF]

lichkeit mit Fischen zu versorgen.“ Jungandreas [888] identifizierte den „Rodanus parvulus“ als die „Ron“, einen Bach, der zwischen Bernkastel und Wintrich in die Mosel mündet, während Leo Weisgerber [Rh. Vbl., XXIII, 9, zit. n. Ju, 888] ihn mit einem **Reybach** bei Bernkastel in Zusammenhang bringt.

Ungeachtet dessen läßt sich die Lage einer Siedlung namens Ran/Room südlich von Wintrich noch aus weiteren siedlungsgeographischen Tatsachen erschließen. Keine zwei Kilometer südlich von Wintrich findet sich eine Flur namens „**Rondel**“ [Ju, 857]. Hier mündet nicht nur der **Rondelbach** in die Mosel, sondern es findet sich auch noch der Weiler **Rondel** [vgl. Müller 1961, 869]. Auch spricht die hochmittelalterliche Flurbezeichnung „**Supra Ronen**“ von 1168 in Filzen/Wintrich für eine Identität mit dem den spätantik-frühmittelalterlichen Rodanus-Bach, zumal noch 1326 eine Mühle namens „**an rondal**“ („molendinum [...] quod dicitur an rondal“ [Ju, 889, 1133] in der Umgebung Wintrichs erwähnt wird. Von der Hagen plädierte Anfang des 19. Jh. dafür, Ran als Verkürzung von *Ravenna* (sic!) anzusehen. Ritter machte sich für Ramershoven stark (a. 1095 Ramesova). Badenhausen et. al. [web vom 12/07] nannten Rimbürg (Koordinaten: 50.92°N 6.085°E).

Von Wintrich/Neumagen aus zieht Dietrichs Heer vermutlich auf der Römerstraße zum Hunsrück hinauf. Der bot mit seinen zwischen 400 und 550 m Höhe liegenden Hochflächen genügend Grünfutter für die Pferde und war bequemer zu bereisen als das mäandrierende Moseltal mit seinen vielen Umwegen. Dietrich benutzte hierbei wahrscheinlich die berühmte „**Ausoniusstraße**“. Über diese hatte bereits hundert Jahre früher (368) Ausonius, von der Nahe her kommend, Neumagen/Wintrich an der Mosel erreicht. An der Straßenkreuzung „Auf der Höh“ (580 m) bei **Horath** biegt die Streitmacht in die strategische Römerstraße Bingen – Trier nach Süden ab und erreicht über die Gemarkungen der Ortschaften Gräfendhron, Talling und Breit in **Fell** unmittelbares Trierer Gebiet. Am Unterlauf des **Feller Baches**, wo sich das Kerbtal mit einer Talniederung zwischen Longuich und Riol (10 km nordöstlich Triers) zur Mosel hin öffnet, ist das Kampfgelände von **Gregen borg** zu suchen. Die unmittelbare Nähe zu Trier würde auch zwanglos erklären, warum dem Romaborger Machthaber Sibich die *rückwärtige* Umklammerung der Truppen Dietrichs gelingt.

Der Name Gregen borg (Hs. A: Gregen; Hs. B: Greings) findet sich in **Fastrau** am flachen Unterlauf des Feller Baches im Flurnamen „**ain GraeKampt**“ [Ju 371] wieder. Im benachbarten bachaufwärts gelegenen **Fell** scheint sich das Feldstück „**hinder GraKamp**“ [Ju 377] auf dieses **Fastrauer** „**GraeKampt**“ zu beziehen. Wahrscheinlich weist auch der Hunsrück-Ausläufer „**Krückenkopf**“ südlich von **Fell** nahe der Römerstraße auf den mittelalterlichen Flurnamen hin.

„*Graekampf*“ bezeichnet etymologisch flaches Gelände. König Ermenrich hatte dort („*Gregen*“ [Hs. A]) Wittich und Ehefrau Bolfriana ein Anwesen („*borgina*“ [Mb 275]) zu Lehen gegeben. Ob es sich womöglich bei „*Gregen borg*“ um die seit 1984 im zwei Kilometer entfernten Longuich auf einem Moselhang ergrabene und teilweise restaurierte Villa urbana handelt, kann nur Vermutung bleiben: Die großzügige Longuicher Villa urbana wurde im 2. Jh. errichtet, war 110 m lang und 28 m breit. Ihr Name ist unbekannt. Allerdings soll sie bereits im 4. Jh. den Germaneneinfällen zum Opfer gefallen sein [trier].

Ritter [1982, 264 f.; 1989, 324] dachte an Graach, moselabwärts von Bernkastel auf einem sehr schmalen Steilufer gelegen. Das Lektorat des Otto Reichl Verlags [Anm. 58 bei Hagen, 1814/1855/1989, 763] nannte Kretz (a. 1220 Gretia [JU 255]) 4 km südlich von Andernach, ebenso Weinand [2006b, 27].

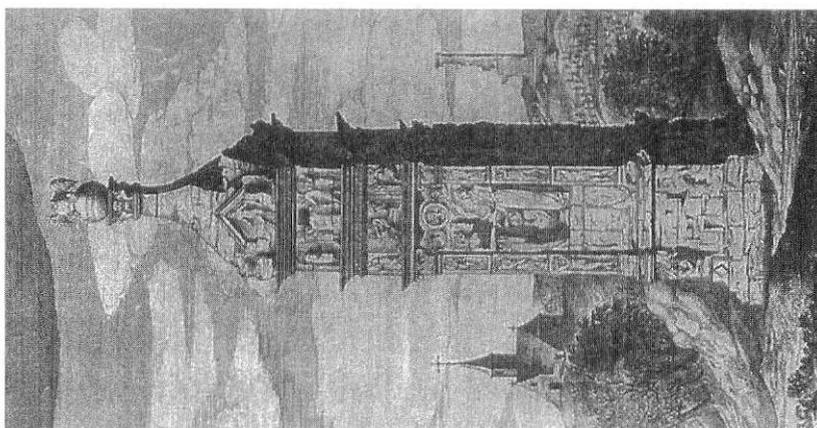
Das geschichtliche Vorbild für den rachsüchtigen Sibich der Thidrekssaga ist möglicherweise der Trierer Senator **Lucius** gewesen. Der Machthaber **Avitus** hatte nach seiner Erhebung im Jahre 455 dessen schöne Ehefrau vergewaltigt, mit der Folge, dass Lucius aus Rache Trier den Franken auslieferte [Gesta Treverorum, XXII].

Die Abenteuer, welche der Sagenheld Dietrich gegen Drachen, aber auch gegen einen Elefanten zu bestehen hatte, werden im allgemeinen als Märchen für Kinder abgetan. Im Lichte neuerer archäologischer Erkenntnisse scheinen ihnen jedoch reale Begebenheiten zugrundezuliegen, wie es bereits in der griechischen Antike Euhemerios von Messene für alle Sagen angenommen hatte.

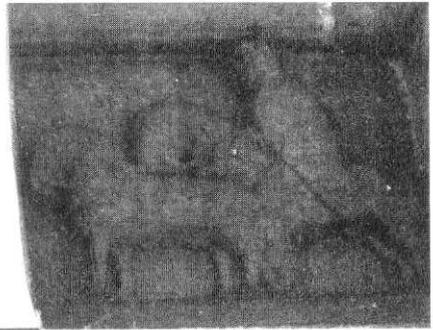
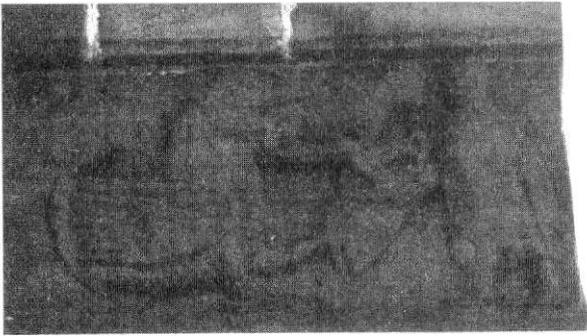
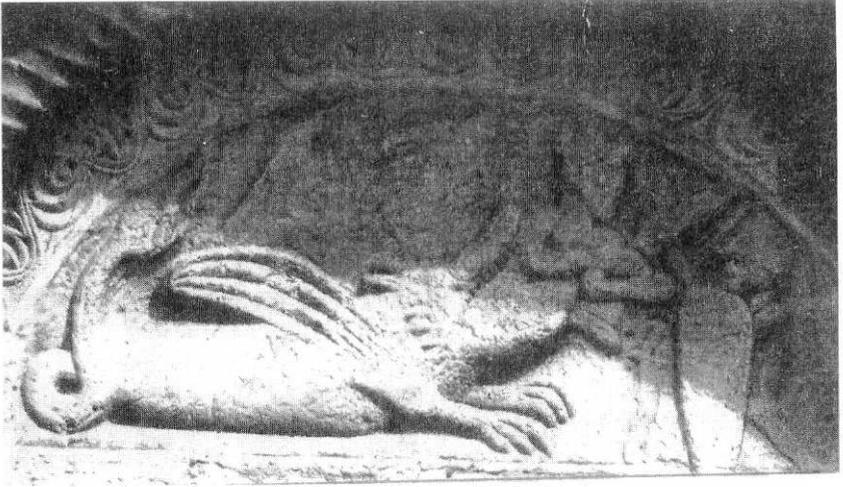
5.) Dietrich von Bern als Drachenkämpfer

Die berühmte Igeler Säule bei Trier aus der Mitte des 3. Jh., welche bereits Goethe bewunderte, zeigt das Drachen-Motiv. Sie ist ein Grabmonument der Secundinier, zeigt auf ihrer nördlichen Sockelfläche Szenen von auf Delphinen reitenden Putten, Seewiddern, Tritonen [Roller 1990, 269] und einen Drachen [Cüppers 1990, 399 f.], der einen Menschen verschlingt. Sie werden zwar der griechisch-römischen Mythologie zugerechnet, jedoch liegt Igel in der Nähe des römischen Langmauerbezirks, in dem möglicherweise Wildtiere, womöglich auch Krokodile, für die Circenses im Trierer Amphitheater gehalten wurden [vgl. Friedrich 2008, 127]. Insofern könnte die Drachendarstellung reale Ereignisse in Trier reflektieren.

Das Friesmotiv auf der Nordseite der Igeler Säule erinnert auch an die romanische Kirchenarchitektur des Hochmittelalters, in der dieses Drachentmotiv aufgegriffen wird. In Oberdeutschland sind vor allem die sogenannte „Bestiensäule“ in der Krypta des Freisinger Doms (vor 1159; Abb. S. 367)



Igeler Säule bei Trier, Stich von 1649 von Joan Blaeu [wikimedia commons]
Sockeldetail mit Drachen [Foto: VF 2007]



Altenstadt, Basilika Minor St. Michael, Tympanon Haupteingang [Foto VF, 2007]
Andlau/Elsass, Abteikirche, Nordfries: Dietrich rettet Sintram (li.) [Foto VF 2007]

aber auch die Tympanon-Darstellung an der St. Michaels-Kirche im bayerischen Altenstadt (1165–1220) und der St. Peters-Kirche im bayerischen Straubing (um 1180) bekannt.

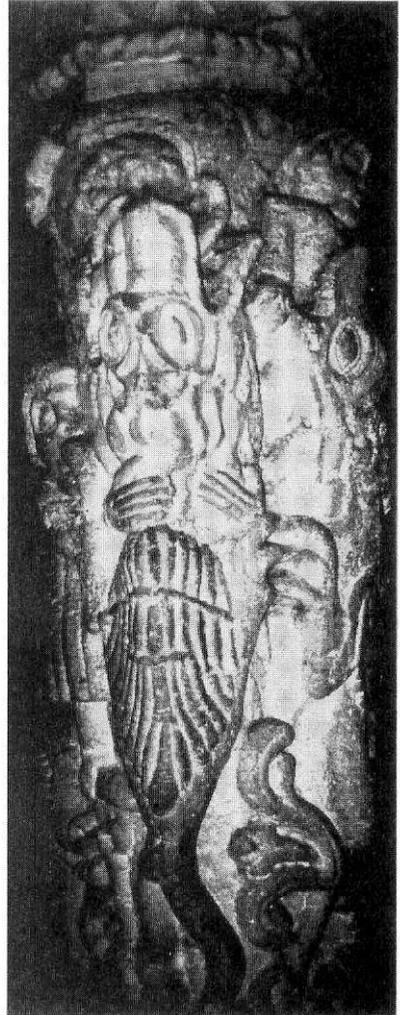
Theologisch bedeutet das Drachenmotiv auf der Freisinger Bestiensäule den Kampf des Christentums gegen das Böse [*freising*]. Die weltlichen Deutungen sehen stets kämpfende Ritter. So zückt auf der Freisinger Bestiensäule ein Krieger sein Kurzschwert gegen den Drachen (Abb. links). Im Falle der Straubinger St. Peter-Kirche wird allerdings ausdrücklich auf die Rettung des Ritters Sintram durch Dietrich von Bern verwiesen [Schäfer].

Ein Bildwerk am Nordries der Abteikirche in Andlau (12. Jh.), der zweitgrößten romanischen Kirche im Elsass, zeigt das gleiche Motiv.

Noch 700 Jahre nach faktischer Abschaffung der Gladiatorenkämpfe sind im deutschen Hochmittelalter Legenden um den hl. Georg (* um 280– um 303) und die hl. Margarete († um 307) sehr lebendig. Beide gehören zu den vierzehn Nothelfern und den ‘alten’ Heiligen aus dem römischen Osten. Sie stammten aus dem kleinasiatischen Kappadokien und wurden während der Christen-Verfolgungen unter Kaiser Diokletian (284–305) erst gemartert, dann enthauptet. In der Legende hat Georg die Königstochter Margarete davor bewahrt, einem riesigen Seedrachen nahe Beirut geopfert zu werden. Margarete hat den Teufel in Gestalt eines Drachen mit dem Kreuzeszeichen aus ihrem Kerker vertrieben [Melchers 1980, 244–246, 444–446]. Nüchtern betrachtet, dürfte der Christ Georg versucht haben, unter Ausnutzung seiner dienstlichen Möglichkeiten als Oberst die Tochter eines einflussreichen Mannes davor zu bewahren, den Krokodilen vorgeworfen zu werden.

Viele dieser kirchlichen Bildwerke finden sich an Kirchen im ehemals römischen Territorium mit Amphitheatern – großen Steinbauten in den Städten (Metz, Trier, Speyer, Köln, Birten/Xanten) und kleineren Holzbauten auf dem platten Lande (z.B. Künzing, Lkr. Deggendorf [Schmotz]). Die von Datnböck [2006, 67] eruierten österreichischen Drachenorte (Traisen, Musau in Tirol, St. Georgen im Mattiggau und Maria Alm in Salzburg) liegen ebenfalls auf vormals römischem Staatsgebiet. Die Ursprünge des Drachenmotivs dürften auf die tägliche Erfahrungswelt im antiken Amphitheater, nämlich Gladiatorenkämpfe sowie die Hinrichtung von Kriegsgefangenen, Verbrechern und Christen z. B. durch wilde Tiere, zurückgehen. Waren diese Circenses für Römer mit ihrem zynischen Bild von Fremden, besiegten Feinden sowie der Kreatur etwas Normales, waren sie aus Sicht der Betroffenen – der vielen Sklaven, Kriegsgefangenen und Nichttrömer – reiner Horror.

Die Szene von der Befreiung Sintrams aus dem Rachen des Flugdrachen durch Dietrich von Bern kann aufgrund ihres antiken Hintergrundes auf ein zerstörtes Krokodil-Vivarium im Domänenbezirk zwischen Bitburg und Trier in der ersten Hälfte des 5. Jh. hindeuten. Zumindest für Rom ist das Halten/



Freising bei München, Dom St. Maria und St. Korbian, Bestiensäule [Foto VF 2008]

Töten von Krokodilen quellenmäßig bezeugt: Im Jahre -58 wurden fünf und im Jahre -13 sogar 36 Exemplare vorgeführt [Wiedemann, 2001, 70]. Kaiser Antonius Pius ließ ab 149 Münzen mit Krokodilbildern prägen [ebd.]. Parallel zur physischen Einfuhr von Krokodilen aus dem westlichen und nördlichen Afrika (u. a. Ägypten) dürften auch die damaligen animistischen Glaubensvorstellungen über das Krokodil ihren Weg leicht ins antike römische Reich gefunden haben.

Der nordgermanischen Vorstellungswelt war der Drachen-Mythos ursprünglich nämlich fremd gewesen. Er gelangte gemäß Golther [1895/2004, 148] wahrscheinlich erst mit der Siegfried-Sage nach Norden. Aufgrund der geographischen Umstände muss der Drachenmythos in Europa daher seinen Ursprung in der antiken römischen Welt haben.

Wenn bei den romanischen Bildwerken zwischen geflügelten Drachen (mit Zungen, Ohren, fehlenden Hinterbeinen sowie ineinander verknöteten Schwänzen) und Krokodilen nur eine typologische Ähnlichkeit besteht, so ist dies mit dem Untergang Westroms und der Abkapselung der muslimischen Welt zu erklären. Es schwand das Wissen über das konkrete Aussehen der Krokodile in Nord- und Westafrika. Es blieb mit den Drachen-Sagen das Wissen über Krokodile, die in Höhlen hausen, wie dies heute noch in Sahara und Sahel-Zone der Fall ist.

Reste des afrikanischen Animismus waren noch im 20. Jh. erhalten: Im zentralafrikanischen Gabun sollen noch Mitte des 20. Jh. alte oder kranke Menschen im Ogowe-Fluß Krokodilen geopfert worden sein [Italiaander 1955, 88]. Im zentralivoirischen Yamoussoukro wurden noch in den 1990er Jahren in einem riesigen offenen Bassin heilige Krokodile gehalten. Manchmal fielen ihnen spielende Kinder zum Opfer. Das Bassin liegt nahe der größten Kathedrale Afrikas, Notre-Dame-de-la-Paix, die dem römischen Petersdom nachempfundenen ist. Der Kult des sakralen Menschenopfers scheint in Westafrika auch noch im letzten Viertel des 20. Jh. lebendig gewesen zu sein: Anlässlich des Todes eines Potentaten sollen dem Vernehmen nach ungefähr 50 unter Drogen gesetzte Mädchen im Geheimen Krokodilen geopfert worden sein.

6.) Die Burgunder und Siegfried

Burgunder: Kurze Zeit, nachdem 406 germanische und hunnische Stämme über den Rhein nach Gallien eingefallen waren, überschritten ebenfalls Burgunder den Rhein und setzten sich in Gallien fest. Diese Burgunder sind der Quellenlage zufolge als Hunnen einzuordnen. Der byzantinische Chronist Zosimos (um 500) bezeichnet nämlich in seiner bis 410 reichenden Chronik die „Βουρουγουνδοί“/„Bourououndoi“ [Moravcsik 1943, II: 102; 1958, I: 2169] als

hunnischen Stamm. Der byzantinische Chronist Agathias [V 11; 1912, II: 2] notierte hierzu im 6. Jh. folgendes über diese hunnischen „Bourougoundoi“/ „Βουρούγουνδοί“ [Moravcsik, 1943, II: 102]:

„Alle diese zusammen pflegte man gemeinhin als Skythen und Hunnen zu bezeichnen, im einzelnen jedoch nach Stämmen, und zwar hieß ein Teil Utiguren, ein anderer Kotriguren, andere Ultizuren, wieder andere Burugunden, und so weiter, wie es bei ihnen nach der heimischen Tradition üblich war. Viele Generationen später siedelten sie nach Europa über, sei es nun, daß ihnen wirklich, wie die Sage erzählt, eine Hirschkuh den Weg wies oder daß sie eine andere Gelegenheit benutzten; nachdem sie dann die Mündung des in das Schwarze Meer führenden Sees, die bis dahin als unpassierbar galt, überschritten hatten, streiften sie doch in fremden Gebiete umher und fügten den Eingeborenen schweren Schaden zu, nachdem sie sie unverhofft überfallen hatten; und so setzten sie sich nach Vertreibung der früheren Bewohner selbst in den Besitz ihres Landes. Sie sollten aber nicht sehr lange dort bleiben, sondern mit Stumpf und Stiel, wie es heißt, ausgerottet werden. Damals waren nun die Ultizuren und Burugunden bis in die Zeit Kaiser Leos (= Leo I., 457–474 [gemäß Moravcsik, 1958, I: 216]; VF) und der damaligen Römer bekannt und galten als stark und tapfer. Wir Heutigen kennen sie nicht, noch werden wir sie, glaube ich, jemals kennen lernen, da sie teils umgekommen, teils weit weg ausgewandert sind.“

Wir haben es hier wohl wieder einmal mit einem Überbleibsel der Romantik in Deutschland zu tun. Seit 1837, dem Erscheinungsjahr des Buches *Die Deutschen und die Nachbarstämme* von Kaspar Zeuss, auch heute noch in seiner Heimatstadt hoch geehrt, gilt, dass die von den byzantinischen Geschichtsschreibern Zosimos und Agathias genannten beiden Stämme zwar identisch sind, jedoch die Namen „Βουρούγουνδοί/Bourougoundoi“ mit dem der germanischen Burgundiones nicht zusammen hängen [Moravcsik, 1943, II: 102]. Folgt man Agathias, so existieren die Nachfahren der Bourougoundoi noch um 460/70, nämlich in Burgund. Es liegt auf der Hand, dass die um 406 im Rhein-Main-Gebiet auftauchenden Burgundiones/Burgunder mit den ins westliche Europa abgewanderten „Βουρούγουνδοί/Bourougoundoi“, den Hunnen des Zosimos bzw. Agathias, identisch sein müssen. Zeuss' verquerer Logik zufolge lösen sich die hunnischen „Bourougoundoi“ allerdings in Luft auf, und es entstehen die germanischen „Burgundiones“ auf wundersame Weise plötzlich aus dem Nichts. Ob die Nachfahren der hunnischen Burgunder der Zeit um 406 bis 437, das Jahr ihrer Niederlage durch Attila-Hunnen, noch hunnisch, teilgermanisiert oder teilromanisiert sind, ist unbekannt. Agathias Aussage in Verbindung mit der frühen Romanisierung der Burgunder in römischer Zeit spricht eher für letzteres.

Siegfried: Gemeinhin wird Siegfried in Deutschland als das Urbild des *germanischen* Helden angesehen. Meine Zweifel am Germanentum Siegfrieds habe ich schon bei früherer Gelegenheit geäußert, weil Angaben aus der nordischen Mythologie meistens übergangen werden. Einzelne Texte der nordischen *Edda* attestieren Sigurd/Siegfried nämlich eine hunnische Herkunft: Im „Jüngeren oder Kurzen Sigurdlied“ wird er zweimal „hunnischer König“ genannt [V. 4 u. 8], einmal „hunnischer Heerfürst“ [V. 18] und einmal „der Hunnische“ [V. 66]. Im Dritten Sigurd-Lied erscheint er als „hunnischer Held [V. 4], als „hunnische(r) König“ [V. 8] bzw. „hunnische(r) Heerführer“ [V. 18]. In Brynhildens Todesfahrt ist er der „hunnische Fürst“ [V.11; Stange, 2004, 212]. Auch im „Bruchstück eines Brynhildenedes“/Brot af Bryhildarkvida [V. 8; Stange 2004, 200] heißt er „der Hunnische“ und in „Brynhildens Todesfahrt/Helreid Brynhildar“ [V. 11; Stange, 2004, 212] „der hunnische Fürst“. Im jüngeren Atli-Lied wird er als der „Hunnische“ umschrieben [V. 98; Stange, 2004, 250]. Krause [2001, 158, Anm. 42] betrachtet „hunnisch“ als skandinavisches Synonym für „südländisch“, ohne dabei jedoch zu beachten, dass einzelne *Edda*-Lieder sehr genau zwischen den einzelnen Himmelsrichtungen und Volksbezeichnungen, z. B. deutsch, fränkisch u. a. m., differenzieren.

7.) Dietrichs Ende und Attilas Tod in der Geschichte

Dietrichs unrühmliches Verschwinden aus Romaburg/Trier auf einem mythischen schwarzen Ross und sein heldenhaftes Ende korrespondieren zeitlich mit dem Ende Attilas, der 453 an einem Blutsturz verstarb. Da nur wenige Quellen Auskunft über die Geschichte Triers Mitte des 5. Jh. geben [vgl. Zenz], ist es daher gut möglich, dass Dietrich sich tatsächlich 451 der Herrschaft in Trier bemächtigte, wie die Thidrekssaga berichtet, sich aber nicht mehr lange halten konnte, nachdem sein Schutzherr Attila verstorben war. Dietrich übernahm dann zwar gemäß Sage [Mb 428] dessen Gebiet, verstarb aber nach seiner Blutrache an Wittich. Das Geschehen setzt voraus, dass Attila Truppen im Trierer Raum stationiert hatte und sich bis zu seinem Tode 453 dort zumindest zeitweilig aufhielt.

Nun gilt es seitens der Historiker allerdings als abgemacht, dass Attila nach der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern nach Pannonien zurückkehrte, von Pannonien aus seinen fehlgeschlagenen Kriegszug nach Italien begann und auch in Pannonien sein Ende fand. Das ist jedoch in keiner Weise konkret belegbar. Im Gegenteil beinhalten die Quellen, dass Attila die letzten drei Jahre seines Lebens teilweise in und von Gallien aus operierte. Hierzu hatte Kaufmann [141] bereits im Jahre 1868 darauf hingewiesen, dass eine Rezension des Prosper Tiro über Attila die vieldeutige Wendung bewahrt „in Gallias superiores fugatur“ (= Er wurde nach Obergallien in die Flucht ge-



Hagensborn im Hunsrück bei Hermeskeil; Ort des Meuchelmordes an Siegfried
[Foto VF 2005]

schlagen). Das weist auf ein Verweilen Attilas im Raum Trier (civitas Treverorum) oder der nördlichen Germania I ab Ende des Jahres 451 hin.

Eine der wichtigsten Quellen zum militärischen Geschehen dieser Zeit ist die Gotengeschichte des *Jordanes*. Er dürfte noch mit Teilnehmern an der Katalaunenschlacht gesprochen haben, wie er selbst bekundet. Vielleicht war eine seiner Hauptquellen hierzu jener Andagis, der den westgotischen König Theodorid getötet hatte [Jordanes, 39: 209]. Babcock [2001, 43 f.] identifizierte Andagis als den *ostgotischen* Fürsten Andag, für dessen Sohn Gunthigis Jordanes als Kanzlist arbeitete. Jordanes schreibt nur in allgemeiner Form, Attila wäre nach dem Abzug der siegreichen Westgoten nach Italien aufgebrochen [42: 219]. Hingegen notiert der Zeitzeuge Prosper Tiro in seiner Lebensbeschreibung Leos I:

„Nachdem Attila die in Gallien eingebüßten Streitkräfte erneuert hatte, begann er, von Pannonien aus in Italien einzudringen. ... er gewährte Frieden und zog sich *hinter die Donau* zurück“ [bei Sternberger 1983, 171; Hvhg. VF].

Prosper Tiro war vom Fach: Er stammte aus Aquitanien, war nach 440 Sekretär bei Papst Leo dem Großen geworden und verfasste eine Weltchronik für die Zeit von 412 bis ca. 450.

Geographisch gleichlautend sagt Jordanes einhundert Jahre später, Attila wäre nach seinen Verhandlungen mit Papst Leo auf den Ambuleischen Feldern (452) wieder dahin zurückkehrt, woher er gekommen wäre, nämlich über die Donau („*rediens, quo venerat. iter ultra Danubium*“ [42: 223] „*in sedes suas*“ [43: 225; vgl. Mommsen 1882/1961, 115]. „Sedes“ wird üblicherweise mit „Land“ übersetzt [Martens/Heine, 1913, 74 resp. 110], wengleich die Vokabel „fester Wohnsitz, Wohnung oder Heimat“ bedeutet.

Für einen Aufenthalt Attilas in Gallien 452 spricht auch sein Kriegszug gegen die Alanen *nach* dem gescheiterten Italienfeldzug: Attila wird in Gallien erneut durch die Westgoten geschlagen und geht 452 in sein Land zurück [Jordanes, 43]. Angesichts der großen Entfernungen (Verf. ist Reserveleutnant) machte es wenig Sinn, wenn Attila, anders als der reitgewaltige Großkarl mit seinen durchschnittlich mehr als 50 Tageskilometern, die Alpen mehrfach im Zickzack-Kurs durchheilt hätte. Vielmehr dürfte er von Obergallien aus seine militärischen Maßnahmen gesteuert haben. Diese Sicht korrespondiert auch mit den Forschungen Vollmers [1998, 83], die Hunnen hätten bei ihrem Rückzug aufgrund günstiger geomorphologischer Bedingungen bei Unkel südlich Bonn den Rhein in westöstlicher Richtung passiert, und begründet dies u. a. mit der Herkunft des Namens Unkel von „Uncalö“/Hunnenfurt. Die älteste für 886 beurkundete Schreibweise des Ortes lautet nota bene „Oncale“ [Ju, 1071].

Sollte es tatsächlich zutreffen, dass sich hinter dem Frankenkönig Childerich Attilas mit Kriemhild gezeugter Sohn Aladar verbirgt, eine These des

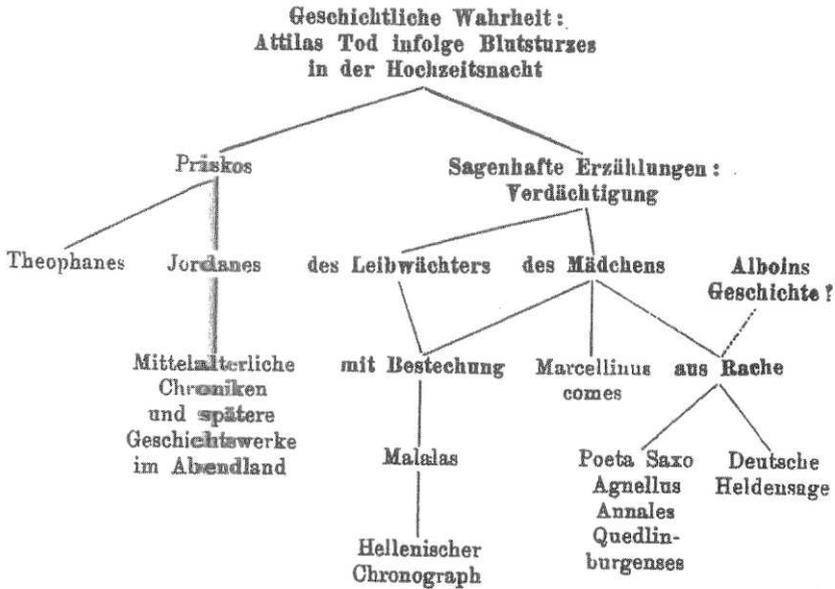
Ungarn Gyula Tóth, welche von Zsolt Németh [1/2014, 140] besprochen wurde, dann hätte Attila auch dynastische Interessen besessen, seine militärischen Ziele von Gallien aus zu betreiben. So spricht einiges dafür, dass Attila seine letzten Lebensjahre teilweise in Gallien verbrachte und dort auch gestorben sein kann. Das würde bedeuten, dass sein Leichnam später irgendwo an der mittleren Donau bestattet wurde. Ebenso wäre dann der bisher noch nicht lokalisierte Fluss Nedao, an dem Gepiden und Ostgoten die Hunnen der Attila-Söhne erstmalig schlugen und der allgemein in Pannonien vermutet wird [vgl. u. a. Maczynska 1993, 106], theoretisch auch in Gallien zu suchen, z. B. in Gestalt der Nette, die bei Andernach in den Rhein mündet.

Weder zu Attilas Sterbe- noch Begräbnisort macht Jordanes [cap. XLIX] Angaben, betont jedoch, alle beteiligten Totengräber wären ermordet worden, um die Grabbeigaben vor Grabraub zu schützen. So konnte Attilas Grab bisher nicht entdeckt werden. Eine Rückkehr Attilas nach Pannonien gilt gleichwohl als abgemacht, obwohl die Quellen nur hergeben, dass sich Attila in ein Gebiet *links* der Donau begab, d. h. keinesfalls in die *rechts* der Donau gelegene römische Provinz „Pannonia prima“. In Ungarn wird heute noch das Gebiet orographisch links der Donau als „Hunnien“ bezeichnet.

Jordanes ist laut Moravcsik [1926] die thematisch und überlieferungsge-schichtlich wichtigste historische Quelle. Er veröffentlichte als erster in Deutsch eine Passage aus dem sog. Hellenischen Chronographen über den Tod Attilas vor Rom (!). Der Text ist der altkirchenslawischen Fassung des Ur-Malalas entnommen [ebd. 99, Übersetzung J. Melich]. Er beschreibt, wie „Atil“ (= Attila; VF) während der Belagerung *Roms* an Nasenbluten verstarb: „Seine Mannen aber nahmen und trugen seinen Leichnam durch Italien und Deutschland hindurch und begruben ihn im Ungarlande.“ Da 452 von Attilas Truppen in Italien nirgendwo der Po überschritten wurde, könnte Trier als *Roma secunda* gemeint gewesen sein, worauf ich schon anderweitig verwiesen habe.

Der Text liefert nicht nur einen Hinweis auf die Illig'sche Phantomzeit 614|911, sondern insinuiert auch den Tod Attilas in der Nähe von Trier. Italien wäre dann mit Gallien, Deutschland mit der *Germania libera* gleichzusetzen. Der Transport des Leichnams Attilas von Gallien in die Dona-Theiß-Tiefebene lieferte dann eine Erklärung für den Umstand, dass im deutschsprachigen Gebiet von Nordwest nach Südost so viele Bestattungsorte der „Geißel Gottes“ überliefert sind:

→ Rumeln bei Moers am Niederrhein, → Ohlweiler im Hunsrück, → Rhau-nen im Hunsrück, → Trantal im südwestlichen Hunsrück, → Otzenhausen im Saarland, → Blieskastel im Saarland, → Ommersheim/ Saarland, → Hersbruck in Mittelfranken, → Neumarkt in Mittelfranken, → Kaiserstuhl im Breisgau, → Deutsch Altenburg (NÖ), → Deutsch Altenburg (NÖ)/ Marienkirche, → Fürstenfeld/Steiermark.



Ergebnisse

Von größter Bedeutung ist weiterhin die Wertung Ritters, Romaborg der Thidrekssaga wäre mit Trier, der belgischen Roma secunda, zu identifizieren. Aus der Thidrekssaga lassen sich zusätzliche geographische Angaben über den Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451 erschließen: Palzem, Perl und Sierck an der Mosel sind die in der Thidrekssaga genannten Palteskia, Paarlane-Land bzw. Syrialand. Dadurch sind Polen und Russland als Handlungsräume konkret widerlegt. Dietrich von Berns Zug nach Romaburg/Trier lässt sich anhand der verbürgten Toponyme verifizieren und bestätigt Bernkastel/princastellum als den Sitz des Sagenhelden. Aus der Erwähnung der „Elsungr“ in der Thidrekssaga als wahrscheinliche Vorfahren des heutigen Grafengeschlechts zu Eltz kann im Umkehrschluss auch auf einen realen antiken Dietrich von Bern geschlossen werden. Es ist nicht auszuschließen, dass der historische Hunnenkönig Attila 453 sogar in Gallien verstarb.

Literaturverzeichnis

- Babcock, Michael A. (2001): *The Stories of Attila the Huns Death*; Queenston, Ontario
- Badenhausen, Rolf (Hg. 2005): *Geographic Glossary with Ethnological Remarks Þidreks saga Didriks Chronicle - Svava and MEMBRANE. Basing on research by Heinz Ritter †, Ernst F. Jung †, Otto Klaus Schmich, Rev. Konrad Kowollik, Rolf Badenhausen, Editor. Revised: 2005-05-07*. Im web, gelesen 12. 12. 2007
- Bertelsen, Henrik (1905-1911): *Þidriks Saga af Bern*; Kopenhagen, (Bd I, II, kritische Ausgabe, synoptischer Abdruck der Texte *Membrane* und Handschrift „A“)
- Cüppers, Heinz (Hg. 1990): *Die Römer in Rheinland-Pfalz*; Stuttgart
- (1990): „Die Langmauer“; in Cüppers, 436-437
- Dattenböck, Georg (2006): *Vandalen: Gründer von Baiern und Österreich? Marchtrenk/Österreich*
- (?2011): *Heinrich von Hag/Ofterdingen. Verfasser des Nibelungenliedes*; Nordhausen
- (2013): Dietrich von Bern und die Markgrafen von Hachberg; *Zeitensprünge* 25 (3) 701-727
- Dieterich, Karl (1912): *Byzantinische Quellen zur Länder- und Völkerkunde (5.-15. Jhd.)*; Leipzig
- Erichsen, Fine (1924): *Die Geschichte Thidreks von Bern*; Leipzig
- (1967): *Die Geschichte Thidreks von Bern*; WBG; Düsseldorf · Köln
- Freising = Erzdiözese München und Freising (2007): *Die Dome zu München und Freising*; <http://bilder4.weltbild.de/newmedia/dioezesen/muenchen.pdf>. v. 01. 06. 2007
- Ewig, Eugen (1987): *Trier im Merowingerreich. Civitas, Stadt, Bistum*; Habilitationsschrift, 2. Neudruck der Originalausgabe Trier 1954; Aalen
- Friedrich, Volker (2004): *Irgendwo in Gallien. Versuch einer geographischen Neulokalisierung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451 n. Chr.*; Gräffelfing
- (2006): Zur Geographie der Hunnenschlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451 nach Christus; *Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes* 16 (1/2) 31-39
- (2008): Die Geographie der Dietrichepik. Das Moselgebiet und Dietrich von Bern in der nordischen Thidreks saga; *Zeitensprünge* 20 (1) 104-133
- Golther, Wolfgang (2004): *Handbuch der germanischen Mythologie*; Essen, Nachdruck Originalausgabe von 1895
- Grosse, Siegfried (1997): *Das Nibelungenlied. Mittelhochdeutsch - Neuhochdeutsch*; Stuttgart
- Hagen, Friedrich Heinrich von der (1814/ 1855/ 1989): *Die Thidreks saga oder Dietrich von Bern und die Niflungen*; St. Goar, hrsg. und mit neuen geographischen Anmerkungen versehen von Heinz Ritter-Schaumburg, Bd. I u. II
- Heine, Wilhelm (o. J.): *Jordanis Gotengeschichte nebst Auszügen aus seiner Römischen Geschichte, übersetzt von Dr. Wilhelm Martens*; Nachdruck, Reihe *Historiker des deutschen Altertums*, Essen
- Heinzle, Joachim / Klein, Klaus / Obhof, Ute (Hg. 2003): *Die Nibelungen. Sage – Epos – Mythos*; Wiesbaden

- Hölschers *Mosel- und Saarfürher mit Berücksichtigung der Luxemburgischen Schweiz* (1924); Köln am Rhein
- Homeyer, H. (1951): *Attila. Der Hunnenherrscher von seinen Zeitgenossen dargestellt. Ein Beitrag zur Wertung geschichtlicher Größe*; Berlin
- Italiaander, Rolf (1955): *Vom Urwald in die Wüste. Geschichten und Berichte aus Kongo, Tschad und Sahara*; Hamburg
- Ju = Jungandreas, Wolfgang (1962): *Historisches Lexikon der Siedlungs- und Flurnamen des Mosellandes*, (Schriftenreihe zur Trierischen Landesgeschichte und Volkskunde, Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Landesgeschichte und Volkskunde des Trierischen Raumes – Sektion der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier - durch Richard Laufner); Trier
- Kaufmann, Georg (1868): Über die Hunnenschlacht des Jahres 451; *Forschungen zur Deutschen Geschichte*, 8. Band, 115-146
- Krause, Arnulf (2001): *Die Heldenlieder der Älteren Edda*; Stuttgart
- Kühlborn, Sebastian (1987): Archäologische Einzelbeiträge in *Die Römer in Nordrhein-Westfalen* (Hg. Günter Horn), Stuttgart: „Bergkamen-Oberaden. Römisches Legionslager“, 355-359; „Delbrück-Anreppen. Römisches Militärlager“, 392 f.; „Dorsten-Holsterhausen. Römisches Militärlager“, 401-403; „Haltern. Römische Militäranlagen“, 431-438; „Lünen-Beckinghausen. Römische Militäranlage“, 540 f.
- Kulturdatenbank Region Trier [2007]: Longuich. Römische Villa Urbana; <http://bwpc08.fh-trier.de:8080/kuDb/servlet/ortObj?aktSchlüssel=1172> vom 19. Juli 2007
- Maczynska, Magdalena (1993): *Die Völkerwanderung*; Zürich
- Martens, Wilhelm (1913): *Jordanis Gotengeschichte nebst Auszügen aus seiner Römischen Geschichte*; Leipzig
- Mb = Membrane s. Bertelsen, H.
- Melchers, Erna und Hans (1980, Bearbeitung Carlo Melchers): *Die Heiligen · Geschichte und Legenden*; Augsburg
- Mommsen, Theodor (1882/1961): *Jordanis romana et getica*, kritische Ausgabe (MGH, Auctorum antiquissimorum tomi V pars prior); Berlin
- Moravcsik, Julius (1967): Attilas Tod in Geschichte und Sage; »Körösi Csoma-Archivum«. Kötet [1926-1932], E. J.Brill, Leiden (NL), 83 ff.
- (1943): *Byzantinoturcica II, Sprachreste der Türkvölker in den byzantinischen Quellen*; Budapest
- (1958): *Byzantinoturcica I, Die byzantinischen Quellen der Geschichte der Türk-völker*, 2. durchgearbeitete Auflage, Berlin; Berliner Byzantinische Arbeiten, Bd 10
- Müller, Fritz (1961): *Müllers großes deutsches Ortsbuch*; Wuppertal-Barmen
- Reichert, Hermann (2003): Die Nibelungensage im mittelalterlichen Skandinavien; in Heinze/ Klein/ Obhof: *Die Nibelungen*, 30-88
- vgl. www.ned.univie.ac.at, web 09. 12. 2006
- Ritter, Heinz (1982): *Dietrich von Bern · König zu Bonn*; München · Berlin
- (1989): *Die Didriks-Chronik oder die Svava. Das Leben König Didriks von Bern und die Niflungen. Erstmals vollständig aus der altschwedischen Handschrift der Thidrekssaga übersetzt und mit geographischen Anmerkungen versehen*; St. Goar
- Roller, Otto (1990): Wirtschaft und Verkehr; in *Cüppers*, 258-296
- Schäfer, Ursula (1994): Waldere; *Waltharius* (hg. von Gregor Vogt-Spira, Stuttgart, Anhang, 181-185

- Schäfer, Werner (2007): *Straubing. Streiflicht aus Geschichte, Kunst und Kultur. Eine altbayerisch-europäische Stadt an der Donau*; <http://www.bayerischer-wald-verein.de/archiv/archivbaywald/2001/02/straubing.htm>, web vom 31. März 2007
- Schenkl, Carolus (1961): *Recensuit D. Magni Avsonii opuscula* (MGH, Avctorum antiqvissimorum tomi V pars posterior; Berlin (1883, Berlin)
- Schmotz, Karl (2007): *Das römische Amphitheater von Künzing, Lkr. Deggendorf, Niederbayern*; <http://www.gesellschaft-fuer-archaeologie.de/mat/kuenzing.pdf>, web vom 06. August 2007
- Schönberger, Otto (2000): *D. Magnus Ausonius. Mosella. Mit Texten von Symmachus und Venantius Fortunatus*; Stuttgart
- Stange, Manfred (Hg. 2004): *Die Edda. Götterlieder. Heldenlieder und Spruchweisheiten der Germanen*; Wiesbaden
- Stark, Margit (2008): Hinweise auf eine historische Schlacht Historiker glaubt, dass Attila bei Borg geschlagen wurde. Die Katalaunischen Felder, auf denen dem gefürchteten Attila und seinen Truppen die entscheidende Niederlage beigelegt wurde, liegen bei Borg. Dies zumindest behauptet der Forscher Volker Friedrich; *Saarbrücker Zeitung, Ausgabe Merzig*, 29. 04., sowie bei Textarchiv der Saarbrücker Zeitung, http://saarland.sz-sb.de/Elias/detail_it.jsp?number=1, SZR/ MZG _LOK / CLOK30_5, web 02. 06.
- Sternberger, Günter (1983): *2000 Jahre Christentum* (mit Quellentext des Prosper Tiro *Die Hunnen in Italien*; Salzburg, S. 171
- Stiftsbibliothek St. Gallen/ Basler Parzival-Projekt (2003): *St. Galler Nibelungenhandschrift (= Codex Sangallensis 857 = Handschrift „B“)*; St. Gallen · Basel; CD-ROM
- Stolz, Michael (2003): *Der Codex Sangallensis 857 – Konturen einer bedeutenden mittelhochdeutschen Epenhandschrift*; St. Gallen · Basel
trier = Kulturdatenbank Region Trier, web, 19. 07. 2007
- Voigt, Helmut (1967): Nachwort; in: Erichsen, Fine: *Die Geschichte Thidreks von Bern*; Diederichs, Düsseldorf, 464-485
- Vollmer, Albert (1998): *Hunnen-Sturm in Europa*; Obernburg/Main
- Weber, Carl W. (1981): *Sklaverei im Altertum. Leben im Schatten der Säulen*; Berlin u. a.
- Weinand, Karl (2006 a): »Roten« im Nibelungenlied »rosmußjölk« im Atlatkviða; *Der Berner* (Nr. 25), August 2006 (Jg. 6) 51-55
- (2006 b): Fritila und benachbarte Orte in der Thidrekssaga; *Der Berner*, (Nr. 26) November 2006 (Jg. 6), 17-31
- Wiedemann, Thomas (2001): *Kaiser und Gladiatoren*; WBG Darmstadt (*Emperors and Gladiators* [1992], London
- Zenz, Emil (1955): *Die Taten der Trierer. Gesta Treverorum*; Trier
- Zeuss, Johann Kaspar (2012): *Die Deutschen und die Nachbarstämme*; Paderborn (auch Zeuß, Kaspar, 1837)

Profriedrich@T-Online.De

Frühes Christentum in Rom

Heribert Illig

In den letzten Jahren wurden in den Zeiteinsparungen ganz unterschiedliche, ja konträre Ansätze zu den frühchristlichen Bauten vorgetragen, die weit auseinander liegen: Werden die Konstantin d. Gr. zugeschriebenen Basiliken um Jahrhunderte zu früh oder zu spät datiert – oder liegen sie zeitlich richtig? Und wie steht es mit den Funden einer Phantomzeit? Es gibt in Rom unter San Pietro und San Clemente ausreichendes und inzwischen auch allgemein zugängliches Material, um diese Fragen zu beantworten.

Petrus als der erste 'Papst' war für die römische Christengemeinde von höchster Bedeutung. Deshalb ist der Ort seines Martyriums mit der größten römischen Papstbasilika überhöht worden. Doch sie wurde nicht zu *Mutter und Haupt aller Kirchen der Stadt Rom und des Erdkreises*, weil sie wie Sankt Paul vor der Stadtmauer lag. Als erste Bischofskirche für Rom galt für kurze Zeit Santa Pudenziana (in der Nähe von Santa Maria Maggiore). Sie ist von San Giovanni in Laterano abgelöst worden. Bereits 312 soll Konstantin den Bau dieser großen Basilika und ihres Baptisteriums veranlasst haben. Neben ihr entstand der Papstpalast mitsamt der Cappella Sancta Sanctorum, Scala Sancta und dem Triclinium, von dem heute noch ein 'Freiluftmosaik' mit Karl d. Gr. zu sehen ist, weil man nach Abriss des Gebäudes im 18. Jh. diese Wand 'umgedreht' und mit der Nachempfindung eines Mosaiks geschmückt hat, das nur in Zeichnungen festgehalten war.

Von der Kirche des römischen Bischofs stammt fast nichts mehr aus der Spätantike, vom herrlichen Kreuzgang abgesehen wenig aus dem Mittelalter; von tieferliegenden Bauwerken gibt es bislang zu wenig archäologisches Material. Deswegen wechseln wir, nachdem wir uns mit den „sieben Hügeln“ Roms befasst haben, zum Vatikanischen Hügel. Dort bildet der Petersdom, eine der vier großen Papstbasiliken, das Zentrum des Kirchenstaats.

Roms Topographie

Eigentlich war das Gebiet Roms anfangs unwohnlich, wenn nicht sogar unbewohnbar. Der häufig Hochwasser führende Tiber hatte „steile Hügel und senkrechte Felsabstürze“ herausmodelliert, während in den Ebenen Sümpfe Pestilenz ausdünsteten [Carpano, 9], weshalb das Wasser nur mit Vorsicht zu genießen war und Sumpffieber drohte. Nicht umsonst mussten weite Stadtgebiete erst durch die Cloaca maxima entwässert werden, während Pläne zu einer reduzierten Wasserführung für den Oberlauf des Tibers oder für einen

besseren Ablauf durchs Marsfeld zwar ausgearbeitet, aber dann doch nicht verwirklicht wurden. So blieben die tieferen Stadtflächen lange vom Wasser bedroht. Ebenso dramatisch waren Zerstörungen oder Brände, so die Verwüstung durch die Gallier -390, der Brand von 64 zu Zeiten Neros, der rasch folgende unter Titus (79–81) oder der von 104 unter Traian [ebd. 61]. Sie führten jeweils dazu, dass enorme Schuttmassen über die niedrigen Gebiete verteilt wurden. Das ist keine neue Theorie, sondern wurde bereits von Frontinus, kaiserzeitlicher Vorsteher der stadtrömischen Wasserversorgung und dreimal Konsul (zuletzt im Jahr 100 zusammen mit Kaiser Traian), als Erklärung benutzt: „Die jetzigen Hügel sind wegen der Häufigkeit von Bränden infolge des Schutts angewachsen“ [Kolb, 52].

Die Römer selbst griffen ebenso stark wie der Tiber in die Topographie ihrer Stadt ein. Wenn heute der Tourist auf ebenem Terrain über die Foren flaniert, dann fällt ihm das deswegen so leicht, weil für das Traian-Forum die Velia, ein ganzer Hügelkamm zwischen Palatin und Esquilin, abgetragen worden ist. Dafür wurden 850.000 m³ Fels und Erde abgeräumt, die andernorts als Aufschüttung verwendet wurden [Kolb, 52, 391]. Laut antiker Inschrift ist die Traianssäule mit ihren insgesamt 40 m so hoch wie der Hügel, der einem Kaiser weichen musste [wiki → Trajanssäule].

Zum Vergleich einige Höhenangaben über NN, zunächst für die sieben klassischen Hügel Roms, ergänzt rechts um drei später 'eingemeindete'. Da sich die Angaben im Internet vielfach widersprechen, stehen hier die Maßangaben von Frank Kolb [49-52], obwohl auch hier eine falsch ist:

Aventin	46 m,	Esquilin	54 m,	Pincio	61 m,
Kapitol	49 m,	Vimina,	56 m,	Vatikan	146 m [recte 75 m !],
Caelius	49 m,	Quirinal	61 m,	Gianicolo	85 m.
Palatin	51 m,				

Die wesentliche Vergleichsangabe, nämlich die Höhe des Flusslaufs über Normalnull, wird meist verschwiegen. Während in *dem* Lexikon von heute [wiki → Rom] für die Stadt eine Höhe von 37 m genannt wird, kennen andere Quellen 20, 17 oder 14 m Meereshöhe [nobochamp]. Kolb [52] setzt für die niedrigsten Stadtteile, Forum Boarium und Forum Romanum, 11 bis 12 m über NN an und liegt damit wohl der Wahrheit am nächsten.

Die Römer brauchten Tuffgestein sowie die für den Betonbau nötige Pozzolanderde. Beides wurde schichtweise auch aus den Stadthügeln herausgeholt; selbst an Palatin und Kapitol sind Steinbrüche und Stollen gefunden worden. In Folge dessen rutschten ganze Hänge ab. In späteren Jahrhunderten, als neben Pozzolanderde auch die großen Fundamentsteine von Gebäuden gesucht wurden, stürzten Häuser und ganze Straßenzüge in die Tiefe [vgl. Carpano, 10, 12]. Im Jahr 376 musste extra ein kaiserliches Dekret erlassen werden, um bestehende Bausubstanz zu schützen und zu bewahren [ebd. 11].

So braucht es nicht zu verwundern, wenn „die mächtige Schicht aus Schutt und übereinandergelagerten Bauwerken [...] an einigen Stellen über zwanzig Meter dick ist“ [ebd. 9]. Kolb [52] nennt für die Südseite des Kolosseums sogar ein stadtweites Maximum von 26 m. Die Reste von Neros Gebäudekomplexen (*domus aurea*) werden „von einer 15 Meter mächtigen Schicht bedeckt“ [ebd. 11], die von Sallusts Villa „ungefähr 20 Meter“, das zugehörige Nymphäum 15 m [ebd. 67]. Doch selbst oben auf dem Palatin sind in 8 m Tiefe Gebäude entdeckt worden [Carpano, 63], während die Grabstätten Ostias – damals direkt am Meer – nur 2 m unter der Oberfläche liegen [ebd. 19].

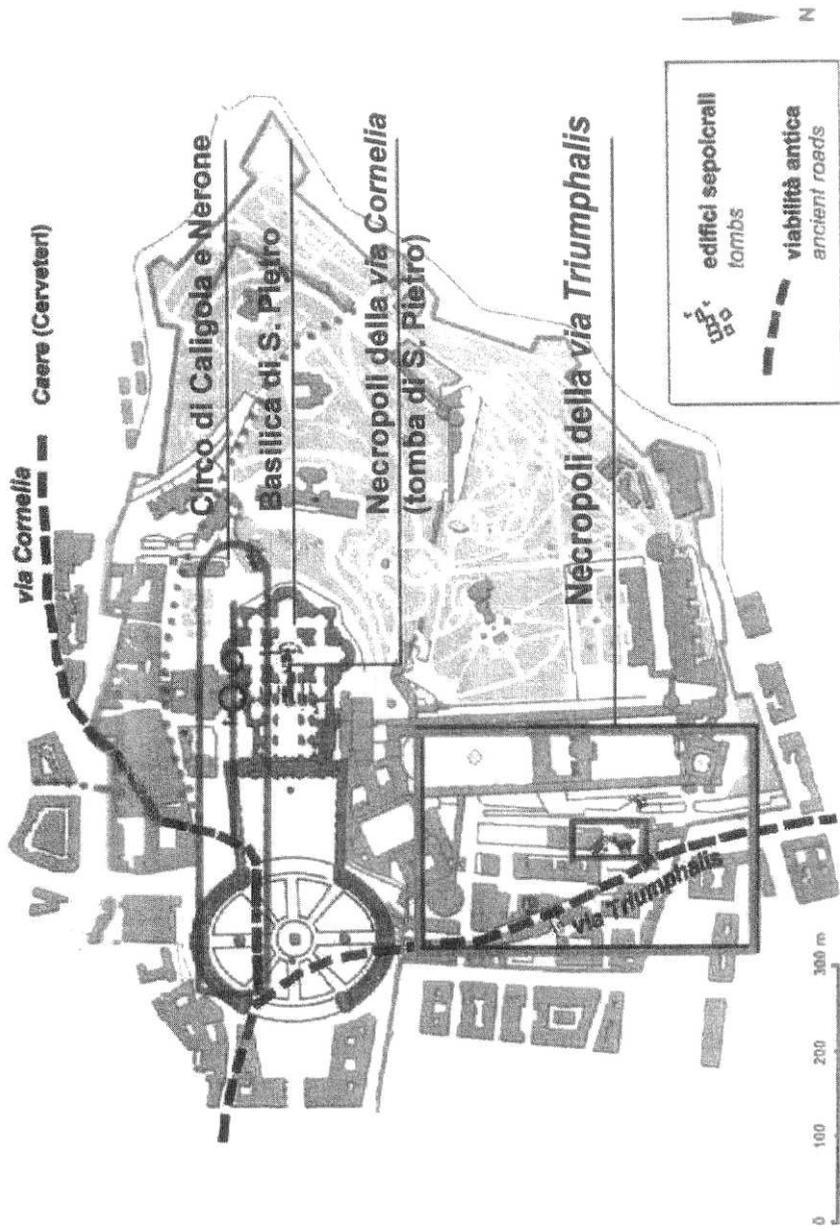
Der Tiber hat bei seinem Mäandern zwischen den Hügeln unentwegt Kies, Sand und Geröll abgeladen, viel weniger an seiner Mündung, die gleichwohl seit dem Altertum mehrere Kilometer weit vom Hafen Ostias entfernt liegt [ebd. 13]. Zusätzlich entstanden in Rom, auf dem Marsfeld, neue Schutthügel wie der Monte Citorio, der Monte dei Cenci oder der Monte Savello; außerdem der 50 m hohe Monte Testaccio aus Amphorenscherben.

Zu Roms Glück gehört die Fähigkeit seiner Baumeister, in und auf dieser eigentlich unkalkulierbaren Gemengelage aus noch wenig verdichtetem Schutt und älteren Mauern Fundamente zu legen, die nicht stellenweise absackten, sondern gleichmäßig überdauerten. Wenn sie einigermaßen freies Gelände zur Verfügung hatten, wählten sie gigantische Lösungen. So ließ Vespasian das Kolosseum ausgerechnet auf dem Gelände eines Sees errichten, der Neros Gärten geziert hatte. Für die Ellipse von 188 : 156 m wurde eine Grundplatte errichtet, die 7 m [wiki ↔ Kolosseum] oder sogar 13 m [Carpano, 69] stark war. Auch die Thermen des Caracalla erhielten eine durchgehende Fundamentplatte von 6,5 m Dicke, für die zuvor 500.000 m³ an Lehm ausgehoben wurden [Wienecke-Janz, 250]. Die Bodenplatte für den Hauptaltar des Herkules (*Ara Maxima*) maß 4 m; in dieses Fundament konnte die Krypta von Santa Maria in Cosmedin hineingebaut werden [Carpano, 83, 116]. So muss es nicht verwundern, wenn derartige Anlagen jahrhundertlang benutzbar blieben. Kaiser Constantius besuchte im Jahr 356 Rom und bewunderte das seit +86 betriebene Stadion Domitians [Carpano, 71].

Vatikanischer Hügel: die Anfänge ab Caligula

Den *ager Vaticanus* hat schon Plinius im +1. Jh. erwähnt [LS 22] und damit als Ackerland bezeichnet [Peterich, 211], dahinter ragte der bald ebenso benannte Hügel auf.

„Die Hänge der Monti Vaticani bestehen fast vollständig aus quartären Tonschichten, die das Rohmaterial für die Herstellung von Ziegeln liefern; die Tradition der Ziegelbrennereien reicht von der römischen Antike bis in unsere Zeit. [...] Aus den vatikanischen Ziegelbrennereien stammen



Heutiger Kirchenstaat und Lage der Nekropolen; das kleinere im größeren Rechteck bezeichnet die Nekropolen von Autoparco und Annona [vaticano]. Karte gesüdet!

alle bis heute erhaltenen Ziegel, die zur Errichtung des kaiserlichen Roms verwendet wurden“ [Carpano, 67].

Gestempelte Ziegel sind auch ein wesentliches Datierungskriterium, das bereits ab der Zeitenwende greift. Begleitet wird es von den Regeln der Kunstgeschichte, etwa den Entwicklungslinien bei Mosaiken, Kleinplastiken, Stuckfiguren und Reliefs, Sarkophagen und Fresken, beim Wechsel von Götterdarstellungen hin zur christlichen Symbolik. Ein Jona-Mosaik bringt z.B. Ende des 3. Jh. die erste christliche Darstellung an einem Grabmonument.

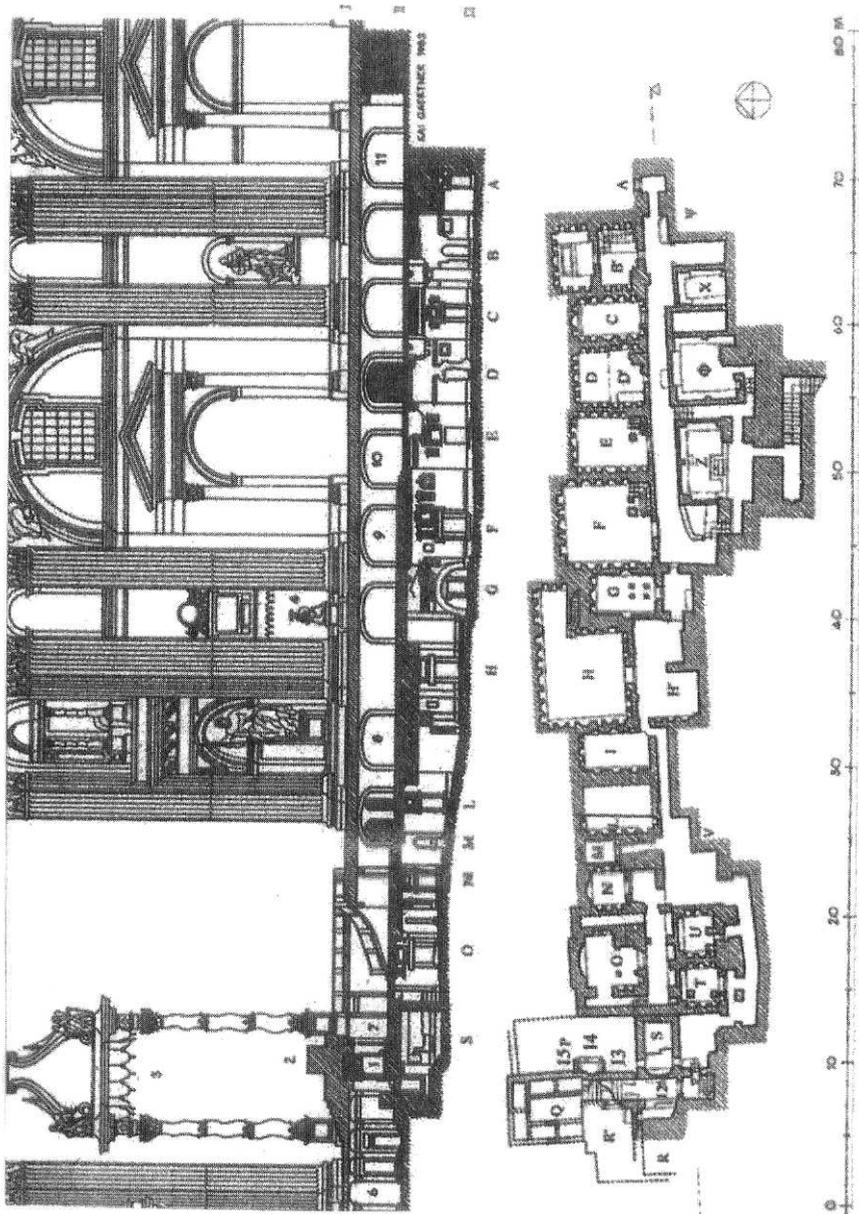
Circus von Caligula und Nero

Unter Caligula (37–41) wurde ein Circus auf dem Gelände errichtet, unter Nero (54–68) umgebaut. Seine genauen Konturen konnten 9 m unter heutigem Niveau lange nicht nachgewiesen werden, tauchen aber mittlerweile doch in Plänen auf. Denn es sind in den letzten Jahren da oder dort Steinpartien zum Vorschein gekommen sind, die seine Dimensionen erkennen lassen – so unter der Piazza del Sant’Ufficio [*churches*] bei Berninis Kolonnaden.

Caligula ließ den von Thutmoses III. stammenden ‘Bratspieß’ – so die ironische Bezeichnung der Griechen für die schlanken Himmelsweiser – auf einem Spezialschiff von Alexandria nach Rom bringen und bereits im Jahr 37 in seinem neuen Circus aufstellen. Das Volk glaubte später, unter der Spitze sei eine Urne mit der Asche Julius Caesars verborgen [Peterich, 180]. Als einzige Granitnadel Roms – hier gibt es weitere 7 ägyptische und 5 römische – blieb sie immer aufrecht stehen, denn Papst Sixtus V. ließ sie auf den damals noch völlig unstrukturierten Petersplatz versetzen, wo Domenico Fontana 1586 unter Einsatz von 900 Arbeitern und 75 Pferden ihre 326 t erneut ins Lot gebracht hat. Hier ist sie geblieben und von Bernini in seine geniale Platzarchitektur eingebunden worden.

Der einstige Standort des Obelisk ist exakt bekannt [LS 18 f.] und auf der heutigen Piazza dei Protomartiri Romani gekennzeichnet, nur 80 m südöstlich des Kuppelmittelpunkts des Petersdoms: im Norden der Dom, im Westen zu dicht die Sakristei und im Süden der Campo Santo Teutonico, der ‘natürlich’ von Karl d. Gr. gegründet worden ist. Zwar ist die für 797 davon kündende Urkunde gefälscht, aber Rudolf Schieffer gewinnt ihr gleichwohl eine Gründung anno 787 (!) unter Abt Fulrad ab [wiki ↔ Campo Santo Teutonico].

Nach Einstellung des Circus-Betriebs wurde die Region noch keineswegs christlich. Nördlich der Kirche bestand bis zur Einführung der christlichen Staatskirche, also wohl bis 390, ein konkurrierendes Heiligtum – „Mater Deorum“ – für Kybele und Attis samt dort praktiziertem Stieropfer (Taurobolium; sofern ein solches durchgeführt worden ist); es gab auf jeden Fall eine Taufe mit Widder- oder Stierblut, wie Senatoreninschriften bis 390 an den dort gefundenen Altären beweisen.



Grund- und Aufriss der Nekropole; im Aufriss darüber die Grotten und das heutige Kirchenschiff samt Bernini-Baldachin [wikipedia commons]

„Interessant ist der Zusammenhang des frühesten bekannten Taurobolium-Altars mit dem Vatikanischen Phrygianum in Lyon. In Rom entstand im Laufe der Zeit neben dem Heiligtum der Kybele auf dem Palatin das sog. Phrygianum auf dem Vatikanischen Hügel. Es scheint sich direkt unter dem jetzigen Petersdom befunden zu haben, denn bei dem Umbau des Domes im Jahr 1608 oder 1609 wurden eine Reihe schön gearbeiteter und reich beschrifteter Taurobolium-Altäre ausgegraben. Sie sind jetzt im Vatikanischen Museum zu besichtigen. Es hat den Anschein, dass nach dem Vorbild Roms zu jeder Gemeinde des Kybele- und Attiskultes auch außerhalb Roms ein eigener »mons Vaticanus« gehörte, denn ein solcher ist außer in Lyon auch in Mainz nachweisbar“ [wiki ↪ Kybele- und Attis-Kult].

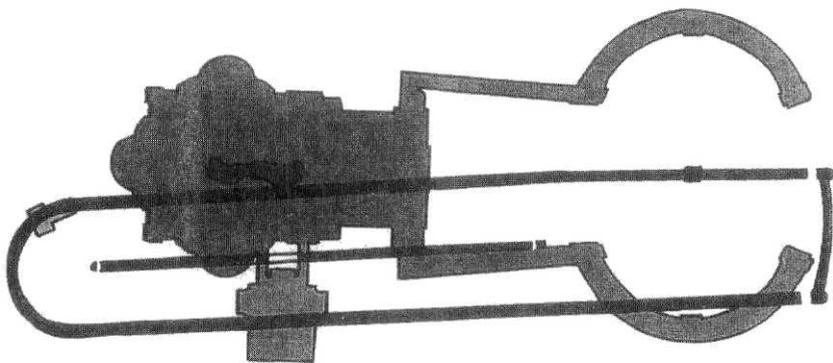
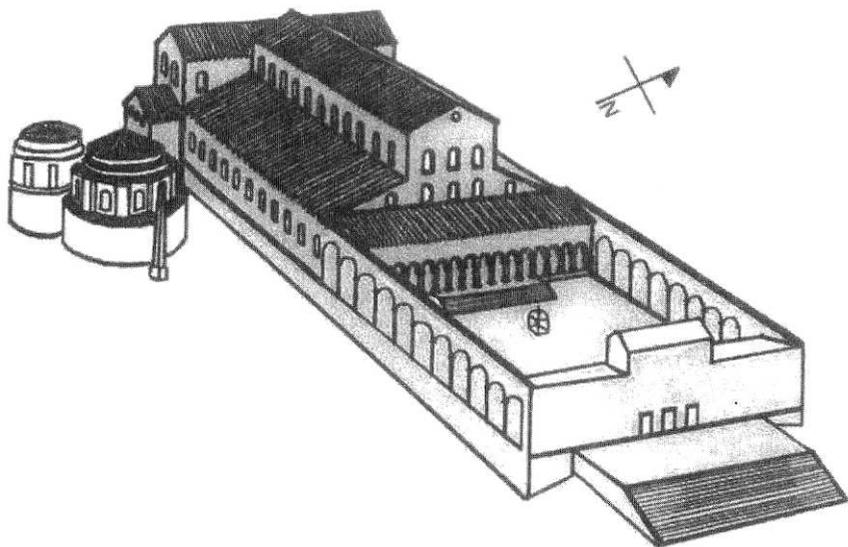
Es gab in der Spätzeit noch mindestens einen weiteren nichtchristlichen Anrainer. Der Senator und Stadtpräfekt, also einer der höchsten Würdenträger im Reich, namens Quintus Aurelius Symmachus (ca. 342– 402/03) besaß zu Ende des 4. Jh. dort sein Anwesen [LS 19]. Aus den Jahren 365 bis 402 ist vieles seiner umfangreichen Korrespondenz erhalten; deshalb ist „sein Lebensweg für einen Nichtchristen des ausgehenden vierten Jahrhunderts außergewöhnlich gut dokumentiert“ [wiki ↪ Quintus Aurelius Symmachus]. Er richtete 384 eine Bittschrift an Kaiser Valentinian II., in der stand [3. *Relatio*, 10]:

„Daher bitten wir um Frieden für die Götter der Väter und die Götter der Heimat. Es ist gerecht, das Ziel der individuellen Religionsausübung als Einheit zu verstehen. Zu denselben Sternen blicken wir empor, der Himmel ist uns gemeinsam, dasselbe Weltall umgibt uns. Was liegt daran, unter welchem System ein jeder die Wahrheit erforscht? Auf einem Weg allein kann man nicht ein solch erhabenes Mysterium erkennen.“

Hier schritt Erzbischof Ambrosius ein und stoppte diesen Versuch, den durch Kaiser Gratian entfernten Victoria-Altar noch einmal in der Kurie aufstellen zu lassen. Es scheint der letzte Toleranzappell im christlich werdenden Römerreich gewesen zu sein [Schulz].

1. Mausoleum (Caracalla, St. Andreas, S. Maria della Febbre, Sakristei)

Als neuen, unmittelbaren Nachbarn erhielt der Obelisk im frühen 3. Jh. einen großen Rundbau, ein aristokratisches Mausoleum von 30 m Durchmesser, doch ohne uns bekannten Bauherrn (Abb. S. 385, 406). Gestempelte Ziegel aus der Zeit Caracallas (211–217) wurden 1957 unter der heutigen Sakristei ergraben [churches; LS 19] und ergeben zugleich einen Hinweis auf das Ende des Circus-Geschehens. Nachdem es sich um kaiserliches Grundeigentum handelte, muss auch der Erbauer in oder nahe bei der kaiserlichen Familie gesucht werden. Mit Errichtung der alten Peterskirche 'ertrank' das Mausoleum mehrere Meter tief in der Aufschüttung und musste – wie so oft in dieser ständig nach oben 'wachsenden' Stadt – aufgestockt werden. Um 500 wandel-



Alt-St. Peter, schematisiert, mit den beiden Mausoleen, der Obelisk direkt davor. Das hintere Mausoleum stand tatsächlich viel dichter am Querschiff [ziggo-Seite, gelöscht] / Rekonstruktion des Circus unter dem heutigen Petersdom; die Länge im Osten ist durch Funde bei den Kolonnaden gesichert. Auf der Mittelachse (Spina) stand der Obelisk, direkt östlich vom heutigen Sakristeibau [wikipedia commons].

te es der Papst zu Ehren des Petrus-Bruders Andreas zur Rotunda Sancti Andreae. Im 14. Jh. erfolgte die Umbenennung in S. Maria della Febbre [Krauthaimer, 37], also etwa unsere Herrin des Fiebers. Um 1450 wurde daraus die Sakristei für den alten und später auch für den neuen Petersdom. 1776 wurde sie zugunsten einer neuen Sakristei abgerissen.

2. Mausoleum (Anastasia, Honorius, S. Petronilla)

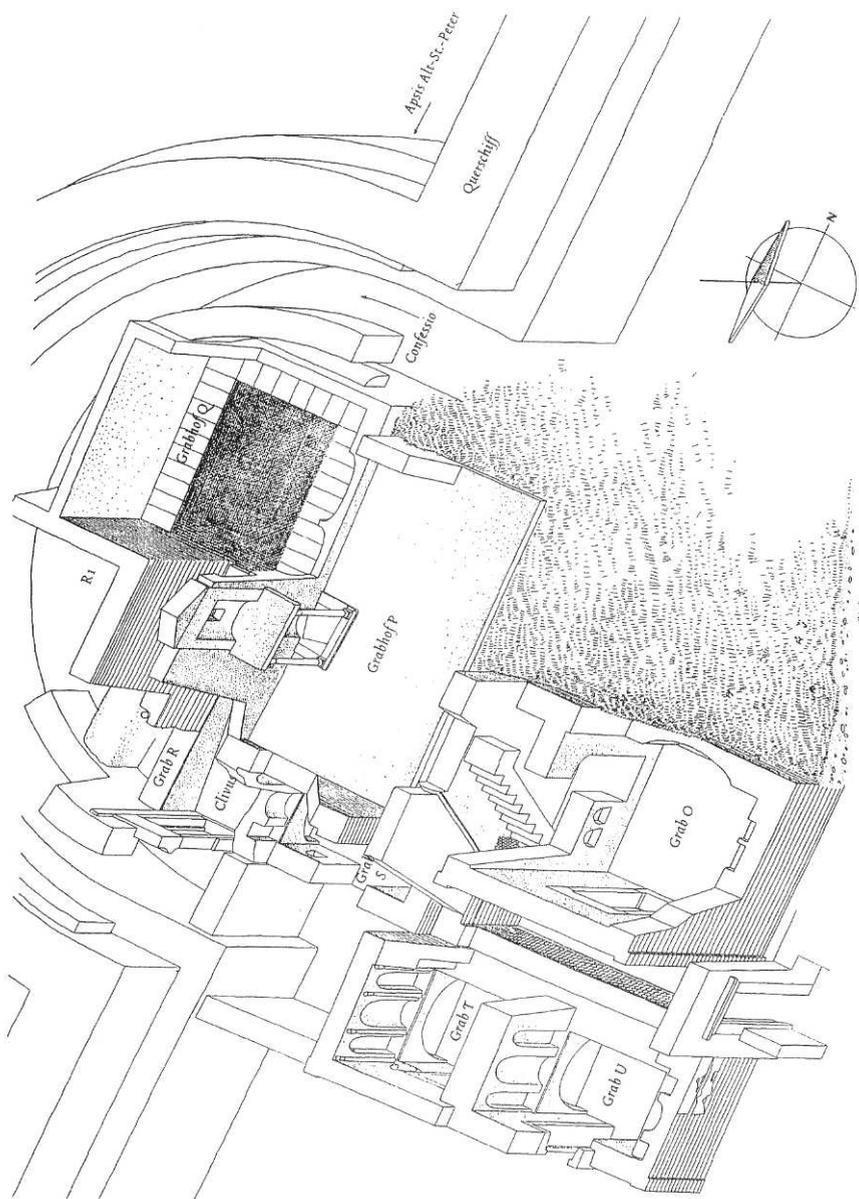
Ein zweites Mausoleum entstand gleich daneben, mit einem nur geringfügig kleineren Durchmesser. Da es nicht nur mit Obelisk und erstem Mausoleum (und damit mit dem einstigen Circus), sondern auch mit dem Querschiff der alten Peterskirche fluchtet, dürfte es nicht vor ihr erbaut worden sein. Zwei Versionen werden kolportiert, zunächst die häufiger vertretene:

Als die Peterskirche bereits stand, hat der erste Kaiser des weströmischen Reichs, Flavius Honorius (395–423) sein Mausoleum dazugesellt, exakt auf dem Gelände des ehemaligen Circus. Zusammen mit weiteren Umbaumaßnahmen, die der Kaiser in Rom an einigen Bauwerken hat vornehmen lassen, sind das die letzten Bauanstrengungen, die von kaiserlicher Seite aus in Rom vorgenommen worden sind [contra Heinsohn 2012, 350]. Honorius selbst ist 423 in Ravenna gestorben; insofern ist nicht gesichert, ob er in diesem Mausoleum bestattet worden ist. Dieses Mausoleum wurde angeblich im 8. Jh. zur Kirche S. Petronilla umgewidmet und musste im 16. Jh. dem neuen Petersdom weichen [sep. honorij imp.].

Nun die zweite Version [churches]: Anastasia als Halbschwester Konstantins I. habe den Grabbau für sich genutzt. Später beanspruchte ihn Honorius für sich und seine Familie. 1534 sind die Überreste einer Bestattung gefunden worden, die dem Jahr 405 und seiner Gemahlin Maria zugeschrieben worden ist. Das wird von Prosper Tiro von Aquitanien berichtet, der seit 440 als päpstlicher Schreiber und Berater gearbeitet und auch eine Weltgeschichte bis 455 verfasst hat. Er wäre fast ein Zeitzeuge; als solcher sieht er ihren Gatten Honorius im Jahr 423 ebenfalls hier bestattet. Das wären die letzten kaiserlichen Grablegen in Rom [contra Heinsohn 2012, 350].

Petrus-Grab

Viel wichtiger als dieser schwache Kaiser ist für die Christen der Umstand, dass Petrus im Circus des Vaticans der Überlieferung zufolge den Märtyrertod erlitten hat. Seiner wurde zwar anfänglich in der Katakomben San Sebastiano an der Via Appia gedacht, aber die ihm am Mons Vaticanus zugeschriebene Grabstätte bildete unverkennbar das Richtmaß für die Kirchenbauten an dieser Stätte: Genau über dem Grab wurde die Vierung der alten Peterskirche, später der Hochaltar unter der Kuppel der neuen Peterskirche errichtet. Das haben mehrere Ausgrabungen bestätigt.



Lage des Petrusgrabes in der Apsis von Alt-St.-Peter: das kleine Tropaion im Grabhof P; die dahinter verlaufende Rote Mauer zum großen Teil weggelassen [L/S 47]

Derartige Grabungen fanden an diesem Platz häufiger statt, obwohl er seit dem Bau der ersten Basilika gewissermaßen unsichtbar war. Damals – die konstantinische Gründung wird unten geprüft werden – wurde die Hügelkuppe abgetragen, die dortigen Mausoleen entlang einer ansteigenden Gräberstraße in einer Höhe von bis zu 7 m kupiert und mit der Hügel Erde auf einheitliches Niveau gebracht. Darüber entstand die alte Petersbasilika. Im 16. Jh. wurde das Niveau um weitere 3 m angehoben. Deshalb liegen unter dem heutigen Fußboden die sog. **Grotten** des Vatikans, in denen alle jene Gräber und Grabmonumente untergebracht wurden, die im heutigen Dom keinen Platz mehr fanden. Sie haben jedoch als Fußboden nicht mehr den der ersten Kirche, weil im 20. Jh. die Grotten von 3 auf ca. 4 m Höhe gebracht wurden, was nur durch Tieferlegen ihrer Lauffläche erreichbar war.

Dabei wurden 22 zum Teil sehr gut erhaltene Mausoleen entdeckt. Die Ausgrabung dieser **Nekropole** lief ausgerechnet während des Zweiten Weltkriegs 1940–1947 und dann 1953–1957, ausgelöst durch das Aufdecken eines Ganges, als die Confessio direkt vor dem Hauptaltar umgebaut worden ist. Dabei wurde auch das sog. Petrusgrab freigelegt und bemerkt, dass der von Bernini über dem Vierungsaltaar errichtete Baldachin Tribut an die Vergangenheit hatte zollen müssen. Denn seine Grundfläche musste von quadratisch auf rechteckig abgeändert werden, um seine vier Säulen fundieren zu können, ohne das hochheilige Grab zu beschädigen. (Erst im 20. Jh. wurde bemerkt, dass eine der vier Säulen auf dem beschädigten antiken Gewölbe von Grab R ‘schwebte’ [LS 134]; s.u.)

Nachdem Petrus spätestens im Jahr 67 das Martyrium erlitten haben müsste, bleibt eine zeitliche Diskrepanz zu den Baulichkeiten des Petrus-Grabes um 161 (s.u.). Ob die Indizien für ein Grab des ersten Papstes ausreichen – Reste einer Bestattung, die nicht vor Ort gefunden worden ist, ein ebenfalls nicht in situ gefundener Putzrest mit der Inschrift „Petr...“ – ist für die vorliegende Untersuchung ohne Relevanz, weil die ältesten Datierungen durch den Circus vorgegeben werden.

Für das frühe Mittelalter gibt es in der heutigen Sakristei Hinweise: Eine große Wandtafel aus Marmor nennt die Namen jener 147 in der Kirche begrabenen Päpste [Peterich 203]. Wie schon Michael Borgolte [1989] beunruhigte, sind gerade die Oberhäupter der tumultuarischen Dunklen Jahrhunderte praktisch komplett im oder unterm Dom versammelt, wobei etwa die Grabstätten für Leo II. und III. aus zwei Messingschildchen am Grabmal des (realen) Leo I. bestehen, also aus unserer Sicht allesamt nachgeschaffen sind. Der Kirchenschatz von San Pietro versammelt einige Preziosen:

„das interessanteste und schönste Stück [ist] wohl die Dalmatica, die der Überlieferung nach Karl der Große bei seiner Krönung getragen hat, die aber eine byzantinische Arbeit des 10. Jahrhunderts ist“ [Peterich, 204].

Wegen Peterichs Tod im Jahr 1968 ist möglicherweise die 1988 erfolgte Umdatierung dieses Krönungsgewands ins 14. Jh. noch nicht berücksichtigt worden [vgl. Illig 1996, 192-194], obwohl sein posthum veröffentlichtes Buch Aktualisierungen erfahren hat. Auf jeden Fall besteht Einigkeit darüber, dass dieses Kleidungsstück nichts mit Karl zu tun hat.

Die Nekropolen des Vatikans

Auf dem Gelände des heutigen Vatikanstaates sind bislang sechs Nekropolen entdeckt worden. Sie lagen außerhalb der damaligen Stadt entlang der Ausfallstraßen, insbesondere der Via triumphalis.

- **Unterm Petersdom:** auf eine Länge von 70 m ergrabene Abfolge von 22 Grabbauten, die zwischen 117 und 210 errichtet worden sind [LS 41-140]. Bei 14 direkt aneinander anschließenden Grabbauten auf der nördlichen Seite – es handelt sich um die älteren – ergibt sich eine mittlere Breite von 5 m je Mausoleum.
- Die **westlich des Petersdoms** gelegene christliche, ab dem 4. Jh. belegte Totenstätte ist nicht systematisch ergraben worden, sondern hat im 18. Jh. Fundstücke für die vatikanischen Museen beige-steuert [LS 20].
- **Nekropole della Galea** (d.i. die beim Schiffsbrunnen; 1930 entdeckt, 1994/95 ausgegraben). Ihre wenigen Grabstätten werden ab augusteischer Zeit gebaut, ihre Belegung reicht bis ins 4. Jh. [LS 160]. Ein einziger Grabbau kann für 68 Begräbnisse ausgelegt gewesen sein [LS 146].
- **Nekropole unter dem Autoparco**, 1956–58 und 2009–11 ergraben und ausgebaut. Auf diesem steilen Hangabschnitt wurden rund 20 Grabbauten, 78 Ziegelgräber ‘mit Satteldach’, 12 Bodengräber, 6 Sarkophage und eine große Zahl von Brandbestattungen (Urnen) freigelegt. Die Belegung reicht von 50 bis 250 [LS 164]. ‘Exotischer’ Fund: ein Tuch aus Asbestfasern, vermutlich aus spanischem Material [LS 187 f.].
- **Nekropole unter der Annona**, einem modernen Gebäude für Lebensmittel, das in den 1930er Jahren gebaut worden ist. Die Grabung erbrachte auf 630 m² mehr als 30 Grabbauten, die von ca. 50 bis 250 entstanden und stellenweise bis ca. 300 belegt worden sind [LS 198]. Rätselhaft: eine Marmorurne aus der Zeit um -500 [LS 199, 208] – als Antiquität beigegeben?
- **Nekropole Santa Rosa**, die zuletzt, von 2003 bis 2006 ausgegraben worden ist. Hier wurden auf 500 m² rund 40 Gemeinschaftsgräber und 250 Einzelgräber aufgedeckt [LS 216]. Erste gemauerte Gräber sind „in die ersten Dekaden des 1. Jahrhunderts zu datieren“ [LS 225].

Die Belegung all dieser Nekropolen endigte zu Beginn des 5. Jh. [LS 20]. Dass auf derselben Seite Liverani und Spinola dafür auch vom Ende des 5. Jh.

sprechen, gibt Anlass zur Wachsamkeit: In diesem Buch sind wohl bei der Übersetzung mehr als einmal konträre Begriffe wie älteste /jüngste oder Ost/West vertauscht worden.

Nach neuerlichen Ausgrabungen von 2009 bis 2011 wurde Ende 2013 ein Rundgang eröffnet, auf dem Touristen die nunmehr verbundenen Nekropolen 'Autoparco' und 'Annona' besichtigen können. Wie schon am eigenen Bildschirm zu erkennen, erfolgten die Ausgrabungen „nach der Stratigraphie-Methode“; sie werden elektronisch auf dem neuesten Stand präsentiert [vaticano].

Die Nekropole unter Sankt Peter

Im 2. Jh. wurden erste Grabstätten östlich des Circus und am Hang des vatikanischen Hügels errichtet, nach 150 wurde der Circus aufgegeben und sein Gelände mit Gräbern bebaut [LS 42]. Unterm Petersdom kamen 22 Mausoleen zum Vorschein; sie waren verfüllt und zum Teil ihrer Gewölbe beraubt, weil sie zum Fundament der alten Peterskirche umgewandelt worden waren. Das geschah mit zusätzlichen Mauern, die das Verlagern des eingefüllten Erdreichs verhindern sollten, mit Aufstocken der vorhandenen Grabmauern bis zur Höhe der geplanten Kirche und mit der Planierung des Geländes, wobei manche Mausoleen bis zu einer Höhe von 7 m erhalten blieben. Wer Abbildungen dieser beeindruckenden Räume sieht, kann sich schwer vorstellen, dass ihre Böden bis zu 12 m unter dem Boden des heutigen Doms liegen. Ihre ursprüngliche Außenansicht mit Portikus und Giebeln lässt sich freilich nur in Zeichnungen rekonstruieren.

Im 2. Jh. entstand ein verwinkelter Weg den vatikanischen Hügel hinauf, an dem entlang die Mausoleen standen, manche frei, manche ohne eigene Seitenmauern, nur mit einem Gewölbe zwischen zwei bestehenden Mausoleen eingefügt. Der Weg führte zu einem kleinen Platz, an dem das mutmaßliche Petrus-Grab gelegen hat.

Die Grabstätten reihen sich von Ost nach West. Für die alte Peterskirche wie noch beim Zentralbau Michelangelos nach 1550 hat man Subkonstruktionen aus und über den Mausoleen errichtet. So ließen sie sich im 20. Jh. von den Grotten aus erforschen. Als Maderno im frühen 17. Jh. über Alt-Sankt-Peter hinaus das heutige Langschiff anfügte, begnügte er sich mit Erdaufschüttungen. Hier müsste mangels alter Stützmauern vom Kirchenschiff her gegraben und gestützt werden, was aus Gründen der Statik wie der Liturgie nicht geschehen ist.

Bei der Orientierung kann irritieren, dass der Petersdom wie zahlreiche alte Kirchen Roms nicht geostet, sondern gewestet ist, also in etwa parallel zum einstigen Circus vom Tiber weg zur Abendsonne weist. Ähnlich orientiert sind San Giovanni in Laterano, Santa Prassede, Santa Pudenziana oder

Santa Maria Maggiore – eine zu selten beachtete Auffälligkeit, die vielleicht erklärt, dass die Dome nördlich der Alpen um 1000 noch mit zwei Apsiden nach West und Ost gebaut wurden, um erst danach eindeutig geostet zu werden.

Die Überlappung von Circus und Petersdom wird nicht häufig dargestellt; gut zeigt sie ein Grundriss aus den Vatikanischen Museen. Demnach zog die Gräberstraße den vatikanischen Hügel knapp außerhalb des Circus im Norden hinauf, auf der Mittelachse des heutigen Doms. Auf dem einstigen Circusgelände liegen auch Teile der südlichen Kolonnaden Berninis, der Campo Santo Teutonico (eine italienische Exklave auf vatikanischem Staatsgebiet), Teile der heutigen Sakristei und das linke Querschiff des heutigen Petersdoms. Selbst dieser Plan wird so gezeigt, als sei der Petersdom geostet [*vaticano*; der Zugang zum Plan liegt rechts von der Grafik: *Die Geschichte der Ausgrabungen im Überblick*].

Die Abfolge der Grabhäuser unterm Petersdom

Die unter dem Petersdom und auch noch unter seinen Grotten liegenden, heidnischen Räumlichkeiten sind mittlerweile von all den Stützmauern befreit, die für die Fundierung der ersten wie der zweiten Kirche notwendig waren. Das war eine von außen unbeobachtbare Arbeit unter dem Riesendom, der zum Teil zusätzliche Fundamente bekam, ohne ins Wanken zu geraten.

Die Reihe beginnt im Osten mit dem nur aus Inschriften bekannten Grab des Ulpius Narcissus (**X**), dem das ebenfalls noch nicht greifbare des Popilius Heracla (**A**) und gegenüber ein anderes folgt, von dem nur eine Mauer bekannt ist (ψ , Psi) [LS 57, 60]. Da wir uns auf Gräber konzentrieren, die Details für die Zeit zwischen Circus und Kirchenbau bringen (d. i. ungefähr zwischen 150 und 320?), wenden wir uns dem *Grab der Familie Redempta* (**B**) zu [LS 60-64].

Grab B

Es ist unter Hadrian (117–138) kurz nach Grab A errichtet und oftmals umgestaltet worden:

Phase 1: Gebaut wurde ca. 130 eine überwölbte Grabkammer mit einem ummauerten Vorhof.

Phase 2: Die Kammer wird deutlicher vom Vorhof abgetrennt; in ihr werden unten Arkosolien eingebaut. Das sind Nischen für eine Körperbestattung, über der sich ein flacher Bogen wölbt. Im darüberliegenden Bereich gab es halbrunde Grabnischen für Urnen. So dokumentiert sich hier Roms Übergang von der Brand- zur Körperbestattung, der schon vor der Christianisierung eingesetzt hat.

Phase 3: Der Kammerboden wurde mit einem schwarz-weißen Mosaik geschmückt, das stilistisch der Mitte des 3. Jh. zugeordnet werden kann.

Phase 4: Vor Ende des 3. Jh. wurde der Bogendurchgang zur Kammer mit einer Mauer verschlossen; nun diente nur noch eine Tür als Zugang zur Kammer. Im Innern wurden weitere Arkosolgräber eingebaut.

Phase 5: - (s.u.)

Phase 6: Wohl für die Fundamentierung der Kirche wurde der Zugang zum Vorhof zugemauert und diese Trennmauer erhöht. Doch es wurde eine kleine Treppe eingebaut, die von oben den Zugang ermöglichte, bis das Grab aufgefüllt und der Kirchenbau jedes weitere Betreten verhinderte.

Auch die Ausstattung entstand in mehreren Phasen:

Zu Phase 1: Ausmalung der Kammer, dazu Stucksäulen zur Einrahmung der Nischen.

Zu Phase 4: Die Stuckarbeiten werden entfernt, das Grab wird einschließlich des Gewölbes bemalt (noch weitgehend erhalten; die zuletzt eingebaute Treppe durchschlägt es). An den Wänden finden sich rechteckige Lünetten mit Vögeln neben Gefäßen. Das Gewölbe erhielt fünf in Kreuzform angeordnete Medaillons, von denen eines Helios' Sonnenwagen zeigt; die anderen bringen Darstellungen der Jahreszeiten.

Phase 5: Die Malereien der 4. Phase werden mit einer dünnen Kalkschicht übertüncht und übermalt, der untere Teil der Wände und die Arkosolien marmoriert. Diese Phase wurde beim Freilegen der älteren Schicht zerstört, ist aber photographisch dokumentiert.

Wie viele Menschen hier bestattet worden sind, wird nicht berichtet, aber eine Abfolge von 6 Ausgestaltungsphasen dieser Grabstätte ist für die anzunehmende Zeit zwischen etwa 120 und 324 beachtlich. Wenn wir bei Grab H hören, dass es für 170 Bestattungen ausgelegt, aber schließlich 250 Bestattungen enthielt, dann wäre das im Schnitt mehr als ein Begräbnis pro Jahr.

Die weiteren Gräber

Während das jenseits des Wegs gegenüberliegende **Grab χ** (Chi) erst zu Beginn des 3. Jh., also nach 200 gebaut worden ist, stammt das nun folgende **Grab C** als unmittelbarer Nachbar von B wiederum aus Hadrians Zeit [LS 64 f.]. Seine Ausschmückung zeigt weltliche Vergnügung wie Wagenrennen und Attribute, die auf Minerva, Mars und Dionysos hinweisen. Auch hier folgte noch eine Übermalungsschicht, wohl von frühen Christen angebracht.

Grab D war als Columbarium für Brandgräber angelegt [LS 68-72]. Unter Septimius Severus (193–211) wurde ein Körpergrab eingebaut.

Gegenüber liegt **Grab Φ** (Phi), das ebenfalls bei 200 gesehen wird [LS 64 f.]. Neben den beeindruckenden Malereiresten und dem herrlich verlegten

Boden in opus sectile beeindruckt ein großer Sarkophag (für Marcia Thrasonis), eine spätseverische Arbeit, also vor 235, mit einer zentralen Nische für Dionysos, der als Gott des Weines einen Satyr als Stütze benötigt.

Grab E wird nach D, aber vor F gebaut, wohl um 138. Die in eine Nische eingemauerte Urne enthielt eine Münze der Zeit von Severus Alexander (222–235) [LS 72, 77].

Grab F gibt ähnlich wie Grab B zahlreiche Details zu seiner Nutzungsdauer preis. Ziegelstempel fixieren die Errichtung auf das Jahrzehnt 140–150. Später wurden vor die Arkosolien noch Bankgräber gemauert; eines weist Ziegelstempel des beginnenden 4. Jh. aus, wurde demnach kurz vor der Beginn des Kirchenbaus eingefügt. Ein Grabherr hat wohl im 3. Jh. für sich einen Urnenplatz vorbereitet, doch seinen Sohn in einem Bankgrab bestatten lassen, also persönlich den Übergang von Brand- zu Körperbestattung vollzogen. Im frühen 4. Jh. kam eine christliche Bodenbestattung hinzu, erkennbar an der Inschrift „dormit in pace“ (er schläft in Frieden). [LS 83]

Auch in **Grab Z** schließt die Reihe der Bestattungen mit einem christlichen Begräbnis. Dieses Ende des 2. Jh. erbaute Grabmonument ist allein auf Körperbestattungen ausgerichtet, denn es enthält keine Urnennischen mehr. Die Ausmalung folgt zu Anfang des 3. Jh. merkwürdigerweise „der ägyptischen Ikonografie ohne hellenistisch-römische Neuinterpretationen“ [LS 84]. Die dort aufgestellten Sarkophage folgen klassisch-römischen Vorbildern. Ein Grab aus der zweiten Hälfte des 3. Jh. zeigt „die für christliche Bestattungen charakteristische[n] Symbole der Palme und Taube“ [LS 89].

Grab G ist durch Ziegelstempel eindeutig der Hadrians-Zeit zuzuweisen; es war nicht von einer flachen Terrasse, sondern von einem Satteldach bedeckt und ist zweimal ausgemalt worden. [LS 89]

Am reichsten war **Grab H** ausgestattet. Ein Ziegelstempel verweist auf die Jahre von 155 bis 161 für die Errichtung. Dieser Zeitbestimmung entsprechen Stuckdekor und Malereien. Über der Zone der Arkosol-Gräber lief eine Reihe von Nischen, die jeweils eine fast freistehende Stuckfigur bargen. Ein Spezifikum bilden gipserne Totenmasken, direkt vom Gesicht des Verstorbenen abgenommen – ein schon für die 6. ägyptische Dynastie nachgewiesener Brauch. Dieser Grabbau (s.o.) war auf 170 Bestattungen ausgelegt, ausgehend vom Grabherrn Gaius Valerius Herma, seiner Frau und seinen beiden Kindern, aber auch für seine Sklaven, Freigelassenen und deren Nachkommen. Bei der finalen Erdauffüllung enthielt es aber 250 Bestattungen, ohne dass wir wüssten, ob hier über den Familienrahmen hinaus weitere Personen in den Genuss dieser Jenseitsbehauung kamen [LS 89, 92, 101]. Möglich wurde das, indem Sarkophage in die Kammern gestellt und weitere Bestattungen in den Boden eingesenkt wurden, manchmal sogar zwei übereinander.

Beteiligt waren auf jeden Fall penible Buchhalter, die etwa für Valerius Vasatulus festhielten, dass er „31 Jahre, 3 Monate, 10 Tage, 3 Stunden“ gelebt habe. Ob eine Inschrift mit einem Christogramm zur ursprünglichen Belegung gehörte oder der zugehörige Sarkophag erst von der Kirche aus eingetieft worden ist, muss hier nicht entschieden werden [LS 103].

Grab I wurde um 160 gebaut und 10 Jahre später neu dekoriert, **Grab L** entstand wohl noch vor 175 [LS 113].

Grab M füllte ohne eigene Längsmauern die Lücke zwischen den Gräbern L und N. Es enthielt eine Urne, ansonsten Körperbestattungen im Fußboden, zum Teil zwei übereinander. Die Dekoration der ersten Nutzungsphase ist unter der späteren vollständig verschwunden. Mosaik aus der zweiten Hälfte des 3. Jh. zeigen am Deckengewölbe den Sonnengott mit seiner Quadriga, während auf einer Seitenwand Jona von einem Meeresungeheuer verschlungen wird. Dieser Szene fehlen die Mosaiksteine, aber die präzise, sogar steingetreue Vorzeichnung ist erhalten.

„Es handelt sich um das erste christliche Mosaik und trägt wesentlich zum Verständnis der Entstehung der frühchristlichen Kunst bei“ [LS 114].

Auch in Aquileia sind wir dieser Szene begegnet, dort um 318 datiert [Illig 2/2013, 353 ff., auch Titelblatt]. Damit bestätigt sich, dass diese Übernahme aus dem AT als Symbol für die Auferstehung des Herrn verstanden worden ist.

„Jona war drei Tage und drei Nächte im Bauch des Fisches, und er betete im Bauch des Fisches zum Herrn, seinem Gott [...] Da befahl der Herr dem Fisch, Jona ans Land zu speien“ [Jona 2,2 ,11].

Deshalb wird Helios hier als kombiniertes Symbol, als „Sonnen-Christus“ interpretiert [LS 114]. Eine jüdische Darstellung kommt nicht in Frage, weil Menschenabbildungen tabuisiert waren.

Das **Grab N** könnte deutlich früher erbaut worden sein, da es eine Hadrianzeitliche Münze enthält. Gefunden wurde dort u. a. ein christlicher Sarkophag aus dem 1. Viertel des 4. Jh., der vom Kirchenboden in das aufgefüllte Erdreich eingetieft worden ist. (Peinlich berührt den Leser, dass der Sarkophag-Fries auch „Jona und den Wal sowie drei Knaben in einer Ziegelei zeigt“ [LS 119]. Hier liegt hoffentlich ‘nur’ ein Übersetzungsfehler vor, geht es doch um die bei Daniel beschriebenen drei Jünglinge im Feuerofen.)

Von den **Gräbern V, O** und **T** ist in diesem Zusammenhang allein wichtig, dass eine Urne aus Grab T

„eine konstantinische Münze mit dem Siegel von Lyon aus dem Jahr 317–318 barg. Somit handelt sich hier nicht nur um die späteste Bestattung vor der Errichtung der Basilika, für deren Datierung sie einen der zuverlässigsten Hinweise liefert, sondern auch um die späteste in Rom bekannte Brandbestattung“ [LS 124].

Mit **Grab S** wird der eigentliche Bereich des sog. Petrus-Grab erreicht. „Der Vergleich mit den angrenzenden Grabbauten und der Stil des Porträts von Agricola lassen eine Datierung der Anlage in die Mitte des 2. Jahrhunderts zu“ [LS 134].

Das Gewölbe von **Grab R** war ungewollt zum Schwachpunkt für Berninis bronzenen Baldachin geworden. Doch wie viel musste es eigentlich tragen? Was wiegt eine der 20 m hohen Säulen mitsamt ihrem Baldachinanteil? Da ist die Rede von 1,75 t [wiki → Papstaltar], auch von 9 t [*miracle*] oder sogar von mindestens 230 t, sollen doch dem Pantheon allein 927 Tonnen an Bronze vom Gebälk seiner Vorhalle genommen worden sein [Belford u. a., 766] – „quod not fecerunt barbari, Barberini fecerunt“, so lautete der Spottvers gegen den das Pantheon plündernden Barberini-Papst. Ich versuche eine andere Kalkulation mit konsistenteren Zahlen: Zunächst ließ der Papst die bronzenen Rippenauflagen von der Peterskuppel abnehmen, was 103.229 Pfund an Bronze erbrachte. Ungefähr die gleiche Menge kam aus Venedig und Livorno; den Rest musste das Pantheon liefern [Pinton, 42]. Bei unterstellter Drittelung ergäbe das rund 150 t Bronze. Das Ausgießen der Säulen mit Mörtel brachte weitere 90 t an Gewicht, so dass jedes Säulenfundament an die 60 t zu tragen hatte – das Gewölbe außerdem noch das Gewicht dieses Fundaments. Gott muss einen eigenen Schutzengel für dieses alte, beschädigte Gewölbe abgestellt haben. In ihm fand sich ein Häufchen Münzen, die zwischen 81 und 194 zu datieren sind. Davon unabhängig wird das Entstehen dieses Grabes kurz nach Mitte des 2. Jh. gesehen [LS 134].

Direkt daneben liegt **Grab R¹**, dessen Errichtung sich durch eine ganz unten an einem Arkosol gefundene, gestempelte Ziegelplatte zwischen 146 und 161 ansetzen lässt [LS 136]. Hier wurden die meisten Bestattungen von oben durch den Boden der Kirche ausgeführt; sie zerstörten dieses Grab weitgehend. Immerhin lassen sich darunter noch ältere Konstruktionen erkennen, wobei ein Ziegelstempel den Zeitrahmen erweitert auf 138–141 [LS 136].

Der nördlich davon gelegene **Grabhof Q** ist genauso zerstört. Für die Petrus-Verehrung ist allerdings **Grabhof P** entscheidend. Er ist mit 3,2 x ca. 7,8 m nicht groß, verbirgt aber unter sich eine komplexe Struktur, gab es hier doch bereits zu Zeiten Hadrians Zisternen, die auch im Bereich von Grab R₁ mit Gräbern belegt wurden [LS 136].

Petrusgrab

Der erste Bericht über eine Petrus-Bestattung stammt aus deutlich späterer Zeit: von Eusebius, der um 300 einen Priester namens Gaius zitiert, der bereits um 200 von einem Tropaion, einem Siegeszeichen des Petrus gesprochen habe [LS 47]. Dreh- und Angelpunkt ist den Gläubigen die „**Rote**

Mauer“. Sie stammt wegen einiger Ziegelstempel spätestens von 161 [LS 48] und weist drei übereinander liegende Nischen auf, umrahmt von einer kleinen Tempelfassade mit zwei Säulchen (Ädikula). Ringsum lagen ältere Bodengräber, von denen sich **Grab 9** (Delta) wiederum wegen eines Ziegelstempels zwischen 115 und 123 ansetzen lässt [LS 48]. Bald wurde eine Säule der Ädikula versetzt und eine Mauer **g** angeschlossen, die **Graffiti-Mauer**.

Einzig und allein ein loses, nicht aus der Mauer geborgenes Putzfragment trägt eine Einritzung, die sich auf Petrus beziehen lässt: ΠETP[OΣ] ENI (Hier ist Petrus). Ob wirklich Petrus in purpurnem Leinentuch mit Goldfäden bestattet worden ist – wie ein nicht in situ gefundener Knochenfund nahelegt –, können Gläubige nur für sich selbst beantworten. Die katholische Kirche ist, nicht nur in Gestalt von Pius XII., seit 1951 davon überzeugt, hier vor dem Petrus-Grab zu stehen [Gordian]. (Auch die Bestattung des hl. Paulus scheint 2009 in St. Paul vor den Mauern entdeckt worden zu sein [Rom], einer ebenfalls Konstantin d. Gr. zugeschriebenen Basilika.) Ungeklärt bleibt die zeitliche Diskrepanz zwischen Petri Tod (zwischen 64 und 67) und dem Bau der „Roten Mauer“, die erst ein knappes Jahrhundert später errichtet worden ist. Die Lücke ist zwar verständlich, weil vorher so dicht am Circus keine Gräber oder gar Gedenkmale für eine verfeimte Religion angelegt werden konnten, aber die Frage bleibt unbeantwortet, wo die sterblichen Überreste bis dahin aufbewahrt worden sind.

Unabhängig von heutigem Glauben oder gegenwärtiger Glaubensskepsis haben Bauherren wie Baumeister der ersten wie der zweiten Peterskirche präzise darauf geachtet, den Hauptaltar über dieser Ädikula zu errichten (in der Mitte des Querschiffs). Insofern muss dieser Platz seit sehr langer Zeit als das Grab des Heiligen angesehen und behütet worden sein – auch ohne jene präzisen Grabungs- und Restaurierungstechniken, wie sie der Vatikan seit Jahrzehnten praktiziert.

Sonstige einschlägige Befunde

Unabhängig von der Abfolge der Grabbauten gibt es bei und unter dem Petersdom weitere Funde. So kam im 16. Jh. bei Erweiterung der Confessio ein Sarkophag zum Vorschein, der als Eckpfeiler frühchristlicher Datierungen gilt. Denn **Iunius Bassus** wurde 359 von Kaiser Constantius II. zum Präfekten der keineswegs zerstörten Stadt Rom ernannt – um kurz darauf im Alter von 42 Jahren und 2 Monaten abzuleben [wiki ↔ Iunius Bassus Theotecnus]. Die Inschrift weist ihn als Neugetauften aus; er ließ sich wohl erst auf dem Totenbett taufen, um nicht durch schwere Sünden nach der Taufe ewige Höllenstrafe zu riskieren. Die zehn Felder der Frontseiten bringen Szenen aus Altem wie Neuem Testament; im Mittelfeld sitzt der junge, bartlose Jesus, flankiert von Petrus und Paulus, über dem personifizierten Kosmos, der die Welt wie

ein Tuch aufspannt – eine ungewöhnliche Darstellung [LS 56, 59]. Häufiger waren Personifizierungen von ‘Mutter Erde’, die das Christentum eine Zeitlang in seiner frühen Elfenbeinkunst übernommen hat.

Noch Bassus’ gleichnamiger Vater war ein konservativer, also heidnischer Senator, der es 331 zum Konsul gebracht hat. Er ist ebenfalls der Kunstgeschichte bekannt, weil er sich für sein Haus in Rom als Empfangshalle eine musivisch verzierte Basilica errichten ließ. Einige der Mosaikarbeiten haben sich erhalten und zeigen, dass es sich eigentlich um aufwendige Steinintarsien (*opus sectile*) gehandelt hat [uni]. Der Bau auf dem Esquilin ist im 5. Jh. in die Kirche Sant’Andrea Catabarbara umgewandelt und 1930 abgerissen worden; so kamen Intarsien des 4. Jh. bis auf unsere Zeit.

Zusammenfassung

In summa handelt es sich um eine heidnische Gräberstraße, die erst gegen Ende des 3. Jh. auch christliche Begräbnisse aufnimmt. Buchstäblich untermauert wird diese Entwicklung vom 1. bis ins 4. Jh. durch die immer wieder auftretenden Ziegelstempel. Sie tragen zwar keine Datierungen „n. Chr.“, dafür die Namen der beiden für das jeweilige Jahr stehenden Konsuln, wobei auch Kaiser als Konsuln bestimmt werden konnten. Deren Reihung reicht von -509 bis +542, als Iustinian I. das Konsulat abschaffte [wiki → Liste der römischen Konsuln]. Sie wurde in Teilen auch als Liste tradiert. So ließ Augustus eine solche Liste öffentlich präsentieren, ohne dass deshalb für die frühe republikanische Zeit Sicherheit gegeben wäre. Dagegen bestätigt sich für die Kaiserzeit die Konsulnennung wechselseitig durch archäologische Funde und aufgezeichnete Listen. (Dendrochronologische Datierungen sind in diesem Zusammenhang nicht relevant.) Es gibt auch sonst erstaunlich viele kaiserzeitliche Aufzeichnungen, nicht zuletzt Regionenkataloge [LS 14], die sich mit literarischen Quellen verknüpfen lassen [Bauer]. Nicht zuletzt ermöglichen einschlägig katalogisierte Münzen Zeitvergleiche. Im Vergleich etwa zur karolingischen Zeit bewegen wir uns auf weitaus sichererem Boden.

Es gab übrigens auch eine Liste der römischen Stadtpräfekten, die ausgerechnet jener päpstliche Schreiber in seinem *Chronograph* von 354 hinterlassen hat, der uns dank Arno Borst als erster Datierer „nach Christi Geburt“ bekannt ist: Furius Dionysius Philocalus [vgl. Illig 1999, 16 f.]. Er hat in diesem Werk nicht nur eine Weltgeschichte seit Adam verfasst, sondern auch Listen der Stadtpräfekten, der Konsuln und der Bischöfe von Rom beigefügt. Nicht zuletzt teilt er uns als erster mit, dass Weihnachten am 25. 12. gefeiert wird [wiki → Chronograph von 354]. Pikanterweise sollte es von diesem Werk eine illustrierte karolingische Kopie geben; aber nachdem sie im 16. Jh. vervielfältigt war, ging dieser *Codex Luxemburgensis* verloren. Aber weder Karolinger noch Humanisten hätten auch zugehörige Ziegelstempel gefälscht. Davon

unabhängig ist der 25. 12. ein Kampfplatz für viele, die aber laut Bergmeier [2010, 273] konzедieren müssen, dass an diesem Datum „bereits in vor-jüdischer/vorchristlicher Zeit gefeiert wird“.

Das soll nicht heißen, dass Listen unbezweifelbar wären. So wird in der Liste der Päpste für 235/36 Anferus mit einer Amtszeit von 1 Jahr und 13 Tagen verzeichnet. Der Kommentar dazu: „Er ist der erste historisch eindeutig gesicherte Bischof von Rom. Über seine kurze Amtszeit fehlen aber Informationen“ [wiki ↪ Liste der Päpste]. Selbst die *Kathpedia Die freie katholische Enzyklopädie* [↪ Liste der Päpste] konstatiert lakonisch: „Bis zum Jahr 235 sind die Päpste nicht wirklich historisch gesichert.“ Nach langen Zeiten des Außenseitertums und der Unterdrückung mussten die Christen fast zwangsläufig ihre eigenen Wurzeln freischöpfend ‘rekonstruieren’, um dem Papsttum ein wenigstens scheinbar tragfähiges Fundament zu geben.

Peterskirche – ein Bau von Konstantin I. dem Großen?

Michael MEISEGЕIER [3/2010] hat bezweifelt, dass schon im 4. Jh. so viele große Kirchen unter dem ersten ‘christlichen’ Kaiser gebaut worden wären; vielmehr könnten sie auch aus dem 6. Jh. (oder einem noch späteren Jahrhundert) stammen. Im Falle der Peterskirche hat er [ebd. 622] für die Zeit um 600 und für Papst Gregor d. Gr. als Bauherrn plädiert. Dem ist hier zu widersprechen. Alle Nekropolen sind – mit einer nicht weiter erforschten Ausnahme – als heidnische begonnen worden; später ging man zu frühchristlichen Bestattungen über. Wäre diese Kirche erst 200 Jahre später errichtet worden, müssten auf diesem Gelände weiterhin Begräbnisse stattgefunden haben. Doch die dortigen Entwicklungsreihen endigen alle im frühen 4. Jh.; es sind auch keine späteren Münzen, insbesondere keine byzantinischen gefunden worden.

Gunnar HEINSOHN hat – konträr zu MEISEGЕIER – postuliert, dass die Zeit von 300 bis 1000 fiktiv sei und gerade Konstantin d. Gr. und seine Basiliken in frühere Jahrhunderte umdatiert werden müssten. Dafür zwei Zitate:

„Roms |0|-300-Periode bleibt bei |0|-300. Roms Spanne 300–600 erhält dadurch ein Stück ehrlicher Dunkelheit. Die |0|-300-Periode von Byzanz hingegen wird zwischen 300 und 600 geschoben, so dass diese Megastadt zwischen |0| bis 300, in der sie real da ist und aus westlichen Quellen auch glänzend bezeugt wird, im Dunkel verschwindet“ [Heinsohn 2011, 453].

„Erst wenn gezeigt werden kann, dass es sich bei den Geschichten zum 4. Jh. um Schreibtischkonstruktionen, also um variierte Wiederverwendungen echter historischer Stoffe aus früherer Zeit und dabei vor allem aus dem 2. Jh. handelt, also das ganze 4. Jh. nebst imperialer Hochperiode fiktiv ist, kann eine Lösung in Angriff genommen werden“ [Heinsohn 2012, 349].

Insofern muss HEINSOHN zeigen können, dass hier am Ort der Peterskirche die erste Kirche bereits vor 235 gebaut worden ist und dass hier auch Funde existieren, die bislang dem Byzanz des 4. bis 6. Jh. zugewiesen worden sind. Er macht sich diesen Nachweis um so schwerer, als die ersten drei römischen Jahrhunderte nach der Zeitenwende die gleichen bleiben sollen, einschließlich der Zeitachse, zumindest bis zu seiner großen Katastrophe um 235. Insofern bleiben z.B. unter der Peterskirche die Funde für Traian und Hadrian der Zeit bis 138, die für Caracalla der bis 217, die für Alexander Severus der bis 235 erhalten. Erst danach könnte die alte Peterskirche gebaut worden sein. Doch gerade ab ca. 235 sieht HEINSOHN Rom schlimmer zerstört als Hiroshima oder Dresden; seine

„bescheidenen Neubauten werden in das 9. Jh. datiert, folgen aber unmittelbar auf die beiden baulosen Ablagerungs-Schichten, die direkt auf der Bauschicht des 2. Jh. liegen, was den Mittelalterbeginn in das 3. Jh. bringt“ [Heinsohn 2012, 354].

Doch davon erzählt der Mons Vaticanus nichts. Hier gehen die Grabbelegungen unbeirrt bis ins 4. und 5. Jh. weiter, unter der Konstantinsbasilika bis 318, bis zum Kirchenbau. Davor müssten auch Funde aus der „Megastadt“ Konstantinopel auftauchen, die jedoch ebenso fehlen wie der gesamte zeitgenössische und ‘gleichzeitige’ Schriftwechsel zwischen westlichen und östlichen Kaisern oder der Meinungs-austausch zwischen verfolgten Christen des Westens und den weit fortgeschrittenen theologischen Überlegungen des Ostens. Auch ist erst der Abgleich der Papstliste und der Kaiserlisten zu leisten.

Insofern hat HEINSOHN von sich zu Recht verlangt, erst den Nachweis liefern zu müssen, dass 4. und natürlich auch 5. und 6. Jh. eine reine Schreib-tischkonstruktion seien und die dieser Zeit zugeschriebenen Funde in den ersten drei Jahrhunderten ‘parallel’ unterzubringen wären, bevor eine Lösung in Angriff genommen werden kann. Es ist also abzuwarten, ob sein angekündigtes einschlägiges Buch zumindest einen Teil dieser Nachweise liefern kann. Besonders schwierig dürfte sich dies für San Clemente gestalten (s.u.).

Bis dahin bleiben wir bei Konstantin I. als Kirchenbegründer von St. Peter. So lange behält auch das Stiftermosaik seine Richtigkeit. Es ist verloren, aber seine Inschrift tradiert:

„Quod Duce te mundus surrexit in astra triumphans hanc Constantinus victor tibi condidit aulam“

(Weil unter deiner Führung sich die Welt zu den Sternen erhob, hat dir Konstantin der Sieger diese Halle gegründet [Peterich, 182]).

Eckart Peterich merkt an, dass der Bezug nicht zum Sieg an der Milvischen Brücke über Maxentius, 312, hergestellt wird, sondern zum Sieg bei Adrianopel über Licinius, 324, durch den Konstantin Alleinherrscher wurde. Um

den Kirchenbau hatte Papst Silvester I. gebeten, der ihn wohl 326 eingeweiht hat [ebd. 182].

San Clemente

Beim Petersdom war in Bezug auf das erfundene Mittelalter zwangsläufig nichts zu erfahren. Deshalb wechseln wir zu der Kirche Roms, an deren Platz wohl die meisten Überbauungen geschahen und die obendrein den Besuchern noch immer zugänglich sind. Wir sprechen von San Clemente, der Kirche, die östlich vom Kolosseum in Richtung Lateran liegt und Erstaunliches zu bieten hat, das MEISEGEIER [627] allerdings nicht sieht. Wir beginnen die Besichtigung anders als in der Realität ganz unten.

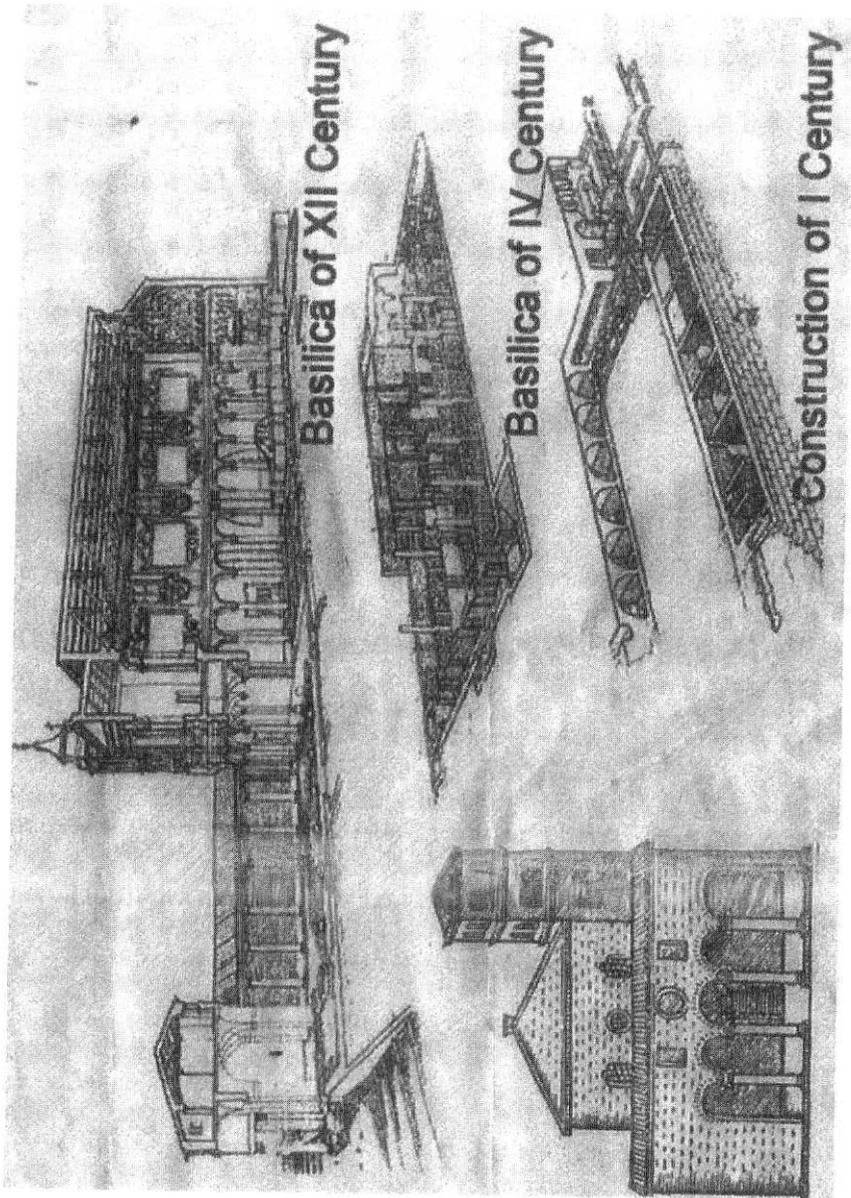
Bauphase 1 (-1. Jh.) bilden spätrepublikanische oder frühkaiserliche Häuser, u. a. um eine Horrea (Lagerhalle), deren Mauer eine Fläche von 37 x 33 m umfasst [Carpano, 120]. Sie werden beim Brand von +64, also zu Neros Zeit zerstört und anschließend mit Erde aufgefüllt. Das ist leicht zu begründen. Es war in der viel zu eng gebauten Stadt kaum möglich, größere Mengen an Abbruchmaterial aus der Stadt hinauszufahren, durften doch ‚Last- und Lieferwagen‘ nur nachts unterwegs sein. Angesichts dessen war es einfacher, anfallenden Schutt zu planieren und auf ihm weiterzubauen. Unter dieser Kirche ist man auf Schuttmaterial und Gebäudereste von 13 m gestoßen [ebd. 120]; insgesamt beträgt die Differenz zwischen unterster, römisch-antiker und heutiger Laufschrift 20 m.

Bauphase 2 (+1. Jh.): Zwei Gebäude werden nach dem Brand errichtet: das eine vielleicht eine Münzprägestätte (Moneta, 60 x 29 m, gegen 250 aufgegeben), das andere wahrscheinlich ein privates Haus, von dem noch heute einige Räume zugänglich sind. Sein weitläufiger Innenhof wird von einem gedeckten Wandelgang umschlossen [Carpano, 120].

Bauphase 3 (2. Jh.): In diesem Innenhof wird ein Mithräum errichtet, ob zur Mitte des 2. Jh. [Portella, 42], um 200 [wiki] oder im 3. Jh. [Carpano, 120]. Es besteht aus Schule und dem eigentlichen Triclinium; benutzt wurde es bis 383/91 und damit fast bis zur Einführung des Staatschristentums.

Bauphase 4 (3. Jh.): Auf der nun verfüllten Moneta wird im späten 3. Jh. eine Halle mit den Maßen 35 x 29 m errichtet.

Bauphase 5 (4. Jh.): Die Halle wird um 385 zu einer Kirche umgebaut. Ihre große Apsis liegt zum Teil über dem Mithräum; dessen Kult ist also zu Ende gegangen. Der Innenraum wird mit Arkaden in drei Schiffe geteilt, angefügt werden Narthex und Atrium. Der hl. Hieronymus (347–420) berichtet von der Bedeutung dieser Kirche und von ihrer wertvollen Ausstattung [Carpano, 122]. Ihre Laufzone bleibt bei der nächsten Überbauung



San Clemente: Die wichtigsten Bauphasen, allerdings ohne erkennbares Mithräum (unter der „IV“) [*boheme*]

erhalten, ist heute als Unterkirche zugänglich und zeigt Fresken des 8. bis 11. Jh. (s. Phase 8).

Bauphase 6a, b (5. Jh.): Als *Phase 6a* wird eine Katakomben mit 15 Gräbern gezählt. Ihre Einrichtung ist erst möglich, als sich das fürs gesamte Stadtgebiet geltende Bestattungsverbot unter der Gotenherrschaft auflöst. (Traians Asche im Sockel der nach ihm benannten Säule wäre eine Ausnahme gegenüber der Regelung aus den 12-Tafel-Gesetzen des 5. Jh., aber die Stelle lag wohl knapp außerhalb des damaligen Stadtgebietes.)

Als *Phase 6b* wird der Bau des Baptisteriums gerechnet [Bussagli 2009, 168].

Phase 7 (6. Jh.): Die prachtvolle, in Stein ausgeführte Ausstattung mit Altar, Bischofsstuhl, Ziborium und Altarschranken wird von Papst Johannes II. (533–535) veranlasst. (Ein Teil ist in die heute sichtbare Ausstattung des 12. Jh. übernommen worden.)

Bauphase 8a - 8c (10./11. Jh.): Die Fresken werden bislang dem 8. bis 11. Jh. zugerechnet.

Phase 8a: Zum phantomzeitlich Eingestuftem gehört eine Himmelfahrt Christi, bei der Papst Leo IV. (847–855) mit dem blauen Rechtecknimbus der Lebenden dargestellt ist; ein ebenso Gekennzeichneter flankiert die Niederfahrt Christi in die Vorhölle. Der Verfasser hat gezeigt, dass dieser blaue Nimbus Personen zugestanden wurde, die nicht gelebt haben, aber gelebt haben sollen. Dagegen wurde der goldene Rechtecknimbus, wie ihn etwa der Maler des *Codex Egberti* dem Erzbischof von Trier als Auftraggeber Ende des 10. Jh. zugestanden (vgl. S. 410), tatsächlich Lebenden verliehen [vgl. Illig 1996a, 316-319].

Bereits dem 8. Jh. wird eine Madonna mit Kind zugeschrieben, deren Datierung angesichts der damals fehlenden Marienverehrung gerade Franz Siepe [vgl. 73-158, insbes. 78] überrascht hätte.

Diese wenigen in die Phantomzeit hineindatierten Malereien sind in dieser langen Abfolge von Bauten der einzige ‚Beleg‘ gegen das erfundene Mittelalter. Sie werden hier als Werke des späten 10. und/oder frühen 11. Jh. eingestuft.

Phase 8b: Es gibt in der Unterkirche auch ‚anerkannte‘ Fresken des 11. Jh., etwa zur Alexius-Legende oder zur Vita des hl. Clemente. Auf einem Bild wird eine Episode – mit Blindheit Geschlagene zerren nicht am Leichnam des Heiligen, sondern an einer Säule – mit einem deftigen Spruch illustriert: „Fili de le pute traite.“ (Zieht, ihr Hurensöhne). Er gilt als frühestes Zeugnis für ein Vulgärlatein, aus dem sich die italienische Sprache entwickeln wird [Portella, 190] oder als „eines der ältesten Zeugnisse der italienischen Schriftsprache“ [Bussagli 2009, 271]. Die divergierende Bewertung zeigt exakt die Stellung als ‚missing link‘.

Bauphase 8c: 1084 wird die Kirche bei den Normanneneinfällen – ebenso wie das ganz in der Nähe liegende Kloster Santi Quattro Coronati – durch Robert Guiscard stark beschädigt, lässt er doch das Stadtviertel auf dem Caelius niederbrennen, um den Lateran leichter angreifen zu können. Danach müssen die Arkaden des Kirchenschiffs ausgemauert werden, um die Wände zu stabilisieren. Diese Einbauten werden freskiert (sind möglicherweise schon unter Phase 8b erfasst).

Bauphase 9a - 9c (12. Jh.):

Bauphase 9a: Paschalis II. lässt 1108 die statisch angeschlagene Kirche bis zur Arkadenhöhe auffüllen und darüber bis 1128 neu aufführen, auch weil mittlerweile der umliegende Grund auf ein höheres Niveau angewachsen ist [Bussagli 2009, 182].

Phase 9b: Die Chorschranken des 6. Jh. werden zum Teil in das erneuerte Ensemble eingearbeitet und um kosmatische Einlegearbeiten ergänzt [Bussagli 2009, 182].

Phase 9c: das berühmte Apsismosaik vom (Ende des)12. Jh.

Phase 10 (14. Jh.): Das Kircheninnere wird freskiert.

Bauphase 11a, b (15. Jh.):

Bauphase 11a: Die Katharinenkapelle wird angebaut.

Phase 11b: Sie wird von Masolino und vermutlich auch Masaccio freskiert [Bussagli 2009, 205].

Das ergibt bis 1500 insgesamt 17 (Bau-)Phasen. Trotzdem müssen nur einige wenige Fresken, trotzdem muss kein einziges Gebäudeteil umdatiert werden, um die Phantomzeit von ‘Realien’ freizuhalten. Dafür wird einmal mehr – siehe Ostia [Illig 2012, 114, 122] – klargestellt, dass die Mithräen vor den Kirchen kamen: Die Mithras-Heiligtümer blühten im 2. Jh. auf, der eigentliche Kirchenbau begann erst im 4. Jh.

Bei Heinsohns Extremchronologie müssten obendrein die Bau-/Phasen 3 bis 7 umdatiert werden. Damit nicht genug: Um der Abfolge Mithräen – frühchristliche Kirchen gerecht zu werden, müsste wohl auch das Mithräum unter San Clemente noch veraltet werden. Allerdings zeigt z. B. das Mithräum in den erst 216 fertiggestellten Caracalla-Thermen, dass dann die Zeit bis 235 sehr, sehr knapp würde. Die kleine Katakombe von San Clemente könnte theoretisch veraltet werden, doch für die Millionen Katakombenbegräbnisse Roms bleibt viel zu wenig Belegzeit, da sie vor 300 abgeschlossen sein müssten. Wäre tatsächlich 235 eine Hiroshima-gleiche Zerstörungswelle über Rom hinweggelaufen, von der allerdings im Kirchenbereich überhaupt keine Ablagerung zu erkennen ist, müsste es erstaunen, wenn die Kirche mehr oder weniger unbeschädigt überdauert hätte und erst von Guiscard in ihrer Substanz gefährdet worden wäre.

Es ist immer möglich, die Stratigraphie zeitlich zu komprimieren, weil die Abfolge der Schichtung nur wenige Hinweise auf zeitliche Dauer geben kann. Aber der Zweck des Hausbauens ist das Bewohnen bzw. Benutzen des Bauwerks, nicht sein möglichst rasches Umbauen, dessen Notwendigkeit sich wiederum aus zeitlichen Entwicklungen heraus ergibt, wie dem Anwachsen einer christlichen Gemeinde. Aus der Kompression erwächst oft genug überhaupt kein Sinn, bleibt doch ganzen Stilrichtungen einfach zu wenig Zeit, um sich zu entfalten. Oder es müssen Stile nebeneinander laufen, die mit Sicherheit nicht zeitgleich sind – etwa wenn hier die Stilelemente der Kirchengrausstattung des 6. Jh. mit den Stilelementen der spätantiken Kaiserzeit um 200 parallelisiert werden müssten.

Postskriptum

Demnach sind wir frühchristlichen Spuren in Rom erst ab dem 3. Jh. begegnet. Würde man auch die christlichen Katakomben einbeziehen, so gäbe es bereits vage Spuren im späten 2. Jh., als die ersten von ihnen – wohl nach dem Vorbild älterer jüdischer Katakomben – angelegt und dann bis ins 5. Jh. ausgebaut und belegt wurden [Leonard Rutgers gemäß Seefeldt; ein Hinweis von Reinhard Franz]. Derartige Anlagen gibt es in Rom mehr als 60. Als größte und weitläufigste gilt die *Catacombe di San Callisto (Calixto)* an der Via Appia Antica. Hier

„befinden sich auf einer Fläche von oberirdischen 15 ha rund 500.000 Gräber auf fünf Ebenen. Dazu kommen noch 63 Familiengräber und Gruf-ten. Die Gänge haben eine Gesamtlänge von etwa 20 Kilometern. In einer Krypta wurden neun Päpste des 3. Jahrhunderts bestattet, darunter Papst Sixtus II.“ [wiki → Katakomben in Rom].

Papst Sixtus II., der 258 starb, gehört zu jenen 13 Päpsten, die in den zwei Jahrhunderten vor 432 in diesen Katakomben bestattet, aber später umgebetet wurden. Sterbejahre: 217 (?), 230 (?), 235, 236, 250, 254, 258, 274, 296, 314, 335, 417, 432. Sechs Päpste liegen noch in den Calixto-Katakomben; sie sind 257, 258, 268, 283, 310 und 757 (?) gestorben [wiki → Liste der Grabstätten der Päpste; die Fragezeichen entstammen der Quelle].

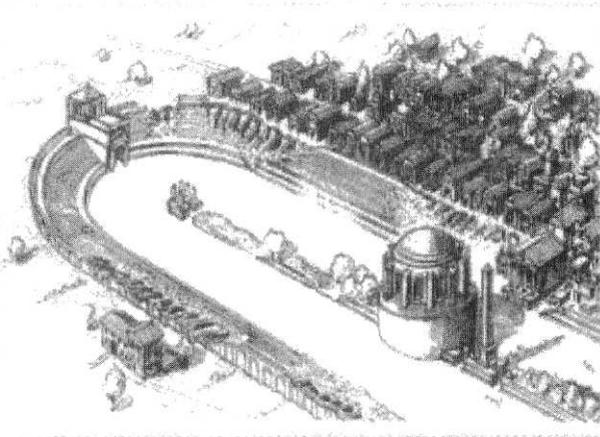
In den Ruinen der +79 zerstörten Stadt Pompeji wurden über 11.000 Graffiti und Dipinti gefunden und mittlerweile katalogisiert. Ein Bestand an möglichen christlichen Inschriften ist nicht vorhanden. Demnach wies die Stadt weder eine christliche Gemeinde [wiki → Pompeji] noch sonstige christliche Spuren auf

Somit kann in Rom und weiterer Umgebung erst von einer Christianisierung nach 79, korrekterweise nach 150 ausgegangen werden.

Literatur

- Bauer, Franz Alto (2004): Spätantike und frühmittelalterliche Rombeschreibungen; aus *Das Bild der Stadt Rom im Frühmittelalter*; Wiesbaden, 9-25 http://reichert-verlag.de/media/pdf/9783895004377_Palilia14/9783895004377_sample.pdf
- Belford, Ros / Dunford, Martin / Woolfrey, Celia (2003): *The rough guide to Italy*; London
- Bergmeier, Rolf (2014): *Christlich-abendländische Kultur · Eine Legende*; Alibri, Aschaffenburg
boheme = lavieboheme2010.blogspot.com
- Borgolte, Michael (21995): *Petrusnachfolge und Kaiserimitation. Die Grablegen der Päpste, ihre Genese und Traditionsbildung*; Vandenhoeck u. R., Göttingen (1989)
- Bussagli, Marco (Hg. 2009): *Rom · Die goldenen Jahrhunderte*; h. f. ullmann, Potsdam
- (Hg. 1999): *Rom · Kunst & Architektur*; Könemann, Köln
- Carpano, Claudio Mocchegiani (1986): *Unter den Straßen von Rom. Ein archäologischer Führer zu den verborgenen Stätten der Antike und des frühen Christentums*; Freiburg (Fotos von Carlo Pavia)
- Wienecke-Janz, Detlef (Hg. 2008): *Die große Chronik · Weltgeschichte · Blüte und Krise des römischen Kaiserreiches 27 v. Chr. – 313*; Gütersloh · München
churches = Roman Churches in Rome; [http://romanchurches.wikia.com/wiki/Santa_Maria_della_Febbre_\(including_Santa_Petronilla\)](http://romanchurches.wikia.com/wiki/Santa_Maria_della_Febbre_(including_Santa_Petronilla))
- fechenbach* = <http://museum-schloss-fechenbach.museumserver.de/index.php?id=111>
- Gordian, Fritz (1951): Wie das Petrus-Grab gefunden wurde; *Die Zeit*, 11. 01.
- Heinsohn, Gunnar (2012): Die 230er Reichskatastrophe im Imperium Romanum und in Aachen; *Zeitensprünge* 24 (2) 345-370
- (2011): Ist die Spätantike eine Phantomzeit? *Zeitensprünge* 23 (2) 429-456
- Weitere Artikel siehe <http://www.q-mag.org/gunnar-heinsohns-latest.html>
- Hunink, Vincent (2011): *Glücklich ist dieser Ort. 1000 Graffiti aus Pompeji lateinisch/deutsch*; Stuttgart
- Illig, Heribert (2012): Ostia antica, Roms Hafenstadt. Ausgrabung contra überlange Zeitkürzung; *Zeitensprünge* 24 (1) 99-124
- (2007): St. Pantaleon – vier Rekorde fürs Guinness. Sven Schütte als karolingischer Lückenbüßer; *Zeitensprünge* 19 (2) 341-368
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München, später Berlin
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf, später München, Berlin
- (1996a): Roms 'frühmittelalterliche' Kirchen und Mosaik. Eine Verschiebung und ihre Begründung; *Zeitensprünge* 8 (3) 302-326
- Kolb, Frank (2002): *Rom · Die Geschichte der Stadt in der Antike*; München (1995)
- Krautheimer, Richard (21996): *Rom · Schicksal einer Stadt 312–1308*; Darmstadt
- LS = Liverani, Paolo / Spinola, Giandomenico (2010): *Die Nekropolen des Vatikans [mit einem Beitrag von Zander, Pietro]*; Stuttgart
- Meisegeier, Michael (2010): Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! (I) Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel; *Zeitensprünge* 22 (3) 612-639
- miracle* = <http://www.miraclerosarymission.org/bernini.html>
- nobochamp* = <http://www.nobochamp.de/hauptstaedte.html> *Hauptstadthöhenangaben*

- Peterich, Eckart (1999): *Rom · Ein Reisebegleiter*; München
- Portella, Ivana d. (2000): *Das unterirdische Rom · Katakomben, Bäder, Tempel*; Köln
- Ristow, Sebastian (2009): *Die Ausgrabungen von St. Pantaleon in Köln. Archäologie und Geschichte von römischer bis in karolingisch-ottonische Zeit*; Bonn
- rom = (2009): Rom · Paulusgrab wird nach Funderfolg geöffnet; *Die Zeit*, 29. 06.
- Schultz, Tanja (2010): *Notizen aus Rom. Geheimnis um das Petrusgrab unter der Basilika*; <http://www.tanjaschultz.de/2010/12/geheimnis-um-das-petrusgrab-unter-der-basilika/>
- Schulz Matthias (2013): Wettlauf der Götter. Eine Ausstellung in Karlsruhe soll eine epochale Frage der Religionsgeschichte beantworten...; *Der Spiegel*, Nr. 47, 116 f.
- Seefeldt, Katja (2005): Ein kleines Stück Holzkohle. Haben sich die frühen Christen ihre Bestattungsriten bei den Juden abgeschaut? *Telepolis*, 21. 07.
- sep. honorij imp = <http://www.quondam.com/29/2967.htm>
- Siepe, Franz (2002): *Fragen der Marienverehrung*; Gräfelting
- uni = http://elearning.unifr.ch/antiquitas/fiches.php?id_fiche=133 [für Iunius Bassus]
- vaticano = *Der Vatikan zeigt die Nekropole an der Via Triumphalis*; http://www.museivaticani.va/6_DE/pages/z-Info/Eventi/2013/MV_Info_Evento16.html
- Waal, Anton de (1900): *Der Rompilger. Wegweiser zu den wichtigsten Heiligtümern und Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt*; Freiburg [google books]
- Walter, Uwe (2011): Glücklich ist dieser Ort? Pompeji und seine verblasenden Graffiti; *faz.net*, 20. 04.
- Wilpert, Joseph (1976): *Die römischen Mosaiken der kirchlichen Bauten vom IV. - XIII. Jahrhundert*; Freiburg im Breisgau u. a.



Nachtrag zu S. 384: Die Rekonstruktion zeigt den zerfallenden Circus des Caligula bzw. des Nero, der von zahlreichen Grabbauten auf dem vatikanischen Hügel gesäumt wird. Auf der Spina, dem 'Mittelstreifen' der Rennbahn, ist bereits dicht neben dem Obelisken das erste Mausoleum für ein Mitglied der kaiserlichen Familie errichtet worden. Alt-St.-Peter wurde dann oberhalb des Circus errichtet, auf der Tribünenseite mit dem bereits hineingebauten Tempel [Schultz].

Mithras mit der phrygischen Mütze

Drei Betrachtungen von Heribert Illig

Die Mithras-Religion bleibt als Geheimkult ausschließlich für Männer nach wie vor weitgehend ein Geheimnis. Mangels schriftlicher Aufzeichnungen über die zugrunde liegenden Vorstellungen sind wir auf Verketterungen durch frühe Christen angewiesen und auf die uns verbliebenen Bildwerke. Doch sie sind keineswegs eindeutig; dementsprechend weit auseinander gehen die Deutungen. Hier soll auf drei neue Aspekte hingewiesen werden.

Die drei Weisen aus dem Morgenland

Im Matthäus-Evangelium [2, 1-12] treten „Gelehrte aus dem Morgenland“ auf, suchen sie doch den „König der Juden“, denn sie „haben seinen Stern aufgehen gesehen und sind gekommen, ihm zu huldigen“. Der darob sehr beunruhigte Herodes „erfragte den genauen Zeitpunkt, zu dem der Stern erschienen sei. Dann schickte er sie nach Bethlehem“. Dort huldigten sie dem Kind und beschenkten es, kehrten aber wegen eines Traumgesichts nicht zu Herodes zurück, sondern zogen „auf einem anderen Wege in ihr Land zurück“.

So die Übersetzung in einer Gemeinschaftsausgabe von 1970. In Luthers Übersetzung steht die „Weisen vom Morgenland“, in alternativen Fassungen finden sich auch „Magier aus dem Morgenland“. Im griechischen Urtext steht „Magoi apo anatolôn“, Magier von Osten.

Matthäus kennt weder die Anzahl der Gelehrten, Weisen oder Magier, noch ihre Namen noch ihre Herkunft oder Rasse, mit Gold, Weihrauch und Myrrhe nur die von ihnen dargebrachten Geschenke.

Origines (†254) spricht erstmals von drei Gelehrten; ab dem 6. Jh. werden – in Ost, Süd und West – unterschiedliche Namen tradiert, ab einem Pseudo-Beda gibt es die Unterscheidung nach Lebensaltern – bartlos, schwarz- und weißbärtig –, später wird die Bartfarbe als Rassenmerkmal überinterpretiert und ein dunkelhäutiger Gelehrter imaginiert. In der vielleicht bekanntesten Darstellung – einem Mosaik aus Ravenna, Sant' Apollinare Nuovo, 526 – tragen alle drei Magier rote, phrygische Mützen und 'barbarische', nämlich lange und enge Beinkleider. Wo beginnt diese Tradition? Für *Mosaik* wohl in Santa Maria Maggiore, Rom; dort zieren eigentlich zu klein dimensionierte Steinbilder die Hauptschiffwände, gestaltet vor 450.

Für *Fresken* beginnt die Entwicklungsreihe mit Sicherheit in den Katakomben. Früher sah man deren figürliche Darstellungen bereits im 2. Jh. auftreten; heute sind ihre Anfänge ins 3. Jh. gewandert. Das gilt besonders für

die bemühten Magier auf dem Bogen der Capella graeca in der Priscilla-Katakomben. Sie wurde von Leclercq und anderen im 2. Jh. gesehen, von Hugo Kehrer vor 100 Jahren im 4. Jh. [Becker, Fn. 582], während diese Kapelle aus heutiger Sicht mit den „beeindruckendsten römischen Wandmalereien aus dem 3. Jahrhundert“ geschmückt ist [Bussagli 1999, 187; Abb. 188]. In diesem 3. Jh. sieht Kehrer [129] auch das Anbetungsbild aus der Katakomben S. Pietro e Marcellino, die in jenem Jahrhundert nahezu komplett ausgemalt worden ist und deren aktuelle Restaurierung das islamische Aserbaidschan übernommen hat [Migge].

Im Fresko aus der Domitilla-Katakomben, ebenfalls 300–350 [Verstegen], treten sogar vier Magier auf, deren Habitus identisch ist:

„Alle tragen lange Hosen, darüber eine in der Hüfte gegürtete, langärmelige Tunika und über dieser einen ausschwingenden knielangen Mantel, dessen Schwung die Dynamik des Voraneilens der vier Personen unterstreicht. Besonders auffällig ist ihre Kopfbedeckung: es handelt sich um eine rote Mütze, deren abgerundeter Zipfel nach vorn über den Kopf geschlagen ist“ [Verstegen].

Eine andere Fresko-Darstellung aus der Mitte des 4. Jh. findet sich auf dem Arkosol des Coemeterium Maius, einer römischen Katakomben an der Via Nomentana [Lackner, 14]. Hier stehen die drei Mützenträger – das ist selten – zur Linken von Maria und dem Kind, beide Gruppen durch den Stern von Bethlehem getrennt.

Auf einer kleinen *Plakette* des 4. Jh. sind zur Abwechslung nur zwei Könige sicher zu erkennen, aber ihre Mützen sind unverkennbar [wiki → Heilige Drei Könige].

Der Louvre verwahrt ein frühchristliches *Relief*, auf dem die drei ‘Phryger’ Maria, Joseph und dem Kind gegenüberstehen [*magieranbetung*].

In den Vatikanischen Museen wird ein *Sarkophag* aus San Paolo fuori le mura als sog. *Dogmatischer Sarkophag* präsentiert, der auf das 2. Viertel des 4. Jh. datiert wird. Auch hier treten die drei Mützenträger nicht wie die anderen Männer in der Toga auf, sondern mit langen Beinkleidern [Liverani/Spinola, 33]. Dasselbe gilt für den Ehepaarsarkophag aus der Nekropole von Trinquetaille, Arles, um 325 [Verstegen]. In der Magierdarstellung entspricht ihnen auch ein Dogmatischer Sarkophag aus dem Lateran, 4. Jh. [Lackner, 12]. Ein weiteres Gegenstück hält die Sammlung Frühchristlicher Kunst im Vatikan bereit: ein Zweizonensarkophag mit den Magiern, wiederum ins zweite Viertel des 4. Jh. datiert [Matt/Barelli, 126].

Das *Museo Archeologico* in Syracus besitzt aber auch einen Sarkophag, der in dieser Zeit, bei 340–345 gesehen wird, bei dem die drei Weisen (noch) keine Mützen tragen [*palottinerinnen*].

Nach der berühmten Mosaik-Darstellung in Ravenna folgt zeitlich noch der Elfenbeindeckel des *Etschmiadzin-Evangeliiars*, der die drei anbetenden Magier um 550 zeigt [Kehrer, 63]. Östlichem Darstellungsbrauch folgend tragen sie ihre Geschenke mit verhüllten Händen und entsprechen den drei Lebensaltern. Es folgen drei Magier-Darstellungen aus dem ägyptischen Achmim, die aber nur allgemein ins 6. Jh. zu datieren sind [Kehrer, 64]. Das gilt auch für ein Goldmedaillon aus Reggio.

Für die rund drei Jahrhunderte Phantomzeit stehen bei Hugo Kehrers maßgeblichem Werk nur fünf Kunstwerke. Ins frühe 8. Jh. datiert wird eine Zeichnung von einer Verehrungsszene aus dem Oratorium Praesepe der alten Peterskirche, die aber schwer einzuordnen ist, „wie überhaupt die ganze Zeichnung höchst ungenau und sehr bedenklich ist“ [Kehrer, 65; seine Nr. 12]. Es folgt als seine Nr. 13 der langobardische *Ratchis-Altar*, dem wir uns später von der Gegenwart her nähern werden. Kaum nennenswert ist Nr. 14, ein Mosaikfragment aus dem Baptisterium der Arianer in der römischen Kirche S. Maria in Cosmedin, denn von dem einzigen erhaltenen König fehlen Kopf samt Bedeckung. Das sich bei Kehrer [66] anschließende Fresko aus Santa Maria Antiqua, Rom (Nr. 15) wird von ihm nicht beschrieben. Die Fresken dieser Kirche sind kaum zu datieren, taumeln doch die Jahresangaben durch mehrere Jahrhunderte [Illig 1996, 329]. Es folgt als Nr. 16 eine Miniatur aus der Homiliensammlung Gregors von Nazianz, die bei 880 eingestuft wird [Kehrer, 66 f.]. Sie ist vollständig erhalten, und Kehrer beschreibt den vordersten König „in weißer, mit zwei Purpurstreifen geschmückter, zipfelloser Mütze“ [ebd. 67]. Gemeint sind hohe, runde Kappen, von denen keine Streifen herunterhängen, sondern um die Kappe unten herumlaufen. Diese Kopfbedeckungen stehen für den Übergang von Mütze zu Krone; ihre Abbildung ist im 10. Jh. zu erwarten.

Damit wird wieder Realzeit erreicht, der wir Kehrers undatierte Nr. 17 zurechnen, weil bei diesem Gold-Enkolpion aus dem kalabrischen Catanzaro alle drei Könige „gekrönt nach Art der byzantinischen Kaiser“ sind [Kehrer, 68]. Wie sieht es im 10. bis 12. Jh. aus?

Aus Magiern werden Könige

Der biblische Bezug zu Magiern ist uns kaum mehr geläufig. Denn aus den drei Weisen aus dem Morgenland entstanden plötzlich die Hl. Drei Könige. Dieser Wandel war bereits vollzogen, als Rainald von Dassel als Kanzler von Friedrich I. Barbarossa in kriegerischer Manier aus Mailand die Reliquien der Hl. Drei Könige entführte und nach Köln brachte. Das war **1164** (und hat sich am 23. 07. zum 850. Mal gejährt). Die Gestaltung des silbergetriebenen, vergoldeten und mit Emailarbeiten reich geschmückten Schreins zog sich länger

als bis 1191 hin; damals starb Erzbischof Philipp von Heinsberg, der bereits die Gebeine in den neuen Schrein gebettet hatte.

Spätestens damals war die 'Königswerdung' abgeschlossen. Am berührendsten zeigt sich das vielleicht an einem Kapitell der *Kathedrale von Autun*. Dort liegen die drei Könige kronentragend auf einem gemeinsamen Kopfkissen, unter einer gemeinsamen Bettdecke und werden von einem Engel geweckt, der sie vor einer zweiten Begegnung mit Herodes warnt. Gislebert hat vor **1135** die Kronen wie flache, ornamentierte Kronreifen gestaltet, entsprechend der eisernen Krone der Langobarden, die innen ein Eisenring zusammenhält und außen mit Edelsteinen verziert ist.

Doch wann hat die Königswerdung begonnen? Gegen **1060** wurden die Türflügel für *St. Maria im Kapitol, Köln*, geschnitzt. Hier treten die Drei vor Herodes ebenso auf wie bei Maria und ihrem Kind; sie tragen allesamt – König Herodes eingeschlossen – bereits die oben glatt und gerade geformten Kappen. Waren die Kronenspitzen für das Holz zu diffizil, zu zerbrechlich? Oder wies sie die Bemalung als Kronen aus? Ein Beispiel dafür könnte das *Evangelistar von Speyer*, 1220, geben. Es bringt neben der Traumszene auch noch die Heimreise der Heiligen Drei Könige per Schiff. In allen sechs Fällen sind wiederum flache Kappen gezeigt, deren senkrechter Rand durchwegs goldgeschmückt gezeigt wird.

Wenn die *Hildesheimer Bernwardstür* mit **1015** nicht zu früh datiert ist, dann zeigt sie bereits die anbetenden Könige, geschmückt mit richtigen Kronen, was susstechnisch sicher kompliziert war [Abb. bei wiki ↔ Bernwardstür].

Um **1000** wählte der Künstler für das *Reichenauer Evangeliar* Ottos III. eine fast blasphemische Darstellung. Denn an Stelle der drei Könige treten im Widmungsbild vier Frauen mit Geschenken vor Otto hin. Die Bildinschriften weisen sie als personifizierte Provinzen Roma, Gallia, Germania und Sclavinia aus [vgl. Illig 1999, Abb. 15]. Otto, der Stellvertreter Christi auf Erden, rückt hier zumindest optisch in die Position Christi. Dem ist hier nicht nachzugehen, aber die vier Frauen nähern sich mit Geschenken, demütig geduckt wie die Magier, geschmückt mit verschiedenen Kronen.

Für den *Codex Egberti* war es dem Gregormeister vor **993** möglich, gezackte Kronen zu malen, sogar gleich sechs, weil die Könige im Himmel gleich noch einmal auftreten [zum Gregormeister vgl. Illig 1996, 391 f.].

Wir erreichen hier die gesuchte Übergangszone von den Magiern zu den Königen, die naturgemäß nicht in der Phantomzeit liegen kann, sondern in einem Zeitraum davor oder danach liegen muss. Die *Geschichte der Heiligen*, geschrieben und gemalt für Kaiser Basilius II. (976–1025), wird von Kehrler [68] bei ca. **1010** angesetzt. Er konstatiert: „In dem orientalischen Typus« treten hier zum ersten Mal die Magier als Könige auf“, ohne aller-

dings ihre Kopfbedeckung zu beschreiben. Dagegen finden wir im Westen im Jahr 1011 noch einmal die Magier mit ihren phrygischen Mützen: auf einem Fresko der kleinen Kirche *Sant'Urbano bei Rom* [ebd. 68]: Ein barhäuptiger Bärtiger unter den dreien kniet vor Maria und dem Kind und wird im Fresko als Melchior benannt. Wenn das *Ökumenische Heiligenlexikon* (→ Balthasar) davon spricht, bereits im 8. Jh. seien aus den Magiern Könige geworden, so liegt dieser Ansatz viel zu früh.

Der wichtigste Fund von Kehler [65] für die Phantomzeit ergibt sich am *Ratchis-Altar in Cividale*. Er wird auf 740 datiert. Der Künstler tut sich sehr schwer mit dem Steinrelief. Bei der Anbetungsszene trägt jeder König auf dem Kopf eine runde 'Dose', von der zwei Stoffzipfel herabhängen. Das wirkt wie der hilflose Versuch, die phrygische Mütze darzustellen. Die Kleidung weist die drei definitiv als Magier und nicht als Könige aus, denn sie tragen kurze Oberbekleidung über eng anliegenden Beinkleidern. Keiner trägt einen Bart, keiner ist jünger oder älter als die anderen. Das stellt Kehler [65] fest, ohne jedoch zu wagen, die 'Mützen' anzusprechen.

In welche Zeit gehört diese Darstellung? Vor oder nach 614|| 911? Da lässt sich daran erinnern, dass die Langobarden erst 568 ins Friaul eingewandert waren, ohne bislang außer Schmuckgegenständen Kunstwerke hergestellt zu haben, schon gar nicht in Stein. Von daher ist nicht zu erwarten, dass sie schneller als andere Germanen zu Hammer und Meißel gegriffen hätten. Die 'Birnenköpfe' weisen die Richtung zu ihrer Herstellungszeit. Sowohl der Kopf der Gottesmutter wie der des Engels haben diese primitive Form, die am Türsturz von Saint-Génis-des-Fontaines 1020 eine konkrete Datierung, bezogen auf den französischen König, erhalten hat. Der direkte Vergleich wurde bereits durchgeführt [Illig 1996, 199-201, mit Abb.] und für Cividales eher provinzielle Kunst das späte 10. / frühe 11. Jh. angesetzt.

Die ebenfalls unbeholfene Beschriftung spricht von einem Ratchis, der für seinen Vater Pemmo – Sohn des Billo von Belluno – diesen Altar gestiftet habe. Nachdem diese *Geschichte* durch Paulus Diaconus (ca. 727 – ca. 799) vorlag, konnten solche Namen übernommen werden. Paulus hat die Geschichte seines untergehenden Volkes geschrieben, aber mit dem Jahr 744 genau da aufgehört, wo er als Augenzeuge für das Geschehen in Frage gekommen wäre, ein bislang ungeklärter Verzicht. Pemmo hätte bis 737 gelebt, Ratchis ab 744 regiert; sie wurden also gerade noch in der *Geschichte der Langobarden* erfasst. Auf jeden Fall möchte das naive Relief noch die Magier darstellen; das dürfte um 1000 für ein provinzielles Kunstwerk noch möglich sein, dessen Künstler sich vielleicht an dem Mosaik in Ravenna orientiert hat.

Die aktuellen Aachener Ausstellungen bringen noch zwei Elfenbeine aus der „Hofschule“ ins Spiel. Das eine ist der in Oxford verwahrte Buchdeckel

aus *The Bodleian Libraries* [AA3, 70]. Er zeigt im Zentrum fast einen Christus militans mit geschultertem Kreuz, umgeben von Szenen aus der Heilsgeschichte. Ein Feld ist der Magierverehrung gewidmet. Bei ihnen fällt auf, dass sie in fremdartige Gewänder gehüllt und barhäuptig sind. Die Datierung wird von Theo Jülich mit „um 800“ angegeben [AA3, 71]. Dagegen hat Geoff Barker [2011] mit „between 800 and 1000“ ein wesentlich größeres Zeitfenster veranschlagt. Hier ist zu mutmaßen, dass die unbedeckten Haare den Zwischenschritt beim Übergang von phrygischer Mütze zu den Kronen darstellen, der sich somit kurz vor 1000 ansetzen lässt.

Als zweites Elfenbein ist der hintere Buchdeckel des Lorscher Evangeliars zu nennen. Hier steht ein sehr milder Christus auf Löwe und Drachen, die das Böse verkörpern. Ihm zu Füßen zeigt eine breite Tafel die drei Magier zweimal: vor Herodes und bei der Anbetung. Alle sechs tragen 'barbarische' Gewänder und phrygische Mützen. Auch hier sind wir nicht „um 819“ [Pohle, 181 f.], sondern im Übergangsbereich zwischen 6. und 10. Jh., wohl im früheren 10. Jh.

Mit diesen wenigen Zeugnissen aus der Phantomzeit lässt sich konstatieren: In der Spätantike und im frühen Mittelalter bis gegen 1000 fanden es die Christen vorteilhaft, wenn ihrem Gott auch von Mithras-Magiern gehuldigt wurde. Mit dem endgültigen Aussterben dieses Kults geraten wir bald in den langen Konflikt zwischen weltlicher und geistlicher Macht. Nun formt die Kirche die Magier zu Königen um, die als weltliche Potentaten dem neugeborenen Heiland huldigen, indirekt auch seinem irdischen Stellvertreter. Ihren Höhepunkt erreicht diese Art des unterwürfigen Respekts allerdings in einem speziellen Fall. Barbarossa (König ab 1152, Kaiser 1155–1190) holt mit kriegerischer Gewalt deren Reliquien aus Mailand – dort wären sie nach ihrer Auffindung durch die hl. Helena seit 350 verwahrt gewesen –, bringt aber eine Reihe von Gegenpäpsten von 1159 bis 1180 auf den Thron, mit denen er die geistliche unter seine weltliche Macht bringen will. Zu diesem Programm gehörte auch die Heiligsprechung Karls d. Gr., 1165, durch Paschalis III. Das Programm scheiterte, sonst hätte Friedrichs Enkel nicht schmerzlich zwischen Kreuzzug und Exkommunikation lavieren müssen. Apropos: Die hl. Drei Könige sind niemals heilig gesprochen worden.

Das mithräische Vorbild

Die drei Magier haben ein direktes Gegenstück, das 'unerkannt' in Ivanna della Portellas Buch über das unterirdische Rom vorkommt, nach der Überschrift „Der dreifache Mithras“: Auf den Reliefs mit der Stiertötung (Tauroktonie), aber auch in anderem Zusammenhang treten auf den unterschiedlichsten Darstellungen neben Stiertöter Mithras zwei Fackelträger auf: Cautes und

Cautopates, beide „mit Umhang und phrygischer Mütze, die dem iranischen Gott sehr ähnlich sind. [...] Mit Mithras bilden sie eine Triade, den dreifachen Mithras“ [Portella, 26].

Beide Darstellungen im Vergleich drängen den Schluss auf: Bei den drei Magiern der christlichen Überlieferung wird vom 4. bis ins 10. Jh. Mithras und sein Gefolge dargestellt – als würde der heidnische dem christlichen Gott huldigen. In einschlägigen Werken – Clauss, Merkelbach Ulansey, *Wikipedia* [↔ Heilige drei Könige; Mithras] – begegnet dieser naheliegende Gedanken nicht, obwohl er sofort einleuchtet. Allgemein wird die Ausbreitung des Mithraskultes gerade in Rom ab dem späten +1. Jh. gesehen, mit seinem Höhepunkt im 3. Jh. Er sprach die Soldaten vor allem in den nördlichen Grenzgarnisonen an, wurde aber auch andernorts begrüßt, wie die zahlreichen Mithräen in einer garnisonsfreien Stadt wie Ostia zeigen. Demandt [391] kennt dort 16 Mithräen, Merkelbach 18 und schließt von dieser Zahl auf 30 gleichzeitig existierende Kulthöhlen (spelaea), ‘brutto’ auf 40 [Merkelbach, 185]. Dieser Kult wurde spätestens mit Einführung der christlichen Staatsreligion, 395, inkriminiert und ins Abseits gedrängt. Nur an wenigen Orten, etwa in Baalbek, konnte er sich bis ins 6. Jh. halten, dann wird 554 oder bald danach auch dort der Tempel für Sol Invictus Mithras zerstört [wiki ↔ Mithräum].

Nachdem das Christentum im 4. Jh. zum Teil sehr scharf mit dem Mithraskult rivalisierte, läge es sehr nahe, wenn man auf diese Weise den einstigen Rivalen zur kniefälligen Anbetung gezwungen hätte. Ein Beispiel für derartiges Denken: An der römischen Via Latina wird im Grab der Pankratier eine derartige Demütigung in Stuckrelief dargestellt: Troias König Priamos erbittet beim siegreichen Achill die Herausgabe des schändlich zugerichteten Leichnams seines Sohnes Hektor. Während Achill gelassen in idealer Nacktheit mit Siegeskranz posiert, steht der König in langen Gewändern vor ihm, in vielleicht halber Größe dargestellt, er wie seine beiden Begleiter mit phrygischen Mützen [Portella, 74 f.]. Generell dienten diese Mützen als Attribut für östliche Kulturen.

Ein Fruchtbarkeitssymbol

Wie kam es eigentlich zu ihrer Form? Nicht nur *Wikipedia* [↔ Phrygische Mütze] klärt darüber auf: „Die phrygische Mütze war ursprünglich ein gegerbter Stier-Hodensack samt der umliegenden Fellpartie.“ Es geht also um ein Fruchtbarkeitssymbol mit seinen unauslotbaren Tiefen. So soll die scheinbar vielbrüstige Statue der Artemis von Ephesus nicht mit Granatäpfeln, sondern mit Stierhoden behängt dargestellt worden sein [Seiterle]. Allerdings gab es auch praktische Aspekte. Das tierische Körperteil konnte hart gegerbt als Helm dienen, weich gegerbt als Mütze, deren Zipfel nach vorne geschlagen wurde. Wenn man die Reihen der Zwerge, Heinzelmännchen, Wichtel oder

gar Mainzelmännchen inspiziert, lässt sich der Eindruck nicht abweisen, dass sie nicht zuletzt deshalb mit dieser Mütze ausgestattet wurden, weil so – trotz ihres oft nützlichen Charakters – der Eindruck von geistig minderbemittelten ‘Untermenschen’ erzeugt wurde. Selbst der zipfelmützige „deutsche Michel“ aus dem 19. Jh. fällt darunter.

Zurück zur Spätantike: Unter den römischen Kaisern ergab sich scheinbar ein unsäglicher Wettbewerb, wer von ihnen der grausamste, perverseste, bizarrste gewesen sein könnte. Während Caligula (37–41) mit größter Gewalt gegen Senatoren vorging, sich an östlichen Despoten orientierte und angeblich sein Lieblingspferd zum Konsul ernennen wollte, beanspruchte Nero (54–68) innerhalb der Stadt Rom eine Fläche von einem Quadratkilometer für seine ‘Villa’ [Staccioli, 93] und trat als brutaler Christenverfolger auf (sofern die Christen nicht für Brandstiftung das gängige Todesurteil erhielten [Hagl]). Für einen Spitzenplatz beworben hat sich auch Elagabal (Heliogabal, 218–222).

Bereits sein Name zeigt zugleich das grundlegende Problem: Wie viele übelste Gerüchte haben die Gegner und die Nachwelt gegen diesen Kaiser in Umlauf gebracht? Elagabal war der Name des von ihm verehrten Sonnengottes, den er jedoch selbst nicht getragen hat, nannte er sich doch Marcus Aurelius Antoninus, um sich – ohne entsprechenden Stammbaum – bei den Antoninen einzureihen. Martijn Icks [2014] hat soeben ein Buch vorgelegt, in dem er bei diesem ‘Monster’ Dichtung und Wahrheit zu trennen versucht. Seine Rezension beginnt Matthias Schulz [2014] mit der Frage: „Trug Roms Kaiser Elagabal einen Stierpenis am Kopf?“, um dann eine Religion zu präsentieren, die eine Verwandtschaft zum Mithras-Kult erkennen lässt:

„Französische Ausgräber konnten nachweisen, dass der Kaiser innerhalb kurzer Zeit einen 160 mal 110 Meter großen Tempel auf dem Palatin errichten ließ. Dort schlachtete er, umgeben von Tänzerinnen, täglich Stiere. [...] Sein offizieller Titel lautete nun: »Erhabenster Priester des unbe-siegbaren Sonnengotts Elagabal«.

Schlabberhosen und einen Umhang trug der Fremde bei seinen taumelnden Ritualen – typisch morgenländische Tracht. Auf Münzbildern prangt an seinem Kopf ein seltsames Horn. Die Forscher deuten es als getrockneten Stierpenis. Im Orient war das ein Symbol der Fruchtbarkeit. [...] Er heiratete eine Vestalin. Die Priesterinnen, die im Tempel der Vesta das Herdfeuer hüteten, waren zu strenger Keuschheit verpflichtet. Bei Zuwiderhandlung wurden sie lebendig begraben.

Elagabal freite die Jungfrau trotzdem. [...] Der Kaiser selbst verkörperte dabei das Solargestirn. Sein Partnerin schlüpfte in die Rolle der Mondgöttin Urania. Für den Orient mochte solch eine sakrale Hochzeit zwischen Sonne und Mond normal sein. In Rom bedeutete sie schlimmsten Frevel“ [Schulz 2014, 115].

Der seltsame Kopfschmuck, der zumindest in der Münzrealität gegenüber der Naturgegebenheit winzig ausfällt, wäre ein Pendant zur phrygischen Mütze. Der Sonnenkult ist dem Mithras eigen; jede als Kunstwerk dargestellte Stiertötung steht unter der Observanz der Sonne. Allerdings ist beim Mithraskult mit großer Sicherheit kein Stieropfer praktiziert worden. Schon praktische Erwägungen sprechen dagegen: Wer wollte unter Lebensgefahr einen wilden Stier in ein kleines, höhlenartiges Mithräum bringen, um ihn dort zu töten? Archäologen konnten bei den Mithräen keine Stierknochen nachweisen. Offenbar gehen derlei Überlegungen auf eine einzige, polemische Quelle zurück, auf den christlichen Schriftsteller Prudentius (348 bis nach 405), der aber eigentlich den Kybele- und Attiskult verhöhnzte. Nur er sprach davon, dass der Täufling oder Initiant in einer Grube verharrete, während der Stier über ihm getötet wurde und das Blut durch ein Gitter herabströmte.

Dieser orientalische Kult war seit langer Zeit in Rom eingeführt. Nach Auslegung eines Orakelspruchs aus Delphi holten die Römer -205 einen kleinen Meteoriten aus Pessinus nach Rom und beteten ihn seit -191 in einem eigenen Tempel auf dem Palatin an [wiki → Kybele- und Attiskult]. Wenn also 'Elagabal' ebenfalls auf dem Palatin einen Tempel baut und in ihm den schwarzen Stein, vermutlich einen Meteoriten, aus seiner Heimatstadt Emesa (dem syrischen Homs) aufstellen lässt, wiederholt er die Einführung des Kybele-Kults (oder die Geschichte wird zweimal erzählt). Der ältere Kult stand 'Elagabals' Extravaganz nicht nach: Aus dem Samen von Zeus war das Zwitterwesen Agdistis erwachsen, das von den anderen Göttern kastriert wurde. Nun wandelt er sich zur großen Mutter Kybele, aus seinem männlichen Geschlechtsorgan wird Attis. Dieser entmannt sich später und stirbt.

„Der Mythos erklärt die Entstehung der Welt durch ein Zusammenwirken des männlichen und des weiblichen Elements des Universums: Der himmlische Attis muss die Mutter Erde Kybele mit seinem Blut befruchten, damit die Welt entstehen kann“ [wiki → Kybele- und Attiskult].

„Nachdem der Kult der Großen Mutter Kybele im Jahr 204 v. Chr. in Rom eingeführt worden war, entstand auf dem mons Vaticanus ein Heiligtum des Kybele- und Attiskultes, das sog. Phrygianum“ [wiki → Vatikanischer Hügel].

Das Märzfest dieses Kults dauerte vom 22. bis zum 27. 03. Den Tagen der Trauer folgten Tage der Freude und abschließend das Bad der schwarzgesichtigen Kultstatue in einem kleinen Fluss, dem Almo, zu dem sie auf einem rinderbespannten Wagen geleitet wurde. Alexander Demandt [390] sieht hingegen in der jährlichen Wiederauferstehung des Attis einen Kult, der vom Christentum übernommen werden konnte, genauso wie er die 'Umwandlung' der Großen Mutter in Maria ermöglichte. (Zum zentralen Heiligtum der Kybele siehe auch S. 382.) Nachdem wir hier bei geheimen Einweihungsreli-

gionen sind, darf es nicht wundern, wenn niemand Verbindliches sagen kann. Aber es macht die Chancen des Christentums gegenüber dem Mithras-Kult deutlich: eine keineswegs geheime Religion mit rasch anwachsendem, frei zugänglichem Schrifttum; ihre Zeremonien konnten die von ihr verfolgten Kulte ersetzen.

Mithras – Christentum

Das Christentum hat einiges mit dem Mithras-Kult gemeinsam, wobei hier sorgfältig abzuwägen ist, ob nicht ein Charakteristikum vom frühen Christentum zum späteren Mithraismus gewandert ist:

- Mithras wird als Sol invictus mit Strahlenkranz dargestellt, ein Vorläufer des Heiligenscheins.
- Es gibt Vorstellungen von Himmel und Hölle, von einem Jüngsten Gericht, einer Auferstehung der Toten und eine Wiederkehr Mithras zur endgültigen Überwindung des Bösen. Dass solches Gedankengut der Mithras-Adepten zum Teil erst nach den Evangelien entstand, besagt noch nicht viel, weil die entsprechenden christlichen Gedanken zum geringsten Teil aus den frühen Schriften des 1. Jh. stammen.
- Dem Mithras war als einer Sonnengottheit der Sonntag geweiht.
- Es war – wie schon in älteren Religionen – ein Untertauchritual bekannt.
- Ein Ess-Ritus mit Brot, Fleisch, Wasser und Wein fand statt.
- Die Mithras-Feste lagen bei den Äquinoktien und Solstitien. Das Christentum hat den römischen Staatsfeiertag des Sol invictus am 25. 12. übernommen und das Osterfest dicht bei der Frühlingsäquinoktie positioniert.
- „Der höchste Priester des Mithra[s]kults wurde »Papa« genannt und trug als Amtszeichen eine rote phrygische Mütze (die »Mitra«, der Vorläufer der Bischofsmütze), ein rotes Gewand, einen Ring und einen Hirtenstab“ [vgl. wiki → Mithraismus und Christentum].

Aber in den grundlegenden Dingen – vom Sterben und Wiederauferstehen eines (dreifaltigen) Gottes, der von seinem Vater geopfert wird und von einer Gottesmutter Maria stammt – gibt es wenig Vergleichbares.

Womöglich ist es sogar ein Fehltriteil, dass die Christen den Mithraskult zerstört hätten. Er wird in Rom, in dessen westlichem Herrschaftsbereich die meisten Mithräen gefunden worden sind, erst um 100 greifbar, verbreitet sich dann stark im 2. und 3. Jh., um bereits zu Beginn des 4. Jh. stark zurückzugehen. Ob das vom Toleranzedikt herrührt, ist schwer zu beurteilen. Im 5. Jh. ist die Quellenlage auf jeden Fall sehr schütter [Pearse → History and development]. Ernest Renan dürfte voreilig geurteilt haben, als er schrieb: „Wenn das Christentum in seinem Wachstum von einer tödlichen Krankheit hinweggerafft worden wäre, wäre die Welt mithrätisch geworden“ [Renan, 579; Übers. HI]. Auch



Stieropfer: Mithras tötet mit abgewandtem Kopf den Stier; Sol schaut zu, während Luna sich abwendet. Schlange und Hund gehen zur Wunde, der Skorpion an die Hoden; der Schwanz des Stieres wandelt sich in Ähren. Die beiden Fackelträger zeigen keine gekreuzten Beine; der rechten, gesenkten Fackel entspricht die auf ihrem Kapitell stehende Säule. Inschrift: „Deo Soli invicto Mithrae ...“ [Merkelbach, 308].

wenn die einschlägige Ausstellung in Karlsruhe diesen Satz einmal mehr herausstellte [Schulz 2013]: Eine auf erwachsene Männer beschränkte Einweihungsreligion hätte das nie erreicht. Auch das Christentum musste für seine zeitweilige 'Weltherrschaft' erst seine Naherwartung zu einer Fernst-erwartung für alle wandeln, Frauen und Kinder eingeschlossen.

Mithras und die Präzession

Der Mithras-Kult hat eine entschieden astronomisch-astrologische Komponente, die vor allem die Zeit selbst einbezog. Die Stiertötungsreliefs zeigen die Bezüge: oben Sonne und Mond, Sol – gerne mit den sieben Strahlen des Sol Invictus [etwa Portella, 24] – mit seiner Pferde-Quadriga, Luna mit ihrem rinderbespannten Wagen. Im Mittelteil wird die Tauroktonie gezeigt, also die Stiertötung, die mit einem Bogen von Sol und Luna abgetrennt ist. Auf dem Bogen werden die zwölf Tierkreiszeichen dargestellt. Meist steht die Spitze der phrygischen Mütze Mithras' genau unter dem Übergang von Jungfrau zu Waage, markiert also die Herbsttagundnachtgleiche [z.B. Ulansey, 19]. Dem bei vielen Darstellungen sich kreisförmig aufblähenden Mantel des Mithras sind sieben Sterne aufgemalt (sofern die Reliefs noch ihre Bemalung behalten haben). Die mythische Stiertötung betrifft das der Luna heilige Tier, die deshalb den Blick ebenso abwendet wie Mithras beim tödlichen Stich (leider sind manche Köpfe – wie bei der berühmten Plastik in den Vatikanischen Museen – falsch ergänzt); die Gleichsetzung von Rinderhörnern und Mondsichel, von Stier und Mond ist weit verbreitet [etwa Zehren, 39, 45 f., 141-144]. Links und rechts stehen als Fackelträger Cautus und Cautopates; der eine hält seine brennende Fackel hoch, der andere löscht sie am Boden. Diese konträre Bewegung wird manchmal sogar noch betont: Bei dem Relief des Mithräum im Circus Maximus wird die Szene von zwei Säulen gerahmt, wobei die linke normal steht, während die rechte gestürzt auf ihrem Kapitell steht (s. S. 417).

Getrennt davon gibt es eine Götterdarstellung, bei der ein geflügelter, löwenköpfiger Mann von einer Schlange umwunden wird, die ihren Kopf auf den Scheitel des Löwenkopfes legt [z.B. Ulansey, 17]. Zwar wird gerne aus ihren Umwicklungen die Siebenzahl abgeleitet (nur im syrisch-ägyptischen Raum [Portella, 166]), aber es gibt mithräische Figuren nur mit drei bis sechs Umwicklungen. Sie werden als Gott Chronos (Saturn, Zurvan) angesprochen [ebd. 25].

„Der astrologische Glaube hielt den Lauf des Universums für zwingend, abhängig von der Bewegung der Planeten und der Sternzeichen. Die Zeit, die sich aus dem determinierenden Einfluß der Planeten ergab, war eine unumgängliche Komponente, sie war [...] der tragische Aspekt des Mithrasglaubens“ [Portella, 25].

Wie symbolisiert der Löwenköpfige die Zeit?



Löwenköpfiger, viergeflügelter Chronos-Saturn mit Schlüssel und Zepter, von einer Schlange fünfmal umwickelt, auf dem Himmelsglobus stehend (Himmelsäquator und Zodiacus oder Sonnen- und Mondbahn, Mondknoten) [Merkelbach, 315]

„Die Flügel versinnbildlichen die Geschwindigkeit der Zeit, der Löwenkopf mit dem aufgerissenen Maul ihre Gefräßigkeit. Die Windungen der Schlange hingegen sollen die zyklischen Stern- und Himmelsbewegungen symbolisieren, die den Zeitfluß bedingen [...] Auf der Schlange oder neben ihr sind die Sternbilder und oftmals auch die Zeichen der Jahreszeiten zu erkennen. Das Ungeheuer trägt auch ein Zepter und einen Blitz [recte Donnerkeil; HI], denn es ist der höchste Gott. Oft hält es einen oder zwei Schlüssel in der Hand, die sich auf die Sonne beziehen, denn sie öffnet auf ihrem täglichen Weg die Himmelstüren im Osten bei Sonnenaufgang und schließt sie im Westen bei Sonnenuntergang“ [Portella, 26].

Aus diesen Komponenten hat David Ulansey [1989] Vorstellungen produziert, die sich sehr weit von den Gegebenheiten entfernt und die wirklichen Aussagen verdeckt haben. Zunächst referiert er die richtigen Beobachtungen von Carl Bernhard Stark aus dem Jahr 1869:

„Starks Theorie basierte auf der einfachen Tatsache, daß jede der bei der Stiertötung durch Mithras anwesenden Gestalten (Stier, Skorpion, Hund, Schlange, Löwe, Kelch) ein Gegenstück am Himmel besitzen“ [Ulansey, 18].

Zu ergänzen ist Spica, die Weizenähre, die dem getöteten Stier aus der Schwanzspitze wächst [ebd. 22]. Es gibt jedoch auch eine älteste Stiertötung aus der Zeit um 100 [CIMRM 593], bei der aus der Dolchwunde drei Ähren wachsen. Übertragen auf den Himmel entsprächen sie den Plejaden. Damit sind die Analogien zu den Sternbildern klar.

Wie nicht so selten in der Wissenschaft wurde diese klare Erkenntnis niedergehalten, in diesem Fall von Franz Cumont, der 1896/99 nicht den westlichen Tierkreis, sondern mythologische Gestalten aus dem alten Iran erkennen wollte, um den uralten, persischen Ursprung des Mithras-Kults zu zementieren. Das hat die Forschung 70 Jahre lang gestoppt. Ulansey [26-30] steuert nun als Entsprechung des Mithras das Sternbild des Perseus direkt über dem Stier bei, jenes Perseus, der im Mythos eine phrygische Mütze trägt. Doch gleich darauf gerät der amerikanische Professor auf Abwege, die von den übrigen Forscher zum Glück nicht übernommen wurden, obwohl Ulanseys Buch unbeirrt bei der *Wissenschaftlichen Buchgemeinschaft* vertrieben wird.

Er offenbart zunächst, dass es mit Porphyrios einen Neuplatoniker aus dem 3. Jh. gibt, der bereits die Mithras-Mythe am Himmel findet:

„»Als Schöpfer und Herr der Genesis steht Mithras in der Region des Himmelsäquators.« Porphyrios' Feststellung stimmt also mit unserer Deutung der Stiertötungsszene auffallend genau überein. Es ist aber zu beachten, daß Porphyrios einige Zeilen vorher ausdrücklich feststellt, die Äquinoktialpunkte seien bei Aries und Libra, nicht bei Taurus und Scorpius, wie wir interpretieren“ [Ulansey, 55].



Die orphische Gottheit Phanes, mit Mithras gleichgesetzt. Dem Weltei entspringend, vom Tierkreis umgeben, mit dem Widder über seinem Haupt (Frühlingsäquinoktium) [Ulansey, 105].

Das ist zunächst ein schönes Beispiel dafür, wie man eine frühere These usurpiert und dann dem Vorgänger gnädig konzediert, sich auffallend genau dem Nachfolger angenähert zu haben – eine Peinlichkeit.

An Porphyrios' Festlegung der Äquinoktie ist nicht zu rütteln, zumal Ulansey [19] selbst eine Stiertötungsszene wiedergibt, bei der die beiden Sternbilder Jungfrau und Waage ganz oben auf dem Bogen stehen und die Mützenspitze genau auf ihren Übergang weist, also auf die Herbstäquinoktie. Dieser Konstellation entspricht der Übergang von den Fischen zum Widder für die Frühlingsäquinoktie.

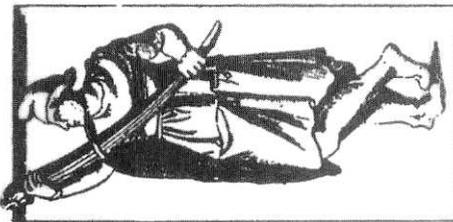
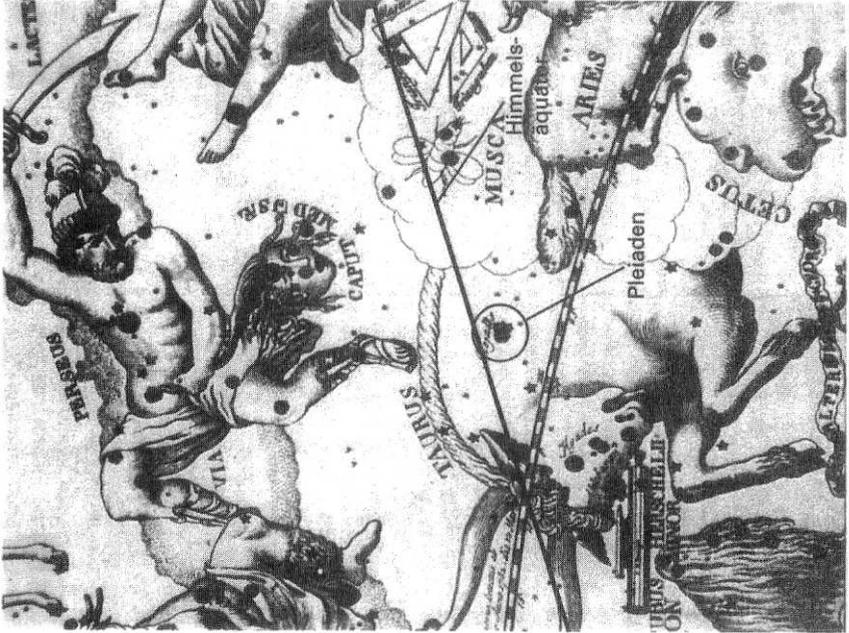
Aber Ulansey will um jeden Preis den großen, getöteten Stier als das wichtigste Tierkreiszeichen der Szene sehen, doch der folgt im Jahreskreislauf dem Widder und steht deshalb nicht für die Äquinoktie. Ab da quält sich Ulansey damit ab, den Mithras-Kult als eine 'Religion der Präzession' zu interpretieren. Zur Zeitenwende ist das Widderzeitalter zu Ende gegangen; doch da ein Stier und kein Widder abgeschlachtet wird, müsse ein viel früherer Zeitpunkt am Himmel dargestellt worden sein. 2.000 Jahre früher war die Äquinoktie vom Stier in den Widder gewandert – und daran erinnere diese Religion, zumal ja auch der Skorpion als Antagonist des Stiers im Jahreslauf beteiligt und dargestellt worden sei.

Nun ist die Präzession, das Zurückwandern des Frühlingspunktes, erst von Hipparch (ca. 190 – ca. 120) entdeckt worden. Trotzdem will Ulansey diese Entdeckung weit zurücklegen, allerdings nicht um 2.000, sondern nur um 1.200 Jahre [vgl. Ulansey, 114 f., in sich widersprüchlich]. Hipparchs Werke sind mit einer winzigen Ausnahme verloren, Zitate vorwiegend bei Ptolemäus zu finden. In der Hektik seiner Theorieverteidigung lässt Ulansey [68] den ihm wichtigen Ptolemäus („um ca. 127–50 v. Chr.“) noch zu Lebzeiten von Hipparch „(ca. 190–126 v. Chr.)“ geboren sein, obwohl er fast 300 Jahre später, von ca. 100 bis nach 160 gelebt hat.

„Perseus als Repräsentant der für die Präzession verantwortlichen Macht“ [Ulansey, 73] oder „Die Wahl des Stiertod-Symbols für die Präzession“ [ebd. 82] – das ist falsch, unhaltbar falsch.

Mondfinsternisse

Dabei gibt es ein anderes Himmelsgeschehen, das bislang von den Mithras-Forschern nicht beachtet worden zu sein scheint, obwohl es ganz zwanglos vieles am Mithras-Kult klärt. Ulansey weist darauf hin, dass Darstellungen den Chronos auf einer Kugel stehend zeigen, auf der sich zwei Bänder kreuzen, „die beiden sich kreuzenden Ringe der Ekliptik und des Himmelsäquators“ [Ulansey, 45; Zitat und Abb.]. Es gibt aber auch den Ring der Mondbahn, die ca. $\pm 5^\circ$ zur Ekliptik verläuft, also um die Ekliptik ein schmales Band legt. An



Die Fackelträger mit gekreuzten Beinen; Seitenteil eines Stieropferreliefs [Ulansey, 59]
 Perseus überm Sternbild Stier; die Plejaden markieren die Einstichstelle vom Dolch
 des Mithras [ebd. 54].

den Schnittpunkten der Mondbahn mit der Ekliptik liegen die Mondknoten oder Drachpunkte, so genannt, weil dort Sonne oder Mond 'gefressen' werden. Denn nur hier stehen die beiden Himmelskörper mit der Erde auf Linie, so dass es eine Sonnenfinsternis (Sonne – Neumond – Erde) oder eine Mondfinsternis (Sonne – Erde – Vollmond) geben kann.

Was zeigt die Stiertötungsszene? Mithras tötet zu seinem Leidwesen im Auftrag von Sol den Stier, das Tier der Luna, die sich abwendet; Cautopates löscht seine Fackel – Mondfinsternis! Doch aus dem Stier und seinem Blut treibt neues Leben, an dem Hund und Schlange (Erde) partizipieren, ausgedrückt durch die Weizenähren – der Mond erscheint wieder. Nachdem das Mondjahr rund 10 Tage kürzer ist als das Sonnenjahr und Zusatzbedingungen zu beachten sind, ergeben sich im statistischen Mittel innerhalb von 10 Jahren etwa 24 Mondfinsternisse, von denen an einem Ort bis zu 13 zu beobachten sind [Krause].

Bei einer Mondfinsternis wandert der Vollmond durch den Erdschatten, was bei einer totalen Finsternis zu einer rund 105-minütigen Dunkelheit führen kann, während Sonnenfinsternisse maximal 12 Minuten dauern, überstreicht doch der Kernschatten des Mondes nur einen kleinen Teil der Erdoberfläche [wiki → Mondfinsternis et al.]. Manchmal wurde die jähe Umkehr vom glänzenden Vollmond hin zur anhaltenden Dunkelheit nicht nur durch eine verlöschte Fackel, sondern sogar durch ein umgekehrtes Tragelement des Himmels ausgedrückt [vgl. Portella, 21, 33]. Und ein Weiteres: Ulansey [111] will die gekreuzten Beine der beiden Fackelträger mit den Tagundnachtgleichen in Verbindung bringen. Eine wohl noch treffendere Erklärung ist eine Darstellung des Schnittpunkts von Ekliptik und Mondbahn im Mondknoten, dem Zeitpunkt für Finsternisse.

Insofern feierten die Mithras-Anhänger zum einen die Frühlingstagundnachtgleiche, die den Neubeginn des irdischen Pflanzenlebens bezeichnet, und die anderen drei Eckpunkte des Himmels, die Sommer, Herbst und Winter charakterisieren, und – so das hier vertretene, neue Postulat – dazu die Mondfinsternis, ungefähr einmal im Sonnenjahr, deren Eintreten zwar durchs Sonnenjahr wandert, aber auch damals kalkulierbar war (Saros-Zyklus; er 'funktioniert' für Sonnenfinsternisse viel schlechter, weil sie viel seltener von einer Stelle aus sichtbar sind). Die höhlenartigen Andachtsstätten symbolisieren vielleicht die länger anhaltende Finsternis bei Mondfinsternissen, die 'im Gegenzug' die Sternbilder stärker leuchten lässt.

Damit wäre dem astronomischen Hintergrund der Mithras-Darstellung hinreichend Rechnung getragen; dazu der geheime Sinn der Stiertötung 'geoffenbart'. Die Erklärung der Mondfinsternis und ihre Einbeziehung in den Kult gehörte dann wohl zu den Einweihungsgraden. Jeder war einem 'Planeten' gewidmet, so der fünfte, der „Perser“ oder „Perseus“, dem Mond. Nachdem

diese Religion sieben Einweihungsgrade kannte, ist nicht auszuschließen, dass beim sechsten, dem „Sonnenläufer“, auch das Geheimnis der Sonnenfinsternisse enthüllt wurde. Die oberste Stufe war „pater patrum“, dem Saturn und damit Chronos gewidmet. Auf jeden Fall wurde von den Mithras-Jüngern die Sonne, die unbesiegte Sonne verehrt. Aber indem Mithras über dem getöteten Stier mit Sol tafelt – manchmal auf den beiden Seiten einer drehbaren Steintafel als Rückseite zur Tauroktonie dargestellt, etwa auf der Mithras-Tafel von Fiorano Romano (südlich Modena [CIMRM 641]) –, ist klargestellt, dass er nicht identisch mit Sol Invictus sein kann, sondern in seinem Auftrag handelt.

Hier ergibt sich ein Bezug zum Christentum, da der Sonnenkult laut Demandt zu ihm eine innere Nähe zeigt. Aurelian ließ 274 dem Sol Invictus in Rom einen großen Tempel bauen [Demandt, 29]; er wird unter ihm zum Hauptgott des römischen Kultes [Bergmeier 2010, 258]. Diokletian hinterließ im Jahr 308 zusammen mit seinen Tetrarchen im Mithräum von Carnuntum eine Weihinschrift [Demandt, 391]:

„Zu den Sol-Verehrern zählten zuvor die Kaiser Aurelian, hernach Constantius Chlorus, der frühe Constantin und Julian“ [ebd.].

Rolf Bergmeier [2010, 220] sieht das anders, kompromissloser:

„Alles, mit Ausnahme der christlich-kirchlichen Texte, deutet also darauf hin, dass Konstantin bis zu seinem Tode den Sonnengott verehrt. [...] Kaiser Julian (361–363) wird stolz zurückblicken: Drei Generationen seiner Familie hätten der Sonne gedient.“

Konstantin ließ sich in seiner neuen Hauptstadt mit einer 50 m hohen Säule als sonnengöttlicher Herrscher verehren und fuhr mit dem Wagen des Sonnengottes zum Himmel [ebd. 245]. Selbst das berühmte XP liest Bergmeier [2010, 267, 132] als Zeichen für den Sonnengott, der sich noch 324 auf einem goldenen Solidus manifestiert [ebd. 275]. (Die gewohnt 'linientreue' *Wikipedia* [↔ Christusmonogramm] sieht das XP-Zeichen – ohne Quellenangabe – bereits seit dem 2. Jh. bei Christen in Verwendung.) Noch Licinius war Mithras-Anhänger [Demandt, 384] oder Juppiter-Anhänger [Bergmeier 2010, 284], verlor aber 324 gegen Konstantin die Entscheidungsschlacht. Ohne den Sonnenkult als Ausdruck liberalen, staatlich-heidnischen Kults war die religiöse Einheit in der ersten Hälfte des 4. Jh. nicht zu sichern [Bergmeier 2010, 223]. Nach Julian zeichnet sich bereits die intolerante Staatskirche ab.

391 ging in Alexandria der Bischof gegen die Mysterien von Mithras und Serapis vor, nach Widerstand sogar mit Militär, worauf mit dem dortigen Serapion das schönste und berühmteste Bauwerk des gesamten Ostens bis aufs Fundament zerstört worden ist. Doch in den Jahren danach pflegte Rom noch einmal die alten Kulte, darunter auch den des Mithras [Demandt, 107 f.].

Das ändert nichts daran, dass es sich ab 395 um „einen einzigartigen Angriff auf die Gedankenfreiheit“, um „den Einzug einer unbarmherzigen Staatsreligion handelt“ [Bergmeier 2012, 120], und danach: „1700 Jahre staatlich verordneter, kirchlich geforderter Glaubenstotalitarismus“ [ebd. 123].

Literatur

- Barker, Geoff (2011): *Cast from ivory book cover in the Bodleian Library*, Oxford; <http://www.powerhousemuseum.com/imageservices/2011/10/cast-from-ivory-book-cover-in-the-bodleian-library-oxford/#sthash.xjIIHDFK.dpuf>
- Becker, Alfred (1973): *Franks Casket. Zu den Bildern und Inschriften des Runenkästchens von Auzon*; Regensburg [Anhänge - Ikonographie der Magierbilder (Heilige Drei Könige)]; <http://www.franks-casket.de/deutsch/anhang10.html>
- Bergmeier, Rolf (2012): *Schatten über Europa. Der Untergang der antiken Kultur*; Aschaffenburg
- (2010): *Kaiser Konstantin und die wilden Jahre des Christentums. Die Legende vom christlichen Kaiser*; Aschaffenburg
- Bibliotheca Laureshamensis digital, Virtuelle Bibliothek*
- Cabrol, Fernand/ Leclercq, Henri (1931/32): *Dictionnaire d'archéologie chrétienne et de liturgie. Tome dixième*. 2 Bände; Paris
- CIMRM = *Corpus Inscriptionum et Monumentorum Religionis Mithriacae*, zusammengestellt von Marteen Jozef Vermaseren; elektronisch verfügbar
- Clauss, Manfred (?2012): *Mithras. Kult und Mysterien*; Darmstadt (1990, München)
- Cumont, Franz (1896/99): *Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra*; Brüssel
- Demandt, Alexander (1998): *Geschichte der Spätantike. Das Römische Reich von Diocletian bis Justinian · 284 – 565 n. Chr.*; Beck, München
- Hagl, Siegfried (2007): *Eine klassische Verleumdung* [zu Nero]; <http://www.siegfriedhagl.com/geschichte/eine-klassische-verleumdung>
- Icks, Martijn (2014): *Elagabal – Leben und Vermächtnis von Roms Priesterkaiser*; Zabern, Mainz
- Illig, Heribert (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* Econ, München, heute Berlin
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Econ, Düsseldorf, dann München, heute Berlin
- Kehrer, Hugo (1909): *Die heiligen drei Könige in Literatur und Kunst*, Bd. II; Leipzig
- Krause, Stefan (2013): *Mondfinsternis.info*; <http://www.mondfinsternis.net/impressum.htm>
- Lackner, Andrea (2009): *Eva, Maria und die Frauen in der frühchristlichen Kunst*; Wien http://othes.univie.ac.at/7728/1/2009-11-20_0321147.pdf
- Liverani, Paolo / Spinola, Giandomenico (2010): *Die Nekropolen des Vatikans*; Belser, Stuttgart (mit einem Beitrag von Zander, Pietro)
- Magieranbetung* = http://www.basiswissen-christentum.de/media/img/Weihnachten/Magieranbetung_1.JPG
- Matt, Leonard von / Barelli, Franco (?1987): *Rom · Kunst und Kultur der ewigen Stadt in mehr als 1000 Bildern*; DuMont, Köln (1975)

- Merkelbach, Reinhold (1998): *Mithras · Ein persisch-römischer Mysterienkult*; Albus, Wiesbaden
- Migge, Thomas (2012): Fragwürdiger Sponsor · Aserbaidshan finanziert die Rettung der römischen Katakomben von San Marcellino e Pietro; *Deutschlandfunk*, 18. 07.
- Ökumenisches Heiligenlexikon* = <http://www.heiligenlexikon.de/BiographienB/Balthasar.htm>
- pallottinerinnen* = <http://www.pallottinerinnen.info/index.php?id=1986>
- Pinton, Daniele (2009): *Bernini · Wege zur Kunst*; Rom [diese im Internet einsehbar deutsche Fassung kennt nicht einmal der allwissende Karlsruher Virtuelle Katalog]
- Pohle, Frank (Hg. 2014): *Karl der Große · Charlemagne. Orte der Macht · Essays*; Sandstein, Dresden (2. Ausstellungskatalog für Aachen)
- Portella, Ivana della (2000): *Das unterirdische Rom · Katakomben, Bäder, Tempel*; Könemann, Köln
- Pearse, Roger (o.J.): *The Roman Cult of Mithras*; [mit einem großen Bildteil] <http://www.tertullian.org/rpearse/mithras/display.php?page=main>
- Renan, Ernest (1912): *Marc Aurèle ou la fin du monde antique*; Paris (1882) https://openlibrary.org/books/OL13991040M/Marc-Aurèle_et_la_fin_du_monde_antique
- Schulz, Matthias (2014): Vermächtnis des Monsters. Trug Roms Kaiser Elagabal einen Stierpenis am Kopf? Erstickte er seine Tischgäste unter Blütenlawinen? Ein Historiker legt neue Details zu einem der bizarrsten Herrscher der Antike vor; *Der Spiegel*, Nr. 17, 19. 04., S. 114 f.
- (2013): Wettlauf der Götter. Eine Ausstellung in Karlsruhe soll eine epochale Frage der Religionsgeschichte beantworten: Wieso gewann das Christentum in der Antike den Konkurrenzkampf der Kulte? Was machte Jesus zum Superstar? *Der Spiegel*, Nr. 47, 116 f.
- Seiterle, Gérard (1979): Artemis – die große Göttin von Ephesos; *Antike Welt* 10 (3) 13
- Seitschek, Robert (1989): *Helios · Mythos der Sonne*; Jugend & Volk, Wien · München
- Staccioli, Romolo (1994): *Guida di Roma antica*; Milano
- Stark, Carl Bernhard (1869): Die Mithrassteine von Dormagen nebst anderen Ineditis; *Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande*, 45. Jg., Heidelberg, 1-25
- Ulansey, David (1998): *Die Ursprünge des Mithraskults. Kosmologie und Erlösung in der Antike*; WBG, Darmstadt (engl. 1989)
- Verstegen, Ute (2007): *Fundstück im Januar 2007: Die vier Weisen aus dem Morgenland - Eine frühchristliche Darstellung der Magierhuldigung*; http://ute-verstegen.de/fundstueck2007_01.html
- Zehren, Erich (1957): *Das Testament der Sterne*; Kahner, Berlin

Keltentum

Ursprünge, Entstehung, Entwicklung

Andreas Otte

Einleitung

Nach lange vorherrschender Ansicht entstand die Kelten-Kultur ca. -800 im westlichen Zentral-Europa nördlich der Alpen und breitete sich von dort in mehreren Wellen und über mehrere Jahrhunderte westwärts (Spanische Halbinsel, England, Irland), südwärts (Po-Ebene und Italienische Halbinsel) und ostwärts (Kaspisches Becken, Ukraine, Transsylvanien, Balkan, Anatolien) aus (Abb. 1).

In den vergangenen Jahrzehnten haben sich aus archäologischer [Cunliffe/Koch, 13], linguistischer [Cunliffe/Koch, 185] wie auch aus wissenschaftshistorischer Sicht (wie wurden die Kelten wissenschaftlich untersucht?) [James; Collis] starke Zweifel an diesem geographischen wie auch am zeitlichen Ansatz ergeben. Nahezu offen wird nicht nur erneut die Frage nach den Ursprüngen der Kelten – geographisch und zeitlich – gestellt, sondern auch ganz grundlegend gefragt: „Was ist überhaupt ein Kelte? Was macht ihn aus? Gibt es überhaupt ‘die Kelten’ als Volksgruppe?“ Darüber hinaus gibt es auch schon Forscher, die eine Fragestellung nach den Ursprüngen als geradezu sinnlos – weil aussichtslos – betrachten. Die Lage sei so unübersichtlich, dass man nicht einmal sinnvoll definieren könne, was die Kelten ausmache. Wie soll man dann überhaupt in der Lage sein, ihre Ursprünge zu ermitteln? Um sich der aktuellen Situation nähern zu können, muss man daher zunächst fragen: „Auf welchen Grundlagen hat sich die Keltenforschung in den letzten 300 Jahren entwickelt?“ Und: „Welche neuen Entwicklungen haben die Keltenforschung so in Unordnung gebracht?“

Bestandsaufnahme

Die ersten Berichte über „Kelten“ stammen von den Griechen. Aus dem frühen -6. Jh. stammt z.B. eine Erwähnung während einer Küstenreise von Cádiz nach Marseille – erhalten als Zitat in der Küstenbeschreibung *Ora Maritima* eines römischen Dichters aus dem +4. Jh. Auf Basis dieses relativ ungenauen Berichts könnte man vermuten, dass die keltischen Stämme an der Nordsee, in Frankreich und in Südwestspanien lebten. Um -500 erwähnt Hekataios von Milet in einem Bericht zwei keltische Städte (eine davon Narbonne in Südfrankreich, die andere vermutlich in Kärnten) und die in der Nähe des Kelten-

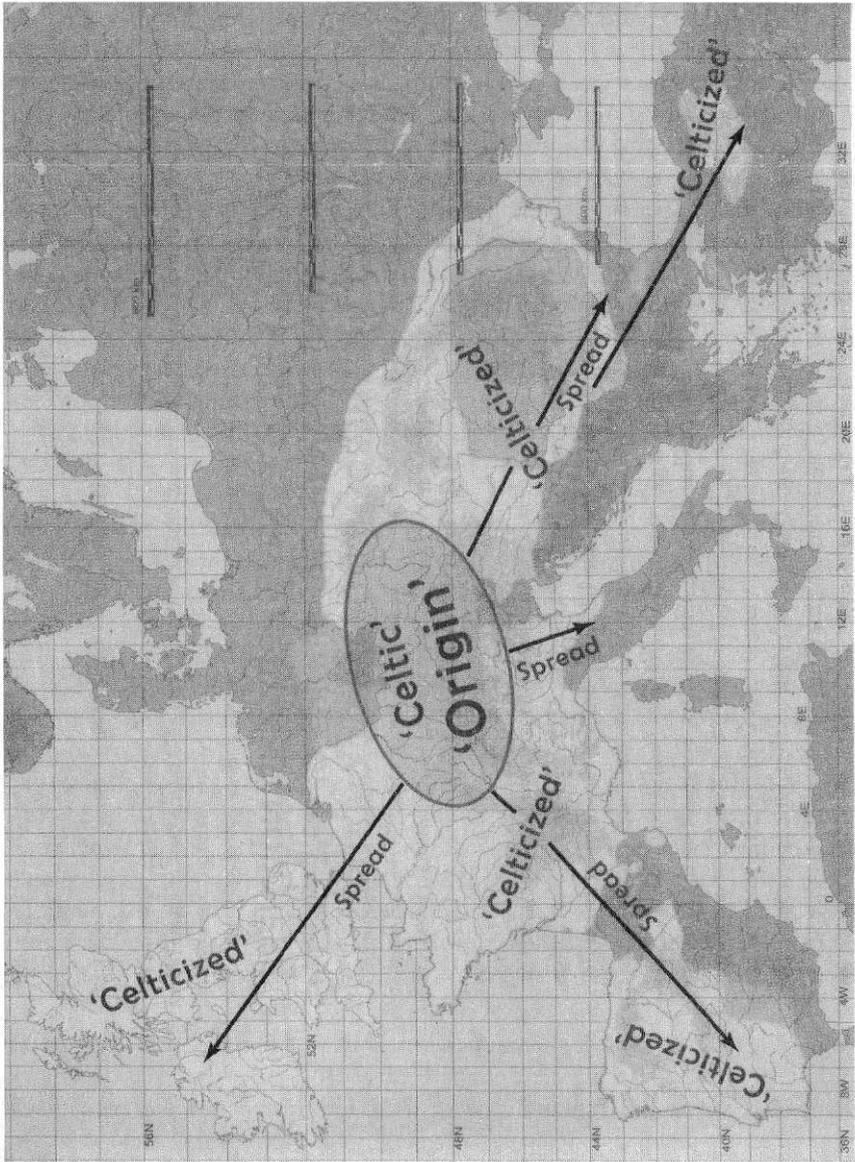


Abb. 1: Das traditionelle Modell der keltischen Ausbreitung [Cunliffe/Koch, 40]

landes liegende Stadt Marseille. Schließlich berichtet Herodot, dass die Kelten im oberen Donautal, in der Nähe der Pyrenäen und an der Westküste der iberischen Halbinsel leben [Cunliffe 2012b, 8]. Herodots Angaben zur Donau sind extrem fragwürdig (länger als der Nil, entspringt in den Pyrenäen), dennoch wurden sie zur Lokalisierung der Kelten genutzt [Cunliffe/Koch, 186]. Weitere Erwähnungen stammen aus römischer Zeit. Was die Eigenschaften der Kelten betrifft, werden das kriegerische Wesen und insbesondere der Totenkopfkult von den antiken Autoren hervorgehoben [Cunliffe 2012b, 28, 82]. Unabhängig hiervon sind die antiken Lokalisierungen der Kelten durchweg kontinental. Für die Inselbewohner im Atlantik hatten die antiken Autoren andere Namen [James, 17]. Die vermutlich umfangreichste Sichtung der historischen Quellen findet sich bei John COLLIS [13-26], aber auch er sieht keinen Inselbezug für die Kelten. Nur Barry CUNLIFFE [2012a, 245] übernimmt seit kurzem, nachdem er sich in früheren Veröffentlichungen (s.o.) vorsichtiger ausgedrückt hat, die Ansicht, dass sich in dem bereits erwähnten Gedicht *Ora Maritima* auf antike britische und irische Kelten schließen lässt.

Aus traditioneller linguistischer Sicht ist die sich aus dem Spät-Indoeuropäischen entwickelnde keltische Sprachfamilie durch die heute noch ununterbrochen existierenden Sprachen Bretonisch, Irisch, Schottisch-Gälisch und Walisisch, wiederbelebte Sprachen wie Kornisch und Manx sowie darüber hinaus durch einige inzwischen ausgestorbene antike keltische Sprachen, z.B.: Goidelisch (primitives Irisch), Britannisch, Gallisch, Galatisch, Keltiberisch und Lepontisch repräsentiert [Cunliffe/Koch, 1]. Der Wegfall des indogermanischen Lautes */p/ ist allen keltischen Sprachen gemein [Wikipedia ↪ Keltische Sprachen]. Ein Proto-Keltisch (PC) wurde als gemeinsame keltische Ursprache lediglich rekonstruiert. Klassifiziert werden diese Sprachen z.B. nach kontinental- oder inselkeltisch, wobei das Bretonische zu den inselkeltischen Sprachen zählt. Eine andere – stärker umstrittene – Klassifikation orientiert sich an einer Einteilung der keltischen Sprachen in solche, welche die Vereinfachung des indogermanischen Labiovelars /kʷ/ zum Labial /p/ (p-keltisch) enthalten, gegenüber denen, die diese Vereinfachung nicht enthalten (q-keltisch).

Die Kontinentalkelten waren in der Antike bekannt, und die Franzosen hoben spätestens seit der Renaissance verstärkt auf ihre keltisch-gallische Herkunft ab. 1582 schlug der Schotte George BUCHANAN vor, dass die frühen Britannier sowie die Schotten von den Galliern abstammen könnten. Paul-Yves PEZRON erstellte 1703 eine Genealogie der Kontinentalkelten mit dem Ziel, die Bretonen von den Franzosen abzugrenzen. 1707 findet sich die erste Veröffentlichung, welche die Inselkelten nennt: Edward LHUYDS *Archaeologica Britannica* war eine bahnbrechende Analyse der Ähnlichkeiten der auf den Inseln gesprochenen Sprachen und bildete die Vorlage für den späteren keltischen Sprachbaum [James, 44-46].

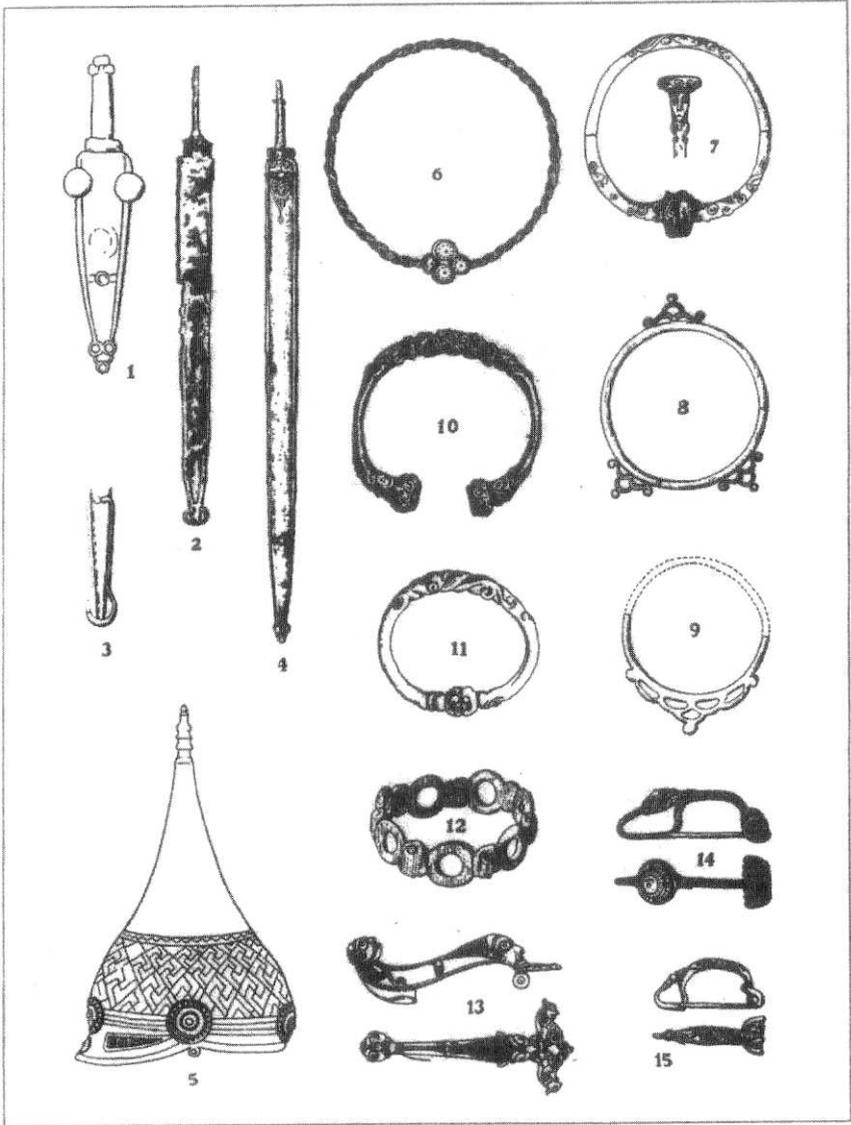


Abb. 2: La Tène-Leitfunde I nach Déchelette [Collis, 91]

Die Kontinentalkelten sind heute archäologisch im Wesentlichen über die Funde von Hallstatt (ab 1846) und La Tène (ab 1853) definiert. Der Vergleich der Artefakte zeigte, dass die Latènefundstücke jünger sind. Hallstatt A und B werden der späten Bronzezeit zugeordnet, die keltischen Schichten Hallstatt C und D gehören ab -800 in die Eisenzeit und reichen traditionell bis ins -5. Jh. Die Latènezeit beginnt in etwa zur Mitte des -5. Jh. und endet mit der jeweiligen römischen Okkupation [Cunliffe 2012b, 16 f.]. Die Friedhöfe der Hallstatt- und Latènezeit haben eine Fülle archäologischen Materials geliefert. Insbesondere die frühe, keltische Hallstattzeit zeigt bei ärmeren Bevölkerungsschichten noch die anscheinend aus der Urnenfelderzeit stammende Brandbestattung, während die wohlhabenden Fürsten Holzkammern unter Grabhügeln und reiche Beigaben wählten. In der Latènezeit setzten sich die Körperbestattungen mit kaum unterschiedlicher Grabausstattung weitestgehend durch [Cunliffe 2012b, 21].

In England wurden Mitte des 19. Jh. Funde, die nicht den Wikingern, den Angelsachsen oder den Römern zugeordnet werden konnten, keltisch genannt – nachdem Lhuyd diesen Namen definiert hatte [Collis, 82-83]. Die bedeutendsten Stücke dieser Art sind die Tara-Brosche (ca. +700) und der Schild von Battersea (-3. bis -1. Jh.) [Collis, 80]. Es war Joseph DÉCHELETTE, der von 1910 bis 1914 die hauptsächlichsten archäologischen Stränge Europas einschließlich der britischen Inseln zusammenführte. Er übernahm das Konzept der keltischen Kunst aus England und führte es mit den kontinentalen Latènefundstücken (Abb. 2+3) zusammen [Collis, 90]. Die Verbindung war hergestellt, das Keltendogma des 20. Jh. definiert.

Kritik am etablierten Keltenmodell

Die traditionelle Ansicht, dass die in der Antike unbekannt – oder uns zumindest nicht sicher überlieferten – Insel-Kelten aus mehreren Invasionswellen der Kontinentalkelten hervorgegangen sind, wird inzwischen von den englischen Archäologen abgelehnt. Hauptgrund sind die eisenzeitlichen archäologischen Funde in England und Irland. Man findet meistens Nachempfindungen der bekannten kontinentalen Stile, Importe sind eher selten. In den meisten Bereichen der Inseln – so die allgemeine Ansicht – wurden die Toten nicht beerdigt, sondern ‘entsorgt’, ohne Spuren zu hinterlassen. Die Funde zeigen also nicht, was man bei einem Invasions- und Einwanderungsszenario erwarten würde: eine flächige Verwendung identischer, d.h. von keltischen Handwerkern hergestellten Kunstwerken, Waffen, Werkzeugen und verbreitete kontinentale Begräbnissitten. Es sei angemerkt, dass es im östlichen Yorkshire durchaus Begräbnisplätze gibt, die kontinental-keltische Einflüsse zeigen – im Detail aber wieder starke Unterschiede aufweisen [James, 38].



Abb. 3: La Tène-Leitfunde II nach Déchelette [Collis, 92]

Wie eine vergleichbare echte keltische Migrations- und Invasionssituation aussieht, lässt sich anhand der Wanderung in die Po-Ebene prüfen: Dort finden sich die erwarteten Stilbrüche in den verwendeten Waren sowie Veränderungen der Sitten auf breiter Front [James, 37].

Zweifelsohne gab es Kontakte zwischen den Bewohnern Englands, Irlands, Galliens, und sicherlich haben sich kleinere Gruppen in beide Richtungen stetig bewegt, haben gesiedelt und sich auch vermischt, aber ein klassisches Invasionsszenario unterstützen die Funde nicht. Stattdessen wird der Eindruck einer lokalen Bevölkerungskontinuität aus der Bronzezeit heraus vermittelt. Viele der gemeinsamen typischen archäologischen Muster der englischen Eisenzeit wie z.B. runde oder ovale Häuser, die „verschwundenen Toten“, die lokale Keramik, die Landwirtschaftsform, usw. sind bereits in der Bronzezeit sichtbar [James, 40]. Darüber hinaus ist die Eisenzeit auf den britischen Inseln und in Irland vor allem durch eines gekennzeichnet: Vielfalt und Diversität! Selbst die oben genannten typischen Muster unterscheiden sich regional, sobald man sich die Details anschaut. Auch sind die archäologischen Muster nur schwer mit den von den antiken Autoren vermittelten typischen Hierarchien der keltischen Gesellschaftsstruktur in Übereinstimmung zu bringen: Kriegerelite, Adelige, Priester und spezialisierte Handwerker [James, 41f].

Simon JAMES vertritt daher die Ansicht, dass eine spezifisch keltische Ethnie als eigene Volksgruppe weder in der späten Bronzezeit noch in der Eisenzeit auf den britischen Inseln und in Irland fassbar ist. Auch sei es nicht nachvollziehbar, warum diese Pseudo-Ethnie keltisch genannt wird. Schließlich – so James – sind die Inselkelten eine Erfindung des 18. Jh. Lhuyd bediente damals die unter kulturellem Druck befindlichen nicht-angelsächsischen Bevölkerungsgruppen Englands und Irlands mit einer historischen Identität. Gleiches leistete zeitlich parallel Pezron für die Bretonen in Frankreich [James, 46]. Auf Basis der antiken Berichte gibt es keinen Grund, die eisenzeitlichen Bewohner der britischen Inseln Kelten zu taufen. Trotzdem nennt die englische Übersetzung (1708) von Pezrons Buch – nicht jedoch das Original – die Kelten bereits im Untertitel. Lhuyd war maßgeblich an der Übersetzung des Buches beteiligt während er zeitgleich sein eigenes Werk fertigstellte [James, 45]. Collis [71] hält eine derartige Interpretation der Ziele Lhuyds für überzogen.

Heutzutage sind Millionen Menschen aus England, Irland, Nordspanien und den Auswanderungsländern von Nord- und Südamerika stolz auf ihre keltischen Wurzeln und blenden deren fehlende historische Überlieferung aus. Die neue Gewichtung der archäologischen Forschungsergebnisse ruft diesen Mangel ins Bewusstsein und bedroht die Identifikation. Lediglich auf der linguistischen Seite gibt es Argumente für eine Personifikation der alten Inselbe-

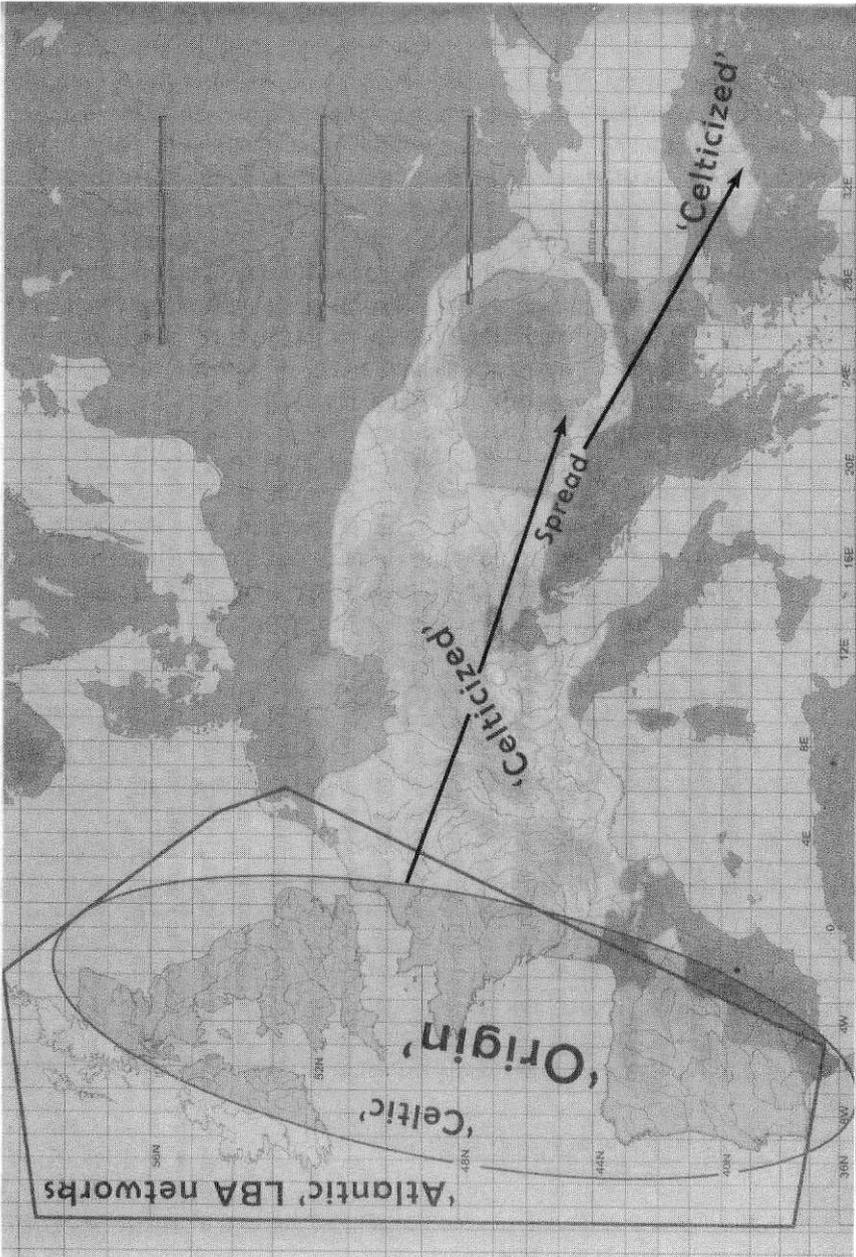


Abb. 4: Das atlantische Modell der keltischen Ausbreitung [Cunliffe/Koch, 42]

wohner mit den Kelten, da es sich um eine größere Sprachfamilie handelt. Leider sind die alten kontinental-keltischen Sprachen sämtlich ausgestorben und nur in Inschriften überliefert. Ist eine sprachliche Ähnlichkeit, die sich nur einseitig auf lebende Sprachen stützen kann, ausreichend? Bezieht man den nationalistischen Entstehungshintergrund der Keltenforschung in die Betrachtung ein, wird das linguistische Argument zunehmend fragwürdiger. James hat die Frage deshalb negativ beantwortet und sich damit nicht gerade beliebt gemacht. Die Vorwürfe gegen ihn reichen von begangener „ethnischer Säuberung“ bis hin zum „Völkermord“ an den Kelten [James, 16].

Weniger kontrovers als James hat Barry CUNLIFFE auf die archäologische Situation in Englands Eisenzeit reagiert. Cunliffe plädiert mindestens seit 2001 für eine neue Suche nach den Ursprüngen der Kelten – auf Basis der archäologischen Fundsituation. Für ihn steht dabei – im Gegensatz zu James – außer Frage, dass es sich bei den eisenzeitlichen Bewohnern Englands und Irlands um Kelten handelte. Im Unterschied aber zum bisherigen Ansatz sieht er die Keltisierung Europas, zumindest sprachlich, von der sogenannten „Atlantischen Fassade“ ausgehen (Abb. 4). Dieser Bereich – auch „Atlantische Zone“ genannt – umfasst England, Irland, Normandie, Bretagne sowie Norden und Westen der iberischen Halbinsel [Cunliffe/Koch, 1]. Entscheidend ist, dass die Ursprünge des Keltentums in diesem Modell zumindest bis in die späte Bronzezeit zurück verlagert werden.

Auffällig ist die deutliche Aufwertung der iberischen Halbinsel in diesem Modell. Sie stellt die einzige halbwegs gesicherte Überschneidung zwischen den antiken Berichten über die Siedlungsgebiete der Kelten und den neuen Ursprungsgebieten des Modells von Cunliffe her. Es gibt noch einen zweiten Grund für die stärkere Einbeziehung der iberischen Halbinsel in die Keltenfrage: Der Linguist John T. KOCH hat die in knapp 100 Inschriften überlieferte Sprache Tartessisch als keltisch (oder zumindest als keltisch infiziert) entschlüsselt, und weitere Linguisten sind inzwischen bereit, diese Zuordnung provisorisch als Hypothese zu akzeptieren. Das Königreich Tartessos lag westlich der Straße von Gibraltar, vermutlich nahe Cádiz an der Mündung des Guadalquivir einschließlich des unmittelbaren Hinterlandes [Cunliffe/Koch, 186]. Die Blüte des Königreichs Tartessos kann etwa im -7. Jh. angesetzt werden, aus dieser Zeit stammen auch einige der Inschriften. Im -5. Jh. gab es Tartessos schon nicht mehr.

Ist eine weitere keltische Sprache tatsächlich eine revolutionäre Entdeckung? Sie ist es wegen ihrer Datierung: Das Tartessische des -7. Jh. weist nach Meinung der Linguisten genügend starke Abweichungen zum rekonstruierten Proto-Keltisch (PC) auf, um die Entstehung der urkeltischen Sprache in die Bronzezeit zu verlegen. Das keltische Hallstatt ist damit zu spät und La Tène erst recht viel zu spät, um Ausgangspunkt für die Sprache sein zu kön-

nen [Cunliffe/Koch, 190]. Hallstatt-Ware hat die iberische Region nie in relevantem Maße erreicht. Es gilt also: Ha C1a \neq PC [Koch/Cunliffe, 5].

In ungefährer räumlicher Nähe zu Hallstatt ist die Urnenfelderkultur ein denkbarer bronzezeitlicher Kandidat für die Entstehung des Proto-Keltischen. Allerdings ist der gesamte südöstliche keltische Bereich, der auch Urnenfelderbelegung aufweist, erst in hellenistischer Zeit entstanden. Die frühe Urnenfelderkultur erscheint daher räumlich komplett vom keltischen Sprachbereich getrennt zu sein, selbst wenn für die Zeit um -900 ihre Einflüsse auch auf der östlichen iberischen Halbinsel attestiert werden. Koch vertritt dementsprechend Urn \neq PC [Cunliffe/Koch, 191].

Europa am Übergang der Bronzezeit zur Eisenzeit ist geprägt durch Regionalisierung und Isolation, während die vorhergehende Bronzezeit eine Phase hoher Mobilität und des vielfältigen Waren- und Kulturaustausches war. Analysen von stabilen Isotopen in erhaltenem Zahnschmelz zeigen, dass Personen innerhalb ihrer Lebenszeit lange Wanderungen vorgenommen haben [Cunliffe/Koch, 29]. Pferde, Räder, Wagen und Schiffe prägen die Darstellungen der Bronzezeit und bezeugen deren Mobilität [Koch/Cunliffe, 109-115]. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der geographische Horizont der Bronzezeit deutlich umfangreicher war als das soziale Erfahrungsfeld der ihr folgenden Eisenzeit. Könnte sich – und das ist das Szenario von Cunliffe und Koch – die keltische Sprache als eine *lingua franca* innerhalb der Atlantischen Zone während der Bronzezeit entwickelt haben [Cunliffe/Koch, 2]? Von dort kann sie – den Flüssen folgend – in das Rhein-Main-Donau Gebiet vorgestoßen sein. Cunliffe und Koch sind nicht die ersten mit Ideen zu einer atlantischen Entstehung der Kelten, aber ihnen ist es gelungen, eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen und eine wissenschaftliche Diskussion anzustoßen.

Offenbar war die Zeit reif für einen neuen Ansatz in der Keltenfrage. Im Dezember 2008 wurde ein eintägiges Forum *Celticization from the West* in Aberystwyth (Wales) zum Thema durchgeführt. Das 2010 erschienene *Celtic from the West* [Cunliffe/Koch] protokolliert die Forumsbeiträge von 2008, während der 2013 erschienene Folgeband [Koch/Cunliffe] die Beiträge eines zweiten Forums vom Juli 2010 in Oxford zusammenfasst. Der neue Ansatz stellt nicht in Frage, dass sich die keltische Sprache aus dem Indoeuropäischen entwickelt hat. Es wird auch nicht die Heimat der indoeuropäischen Sprache von Osten nach Westen verschoben oder irgendeine Hypothese bezüglich der vorgeschlagenen Lokalisationen zur Entstehung der indoeuropäischen Sprache (z.B. neolithisches Anatolien oder kupferzeitliche Pontisch-Kaspische Steppe) präferiert. Auch wird weiterhin die Latènekultur sowie das westliche Hallstatt D als vorwiegend keltisch sprechend angesehen.

Was macht Keltentum aus?

Offensichtlich vertritt Koch die Ansicht, dass sich Keltentum im Wesentlichen über die Sprache definiert [Cunliffe/Koch, 45]. Diese Definition ist weit verbreitet, aber bei weitem nicht die einzige. Andere Definitionsmöglichkeiten bieten sich über die Produktion oder Nutzung von Kunst oder sonstiger Güter mit bestimmten Stil-Eigenschaften an, oder über die antike (Selbst-) Bezeichnung als Kelte. Raimund KARL hält eine Definition des Keltentums für sinnvoll, die keine Auswahl trifft, sondern sämtliche der oben angegebenen Eigenschaften durch **oder** verknüpft. Er nennt dies „Keltentum durch Assoziation“ [Cunliffe/Koch, 47]. Karl reiht sich mit seinen Überlegungen in die Gruppe der Keltenskeptiker ein, zu denen auch James und Collis gehören.

Karl betrachtet archäologische Typologien und globale Chronologien als Hilfsmittel zur Strukturierung komplexer Fundlagen. Auf dieser Basis erstellte Datierungen sowie kulturelle und ethnische Ordnungen bilden nicht die Realität ab. Im Prinzip kann nur jeder einzelne Aspekt, jedes Stilelement, jede sprachliche Nuance für sich untersucht werden, um einen räumlichen wie zeitlichen Anfang und einen Lebenslauf zu erhalten. Jeder Versuch, diese einzelnen Elemente zusammenzufassen, muss notwendigerweise irgendwann an der chaotischen Realität scheitern [Cunliffe/Koch, 48-60]. Ein Blick auf die räumliche Verteilung der archäologischen Leitfunde der Hallstatt-Kultur (Abb. 5) kann dieses illustrieren.

Es gelingt nicht, eine eindeutige Kernzone mit Peripherie zu ermitteln, obwohl der chronologische Aspekt hierbei noch gar nicht berücksichtigt ist. Nimmt man noch sprachliche und gesellschaftliche Indizien hinzu, wird klar, dass es überhaupt nicht möglich ist, von ‘den Kelten’ als einer fixierbaren Kultur und Gesellschaft mit bestimmter zeitlicher und räumlicher Herkunft zu sprechen [Cunliffe/Koch, 59 f.]. Stattdessen verfügt man über einen eher losen Satz von Eigenschaften, die in beliebigen Kombinationen nach Überschreitung eines irgendwie festgelegten Schwellenwertes ‘Keltentum’ ausmachen. Eine simple Oder-Verknüpfung der obigen Eigenschaften zur Definition des Keltentums ist es also nicht, was Karl hier im Sinn haben kann.

Wenn man davon ausgeht, dass Cunliffe und Koch mit der keltischen Sprachentwicklung im atlantischen Westen recht haben, dann könnte sich in Summe ein Bild wie in Abb. 6 ergeben [Cunliffe/Koch, 60 f.]:

Während sich die keltische Sprache vom Westrand Richtung Osten ausbreitet, starten die typisch keltischen Funde am Alpenrand in sämtliche Richtungen außer in den direkten Nordbereich. Das Druidentum ist anfangs nur für die britischen Inseln belegt, findet sich später aber auch im ganzen gallischen Bereich. Zu beachten ist, dass diese unterschiedlichen Herkunftsregionen des Keltischen nicht zeitgleich an den Start gegangen sein müssen.

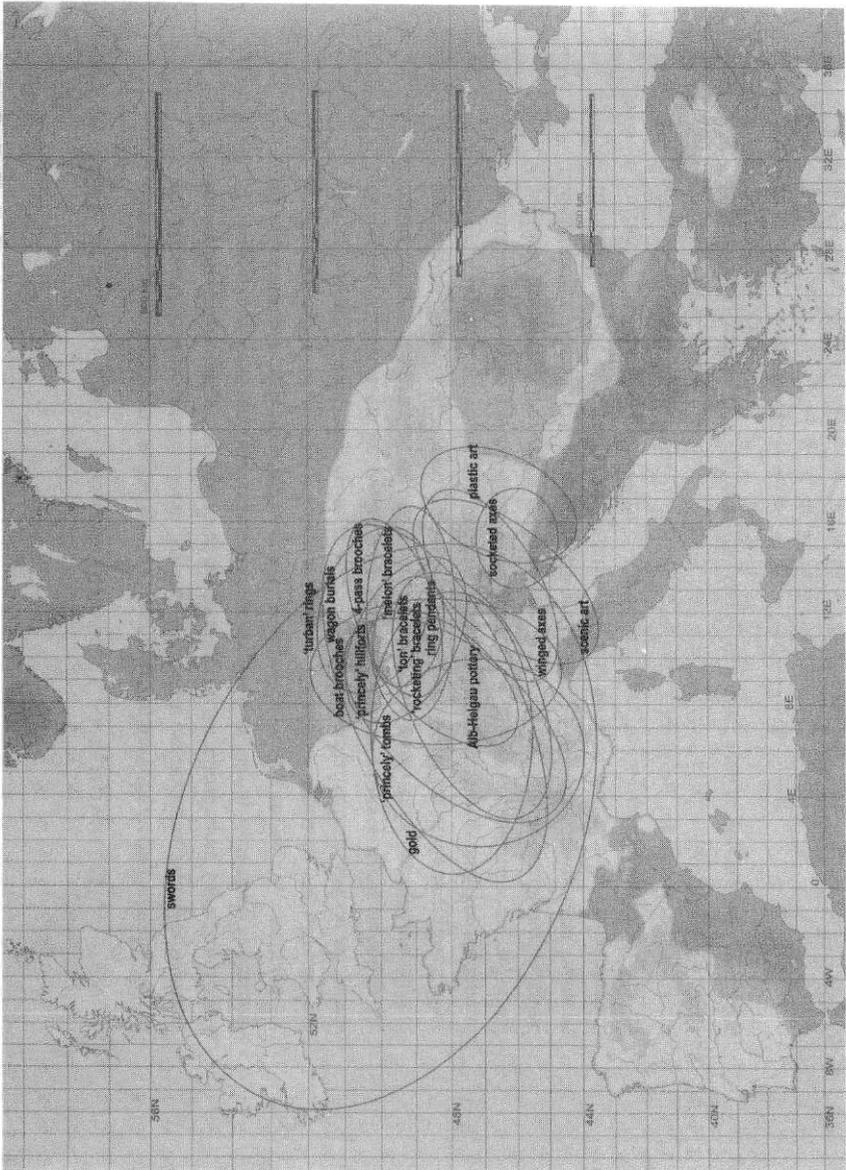


Abb. 5: Räumliche Verteilung der Hallstatt-Leitfunde [Cunliffe/Koch, 51]

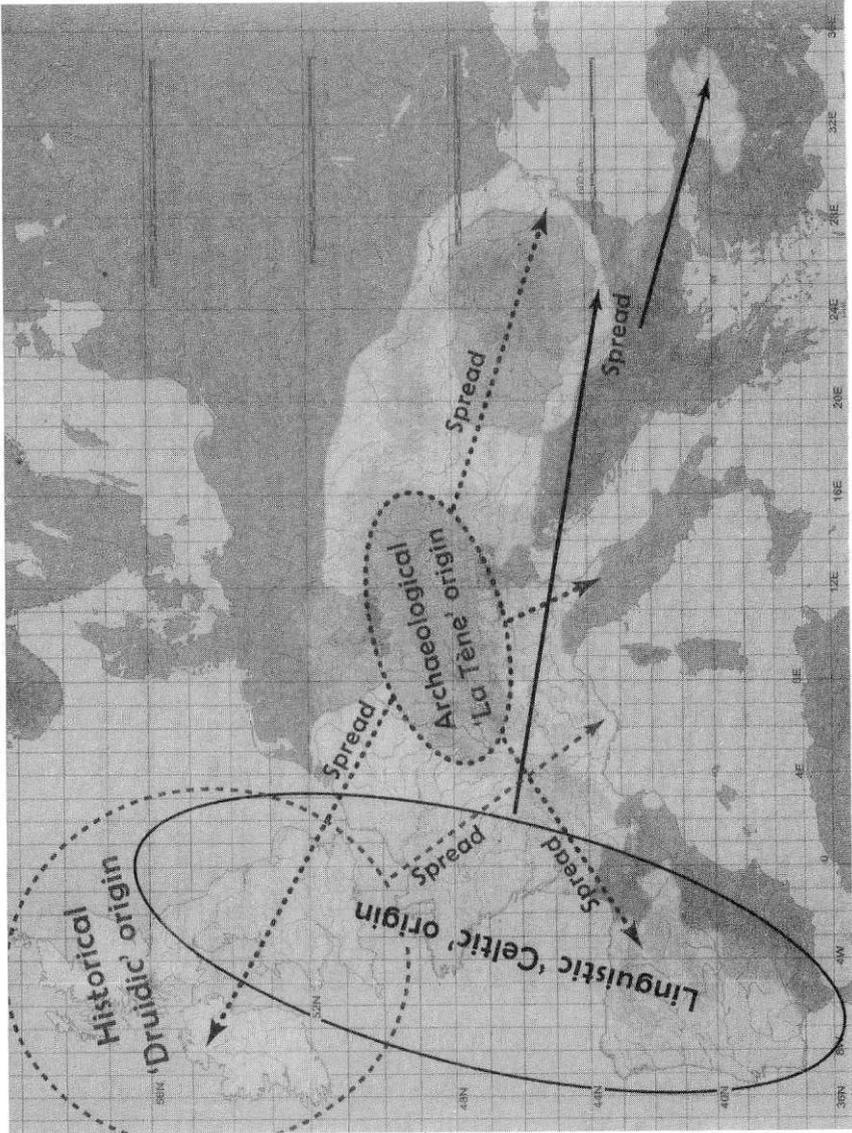


Abb. 6: Unterschiedliche Herkünfte keltischer Merkmale [Cunliffe/Koch, 61]

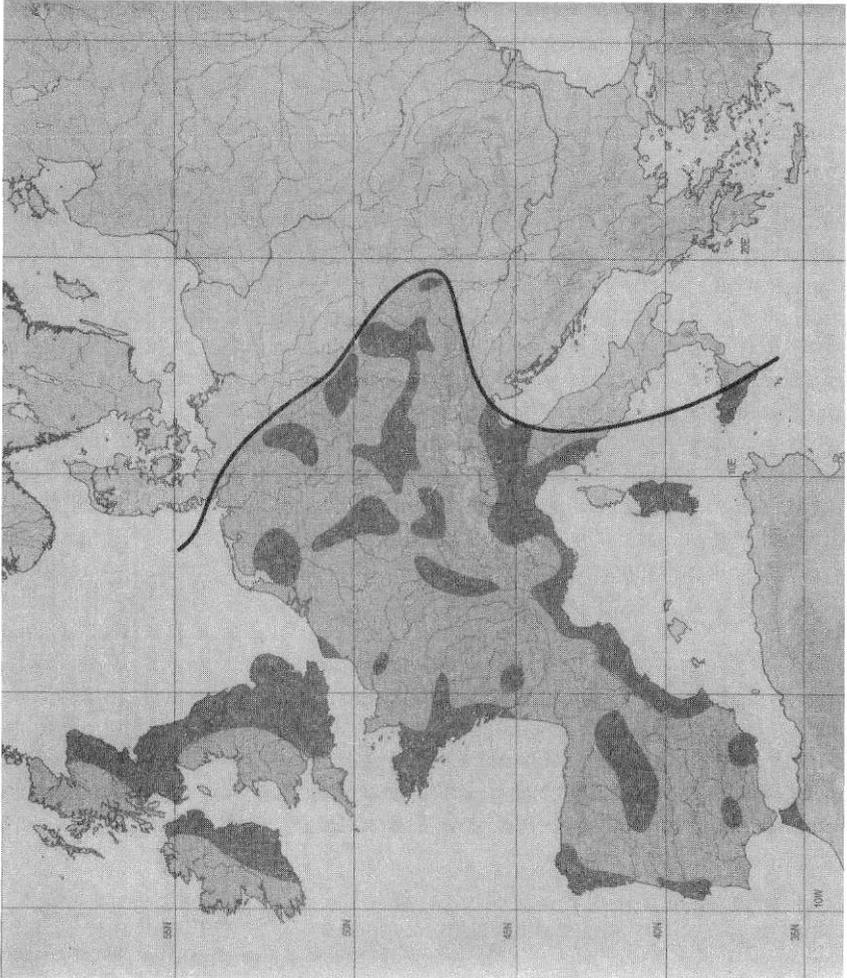


Abb. 7: Der „Glockenbecher-Komplex“ [Cunliffe/Koch, 30]

Die Einwände der Keltenskeptiker sind daher durchaus kompatibel zum Cunliffe/Koch-Szenario, obwohl sich vor allem Cunliffe deutlich gegen James [13], Collis [231] und Karl [Cunliffe/Koch, 6 f.] abgegrenzt hat.

Sprachen und Wanderungen

Während in England und Irland aus archäologischer Sicht das Umdenken in Bezug auf Invasionsszenarien für die Eisenzeit bereits in den 1960er Jahren einsetzte, haben sich derartige Vorstellungen in der Linguistik noch lange gehalten und werden von manchen noch heute vertreten. Dementsprechend groß ist der Widerstand gegen neue Ideen. Das Akzeptanzproblem mag auch mit der verinnerlichten Vorstellung eines „Sprachbaumes“ zusammenhängen. Ein derartiges Bild impliziert eine fortschreitende, ungebrochene Regionalisierung und Isolierung der Sprachgruppen zu immer kleineren Einheiten. Das wirkt wie ein Relikt biblischen Denkens (Turm zu Babel). Aus archäologischer Sicht wechseln demgegenüber Phasen hoher Mobilität mit eher isolationistischen Phasen ab. Längere Zeiten mit hoher Mobilität bewirken mit Sicherheit auch einen sprachlichen Niederschlag.

Der Sprachbaum erscheint vor diesem Betrachtungshintergrund geradezu absurd, ein wechselseitiger Abhängigkeitsgraph dürfte der Realität näher kommen. Teile dieses Graphen könnten tatsächlich aussehen wie ein Baum, aber das dürfte eher die Ausnahme sein. Dementsprechend ist auch die (Re-)Konstruktion von gemeinsamen Ursprachen als Wurzelknoten des Baumes mit Vorsicht zu genießen. Cunliffe teilt Bedenken am Konzept „Sprachbaum“ [Koch/Cunliffe, 222] während Koch deutlichere Kritik übt. Hierzu später mehr. Es wird erkennbar, dass die lange vertretene evolutionäre Sprachentwicklungstheorie, die der Baum versinnbildlicht, Auflösungserscheinungen zeigt [Koch/Cunliffe, 103-105].

Zurück zum Atlantik-Szenario: Hier ist die Sprache nach derzeitigem Stand der Untersuchungen die älteste Komponente der Merkmale, die Keltentum ausmachen. Das Druidentum ist erst in historischer Zeit und nur im nördlichen Bereich dokumentiert (Caesars *De bello Gallico*) [Cunliffe/Koch, 59], könnte aber natürlich älter sein [Cunliffe 2012a, 345 f.]. Die typisch keltische Kunst ist jünger als die ersten attestierten keltischen Sprachen. So gerät die keltische Sprache ins Zentrum der Untersuchungen. Die wesentlichen noch zu klärenden Fragen für das Atlantik-Szenario sind:

- Wie und wann haben sich die keltischen Sprachen im atlantischen Bereich ausgebreitet?
- Entstanden die keltischen Sprachen aus dem Indoeuropäischen, bevor sie den Atlantik erreichten oder erst danach?
- Wie und wann hat sich das Indoeuropäische nach Westen bewegt?

Zu diesen Fragen laufen interessante Diskussionen mit hochkonträren Meinungen [Koch/Cunliffe, 220 f.]. Die Macher der beiden *Celtic from the West*-Bände scheuen sich nicht, ihre geringfügig unterschiedlichen Meinungen und sogar Gegenmeinungen zum Atlantik-Szenario in ihren Veröffentlichungen zu präsentieren. Um sich ein Gesamtbild von der Situation machen zu können, bietet es sich an, zunächst Karten zu Ausbreitungsgebieten einiger „Kulturen“ zu betrachten.

Die Glockenbecherphase (2700–2200, in England bis -1800) markiert den Übergang von der Jungsteinzeit zur Bronzezeit. Die dunklen Bereiche (Abb. 7) zeigen die Kernbereiche, ansonsten tauchen die Glockenbecher in fast ganz Westeuropa auf. Die Bestattungssitte umfasst Einzelbestattungen in Erdgräbern oder Steinkisten. Im westlichen Verbreitungsgebiet finden sich Nachbestattungen in Megalithanlagen oder Höhlen, teilweise auch als typisch megalithische Mehrfachbestattung. In der Frühphase fehlen korrespondierende eindeutige Siedlungsreste. Aufgrund dieser Befundlage ist den Glockenbecherleuten bisweilen auch schon der Status einer Kultur abgesprochen worden [Wikipedia ↔ Glockenbecherkultur]. Ob sich das ‘Glockenbecher-Paket’ mit dem Keltischem verbinden lässt, wird bei Cunliffe und Koch immer wieder diskutiert, weil insbesondere die gute Überdeckung der Einflussgebiete hervorsteht (z.B. Abb. 6 im Vergleich mit Abb. 7) [Cunliffe/Koch, 34]. Während Cunliffe [2012a, 246] hier Zusammenhänge sieht, lehnen andere, unter anderem aus chronologischer Sicht, solche Zusammenhänge ab [Koch/Cunliffe, 28].

Die Nähe der Glockenbecherfunde zu megalithischen Bauten, zumindest dort, wo sie sich in ihren Ausbreitungsgebieten räumlich überschneiden, wird immer wieder in Veröffentlichungen betont. Die frühen megalithischen Gebiete Westeuropas sind immer küstennah gelegen (dunklere Bereiche in Abb. 8), was vermuten lässt, dass es sich um seefahrende Gruppen handelte.

Der Glockenbecherkomplex hat mit der östlich gelegenen Schnurkeramischen Kultur (früher Streitaxtkultur) interagiert. Entlang des Rheins gibt es eine regelrechte Kontaktzone (Abb. 9). Datierungen der Schnurkeramischen Kultur reichen von -2800 bis -2200. Siedlungsfunde sind gegenüber Grabfunden auch hier unterrepräsentiert. Es wird erörtert, ob es sich bei den Schnurkeramikern um die ältesten Einwanderer der indoeuropäischen Sprachfamilie handelt. Auch hier treffen wir wieder auf Nachbestattungen in vorhandenen Megalithgräbern [Wikipedia ↔ Schnurkeramik].

Im Bereich der pontischen Steppe, südlich des Einflussbereichs der Schnurkeramik, findet sich die in die späte Kupferzeit/frühe Bronzezeit datierte Jamnaja-Kultur (3600–2300). Marija GIMBUTAS sah hier einen der Kandidaten für die Urheimat der indoeuropäischen Sprache (Kurgan-Hypothese) [Wikipedia ↔ Jamnaja-Kultur]. Als treibender Faktor für die Ausbreitung der Sprache wird auf das domestizierte Pferd und den Kampfwagen



Abb. 8: Megalithgräber in Westeuropa [Cunliffe/Koch, 24]

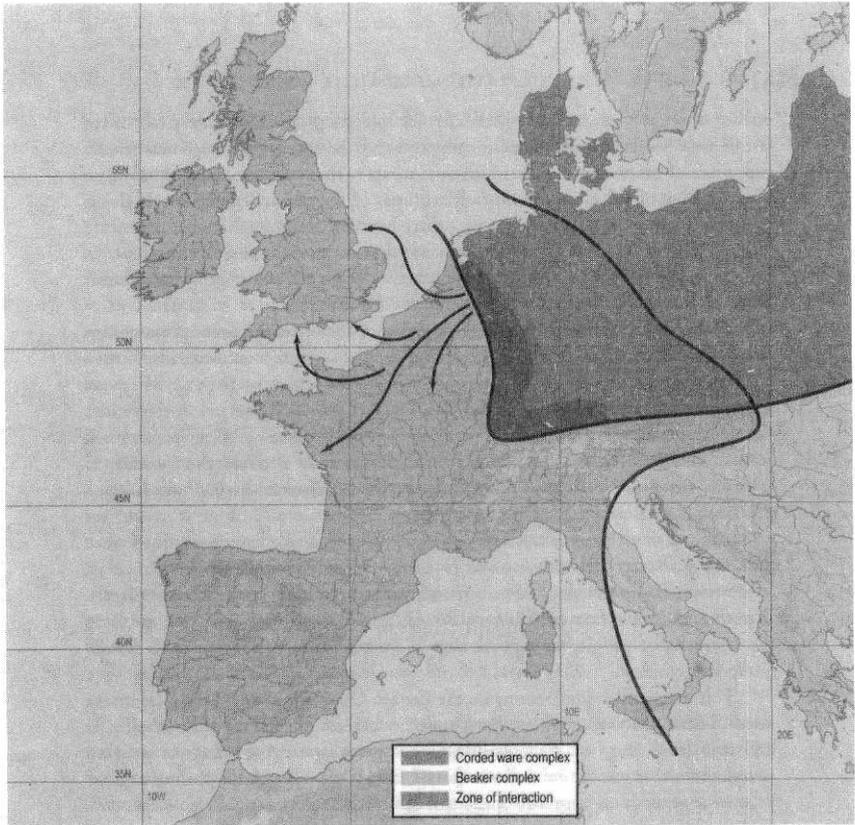


Abb. 9: Einflussbereich der Schnurkeramik [Cunliffe/Koch, 31]

gesetzt, für die es bereits Worte im rekonstruierten Proto-Indoeuropäisch gibt [Koch/Cunliffe, 102].

Den oben erwähnten „Kulturen“ geht die sogenannte Kardial- oder auch Impressokultur weit voraus. Typisch sind mittels der Herzmuschel erstellte keramische Abdrücke. Dieser Brauch war im westlichen Mittelmeerraum verbreitet und wird in das -7. Jtsd. datiert. Das muss in diesem Zusammenhang erwähnt werden, weil die zweite große These zur Urheimat des Indoeuropäischen für die Ausbreitung der Sprache in den atlantischen Raum unter anderem die Kardialkultur als Träger sieht. Colin RENFREW [Koch/Cunliffe, 207-216] vertritt die These, dass sich das Indoeuropäische bereits mit der Ausbreitung der Landwirtschaft (dem sogenannten ‘Neolithischen Paket’) – von Anatolien aus – über weite Teile Europas verteilte.

Dagegen wendet sich James P. MALLORY [Koch/Cunliffe, 17-39], ein Vertreter der Kurgan-Hypothese. Mallory sieht die Siedlungsgebiete der Kardialkultur zu sehr mit Nicht-indoeuropäischen Sprachen verknüpft (Abb. 10), für einen Transfer der indoeuropäischen Sprache sei sie daher nicht geeignet. Außerdem ist der zeitliche Abstand bis zur Herausbildung der nächsten Tochtersprachen zu groß.

Es gibt noch eine dritte These zur Entstehung des Indoeuropäischen. Hierbei wird die erneute Ausbreitung der Jäger- und Sammlerkultur nach der letzten Kältephase der letzten Eiszeit (Jüngere Dryas) zum Träger der Sprachausbreitung [Koch/Cunliffe, 212].

Im Gegensatz zu diesen Hypothesen vertritt Koch die Ansicht, dass das Indoeuropäische sich erst um -2500 bis -2000 gebildet hat. Er macht das an der mykenischen Linear-B-Problematik fest. Als man 1952 Linear-B als Griechisch entzifferte, war die Überraschung groß. Man hatte nicht mit einer indoeuropäischen Sprache gerechnet. Bevor Linear-B entziffert wurde, hatten sich natürlich bereits Sprachforscher mit dem Griechischen beschäftigt und ein Proto-Griechisch (re-)konstruiert. Der Vergleich des mykenischen Griechisch mit dem Proto-Griechisch zeigte: Es ist ein griechischer Dialekt, es ist kein Proto-Griechisch. Es zeigt Abweichungen und Neuschöpfungen, die im westlichen Griechisch nicht vorhanden sind. Andererseits zeigt es kaum die Innovationen des klassischen Griechisch. Es entspricht damit noch wesentlich dem ursprünglichen (rekonstruierten!) Indoeuropäisch. Das heißt, dass es niemals einen rein griechischen Teilbaum des Indoeuropäischen gegeben haben kann. Das Proto-Griechisch ist eine Schreibtischkonstruktion ohne Realitätsbezug. Und es bedeutet, dass der indoeuropäische Sprachraum zeitlich wie auch räumlich (Anatolien?) nicht allzu weit vom mykenischen Griechisch entfernt gesucht werden darf [Koch/Cunliffe, 105-107].

Ganz nebenbei tut sich hier an einem praktischen Beispiel die Problematik des Sprachbaums auf. Die (re-)konstruierten Proto-Sprachen sind mit Vor-

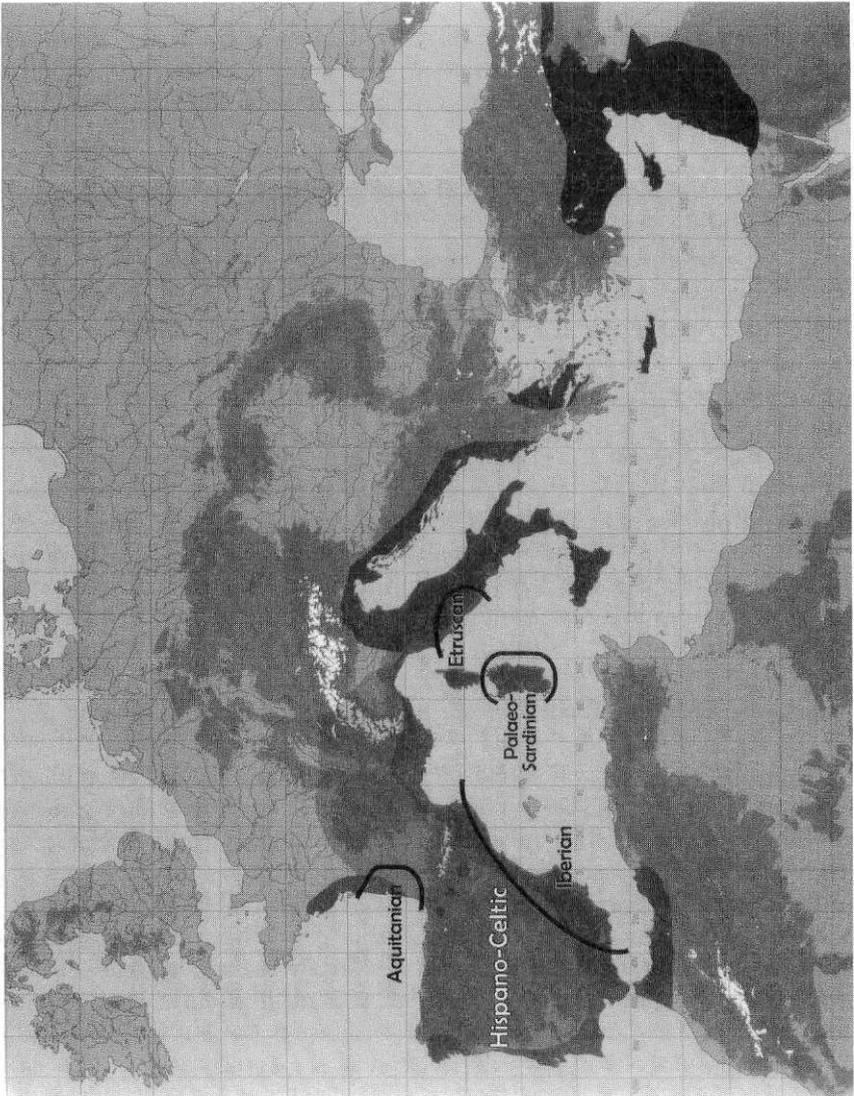


Abb. 10: Kardialkultur und Nicht-indoeuropäische Sprachen [Koch/Cunliffe, 25]

sicht zu genießen. Sie können durchaus einen Anwendungsfall im Rahmen sprachlicher Untersuchungen haben, aber das garantiert keinen Realitätsbezug. Wie steht es z.B. um das Proto-Keltische, welches aus dem Altirischen (re-)konstruiert wurde? Ist es genauso eine Schimäre wie das Proto-Griechisch? [Koch/Cunliffe, 108]

Das Koch-Szenario sieht wie folgt aus: Zur mykenischen Blütezeit sind im Mittelmeerraum die drei wesentlichen Innovationsstränge der Bronzezeit vorhanden: 1. Die Bronze natürlich,

2. der zweirädrige Kampfwagen mit Pferd und
3. große, seegängige Schiffe.

Bronze und Schiffe gehören im Mittelmeerraum praktisch zusammen [Koch/Cunliffe, 110-114], weil die Ware von den 'Zinn-Inseln' in den Mittelmeerraum transportiert werden muss. Der Seeweg führt durch die Straße von Gibraltar. Auf ihm wurde auch das Indoeuropäische schon etwas früher in den atlantischen Raum transferiert. Diese frühe Phase der Einführung überschneidet sich in England eventuell noch mit dem Glockenbechereinfluss, kommt aber sonst eigentlich zu spät für die Ausbreitung der Glockenbecher. Die iberische Halbinsel bleibt in der frühen und mittleren Bronzezeit nach der Glockenbecherphase weitgehend isoliert. Ausnahmen bilden Galicien und Nordportugal, wo Kontakte mit Irland, Wales und der Normandie für diese Zeit nachgewiesen wurden [ebd. 119 f.]. Auch in der Nähe der Straße von Gibraltar wird es indoeuropäische Enklaven gegeben haben. Ansonsten wird das nicht zum Indoeuropäischen gehörende *Iberisch* gesprochen, dem z.B. das *p* fehlt [ebd. 123].

In der späten Bronzezeit wird die iberische Halbinsel Teil des atlantischen Netzwerks. Damit dringt das Indoeuropäische ins Landesinnere der Halbinsel vor. Die Iberer lernen Indoeuropäisch als Zweitsprache. Nach Koch ergibt sich daraus die überraschende und interessante Schlussfolgerung: ***Keltisch ist Indoeuropäisch, gesprochen mit iberischem Akzent!*** Einmal im atlantischen Netzwerk angekommen, beginnen die Iberer eine immer beherrschendere Rolle zu spielen; die übrigen Regionen des Netzwerks werden quasi 'keltisiert'. Die Region um das spätere Tartessos dürfte hierbei eine zentrale Rolle gespielt haben. Der Norden übernimmt den Akzent [Koch/Cunliffe, 124 f.]. Über die in die Nordsee mündenden Flüsse erreicht die Sprachvariante auch die Hallstatt- und späteren Latènegebiete. Als das atlantische Netz mit dem Übergang zur Eisenzeit zusammenbricht, entstehen die einzelnen Dialekte [ebd. 125]. Der Südosten der iberischen Halbinsel an der Mittelmeerküste blieb sprachlich immer iberisch; eine Sprachbarriere trennt die Halbinsel zu Beginn der Eisenzeit (Abb. 11). Auch das Baskische bleibt Nicht-Indoeuropäisch.

Sehr interessant sind die in Abb. 11 erwähnten -briga Namen. Ihre höchste Konzentration findet sich an der Westküste der iberischen Halbinsel [Cunliffe/

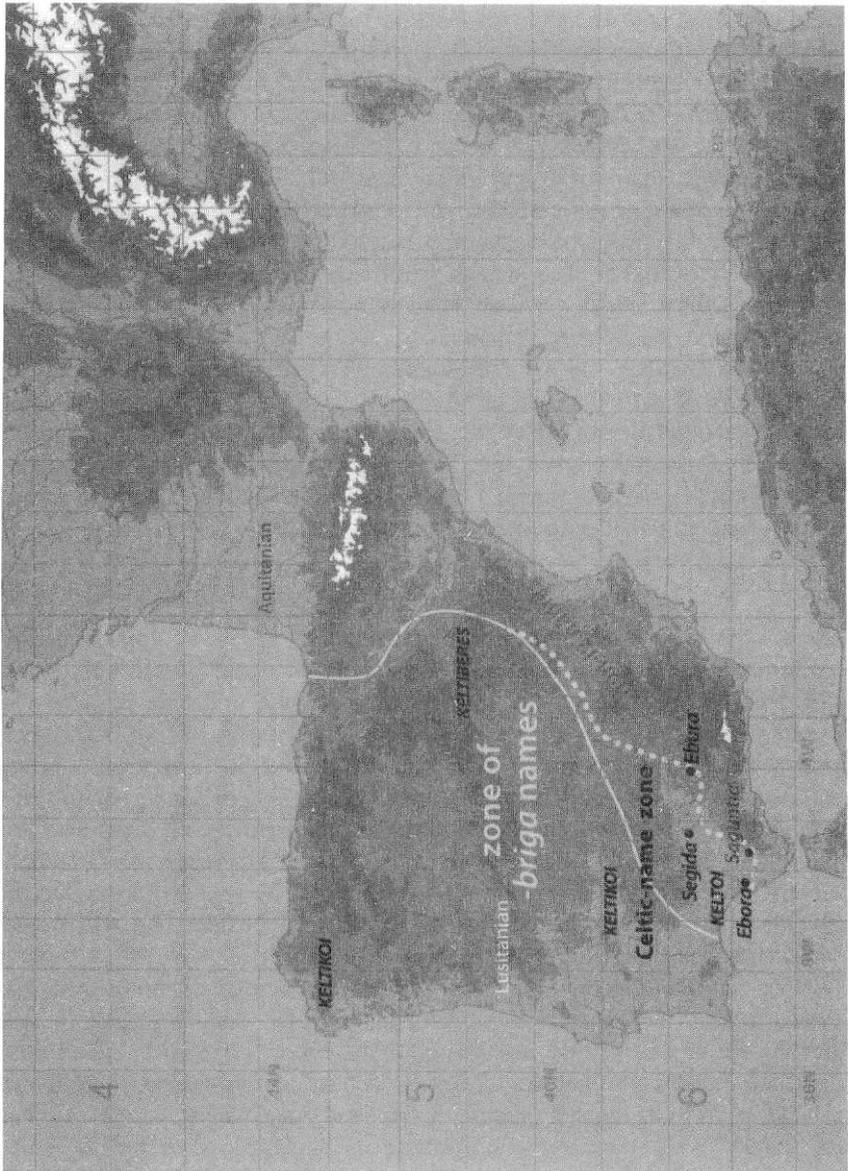


Abb. 11: Die Sprachzonen der vorrömischen Iberischen Halbinsel
 [Koch/Cunliffe, 122]

Koch, 176]. Hier gibt es möglicherweise Anknüpfungspunkte zu *Brigid*, dem Namen einer irisch-schottischen Sagengestalt, die in der keltischen Mythologie auf eine keltische Göttin zurückgeht [Wikipedia ↔ Brigid]. In Anbetracht der erwähnten Verbindungen zwischen Galicien und Irland aus der frühen und mittleren Bronzezeit könnte es alternative Erklärungsansätze für die Ursache dieser Namenswahl geben. Die galizische Stadt La Coruña (Brigantia) spielt zudem eine Rolle in irischen Gründungsmythen [Collis, 30, 201].

Auch für die vorrömischen Keltiberer sollten Alternativszenarien erwogen werden. Es ist denkbar, dass sie aus dem französischen Bereich, der über die Flüsse sprachlich keltisiert wurde, wiederum auf der Halbinsel eingewandert sind und damit quasi den Kreis geschlossen haben.

Obwohl Cunliffe für die Ausbreitung der keltischen Sprache ähnliche räumliche Ansätze wie Koch verfolgt, ist seine Chronologie etwa 1000 bis 1500 Jahre in die Vergangenheit verschoben [Cunliffe 2012a, 146 f.]. Bei ihm ist der Glockenbecher-Komplex der Träger der Ausbreitung des Keltischen. Mallory argumentiert gegen einen keltischen Glockenbecher-Komplex genauso wie gegen einen indoeuropäischen [Koch/Cunliffe, 28].

‘Die Kelten’?

Hat es ‘die Kelten’ als eigene Ethnie überhaupt gegeben? Folgt man der These von John T. Koch, dann muss man sich von dieser Vorstellung verabschieden. Hiernach entsteht und verbreitet sich die keltische Sprache als Akzent-Version des im atlantischen Netzwerk bereits als *lingua franca* gesprochenen Indoeuropäisch. Dass sich gerade das mit iberischen Akzent gesprochene Indoeuropäisch im gesamten Netzwerk durchsetzt, mag an der besonderen Exposition des späteren Tartessos gelegen haben – quasi als Torwächter für den wichtigen Mittelmeerhandel vor der Meerenge von Gibraltar. Diverse im Verkehrsnetz miteinander verknüpfte Menschengruppen unterschiedlichster Herkunft hätten sich dieser Sprache bedient und somit eine Eigenschaft begründet, die später Keltentum ausmacht.

Was hat die Genetik zu ‘den Kelten’ zu sagen? Mehrere Autoren [Cunliffe/Koch, 83-150] haben sich mit den bislang leider wenig aussagekräftigen Ergebnissen in dieser Frage beschäftigt. Dabei wurden immerhin die archäologischen Forschungsergebnisse aus genetischer Sicht bestätigt: Es hat keine bronze- und eisenzeitlichen massiven Einwanderungswellen vom Kontinent und keine Vernichtung der Ureinwohner in England und Irland gegeben. Einige spezifische kleine Einwanderungen, bevorzugt aus dem Balkanbereich und zumindest in einem Fall wohl mit Zwischenstation Galicien, lassen sich nachweisen. Aber ‘die Kelten’ lassen sich genetisch nicht fassen. Für die Einführung des „Neolithischen Pakets“ auf den britischen Inseln wird im

Gegensatz zu den ersten, jegliche Invasionen verneinenden Ansätzen von ca. 1970 inzwischen wieder eine nennenswerte Zuführung von Einwanderern befürwortet, allerdings zu Wasser. Argumentiert wird unter anderem mit der durch ¹⁴C-Daten ermittelten Phase von -4200 bis -3800 für die Einführung des Pakets, die als zu kurz für einen 'Transfer durch 'Abgucken' von einer kleinen Einwandergruppe angesehen wird [Cunliffe 2012a, 135-144].

Anmerkungen

Aus chronologiekritischer Sicht sind die Entwicklungen der letzten Jahre in der Keltenfrage zu kommentieren und insbesondere mit den Überlegungen von Heribert ILLIG aus der *Veralteten Vorzeit* [Illig 2011] und aus *Geschichte, Mythen, Katastrophen* [Illig 2010] zu vergleichen.

Die Linguisten beschwerten sich in den für diese Übersichtsdarstellung genutzten Büchern mehrfach darüber, dass die sich aus dem ¹⁴C-veralteten Europa ergebenden Zeiträume aus Sicht der Sprachentwicklung viel zu lang sind [z.B. Koch/Cunliffe, 130]. Was ihnen offenbar nicht klar ist: Auch Kunst- und Technikentwicklung leiden unter den künstlich veralteten Daten [Illig 2011, 178-180]. Die prähistorische Entwicklungsgeschwindigkeit erscheint so als abnormal gering und ist in keiner Weise mit der Entwicklung in historischer Zeit vergleichbar. Wenn es dafür keine nachvollziehbaren biologischen und/oder psychologischen Gründe gibt, muss man die angenommenen langen Zeiträume radikal in Frage stellen dürfen. Es ist ja nicht so, dass es in grauen Vorzeiten keine Innovationen gegeben hat. Wenn sie einmal da sind, dann werden sie blitzartig umgesetzt. Doch dann passiert Jahrhunderte lang anscheinend fast nichts. Ist das realistisch?

Ein auffälliges Merkmal der hier zu Rate gezogenen Bücher ist das extreme Bemühen, nicht mehr von *Kulturen* zu sprechen. Man redet z.B. vom „Glockenbecher-Komplex“ oder dem „Glockenbecher-Paket“, aber nicht mehr von der „Glockenbecher-Kultur“ oder den „Glockenbecher-Leuten“. Das ethnische Kategorie-Denken des 19. und 20. Jh. wird dadurch gründlich in Frage gestellt. Im Rahmen dieses Denkens wurden Zeitabschnitte in Phasen eingeteilt, vorzugsweise in drei: Beispiele sind Präfixe wie Früh-, Mittel-/Hoch- und Spät- oder auch Einteilungen wie Stein-, Bronze- und Eisenzeit. Zu jedem Keramikstil, zu jedem Begräbnisstil musste ein eigenes Volk gehören, das teilweise über Hunderte von Jahren unbeirrt und unbeeinflusst an diesen Stilen festhielt. Ruft man sich die Überlegungen von James zur (Wieder-)Entdeckung der Kelten in England und Irland in Erinnerung, dann ist es nicht übertrieben, dieses kategorisierende Kastendenken als Ausgeburt einer national verzerrten europäischen Gesellschaftsordnung des 19. und frühen 20. Jh. zu entlarven.

Die jüngeren Arbeiten zeigen eine deutliche Abkehr von solchem Gedankengut: Die Bronzezeit gilt als eine Periode hoher Mobilität. Wurden 'überzählige' junge Männer buchstäblich vor die Tür gesetzt? Eines wird deutlich: Die Menschen lebten nicht isoliert in einer erstarrten Gesellschaft, sondern es gab starke Wanderungsbewegungen und intensiven Handel, aber keine regelrechten Invasionswellen. Mit den Waren transportierten die Menschen auch religiöse Ansichten, Lebensformen, technisches Wissen und sonstige Wertvorstellungen in entfernte Gebiete. Mehrsprachigkeit war praktisch Pflicht. Neudeutsch würde man heute sagen: Die Bronzezeit schuf eine Reihe von Multikulti-Gesellschaften.

Das 'Glockenbecher-Paket' könnte daher z.B. lediglich ein besonderes Statussymbol gewesen sein: mein Haus, mein Pferd, mein Glockenbecher! Es muss sich nicht notwendigerweise ein eigenes Volk dahinter verbergen. Neue Ideen könnten innerhalb von wenigen Jahren absorbiert, Begräbnissitten innerhalb von Jahrzehnten umgestellt worden sein. Teil- oder Vollintegration von kleinen Einwanderungsgruppen wäre der Normalfall gewesen. All das beobachten wir heute auch, warum sollte dies nicht auch früher in einer mobilen Gesellschaft passiert sein? So kann verständlich werden, warum uns bisweilen Siedlungsreste fehlen (z.B. Glockenbecher, aber auch Schnurkeramik). Dass es sich nur um bestimmte Herstellungsformen handelt, wurde aus chronologiekritischer Sicht bereits vermutet [Illig 2010, 219].

Was wäre, wenn es sich auch bei den Megalithbauten um eine religiöse oder soziale Ausdrucksform handelte, die an der Atlantikküste und in einigen Regionen des Mittelmeerraumes bei ganz unterschiedlichen diversen Gesellschaften als Statuszeichen beliebt und anerkannt war? Es handelte sich möglicherweise überhaupt nicht um eine eigenständige Kultur, sondern um religiöse, weltanschauliche und soziale Strömungen, die sich materiell verwirklicht und parallel wie auch in Konkurrenz zueinander innerhalb eines bestimmten Gebietes existiert haben können. Man müsste dann allerdings auf die Megalithiker als Volk, Kultur oder Ethnie verzichten, was leicht fällt, da sie in dieser Form nicht einfach zu fassen sind [Illig 2011, 127]. Dagegen spricht natürlich die Standardchronologie, die den Megalithikern ihren eigenen Zeitraum zuweist; zudem müsste erklärt werden, warum sich das Megalithikum als religiöse Ausdrucksform über eine unverständlich lange Zeit erhalten konnte. Der traditionell vorgegebene Zeitrahmen müsste hierfür radikal gekürzt werden. Ein solcher Denkansatz ist kompatibel mit dem chronologiekritischen Ansatz, dass das Megalithikum parallel zu den wesentlich kürzeren Stein-, Bronze- und Eisenzeiten lag. Es fragt sich aber, ob diese Kategorisierung überhaupt noch sinnvoll ist [Illig 2010, 218]. Ein derartiger Parallelansatz erfordert in jedem Fall, dass es sich bei den Megalithikern nicht um ein Volk im Sinne des Kategoriedenkens des 19. und 20. Jh. handelt.

Wir erinnern uns an die von Vera C.C. COLLUM aufgezählten und üblicherweise für Nordwest-Europa und die Britischen Inseln verwendeten sechs Erklärungspunkte für das beobachtete Fundchaos in Megalithmonumenten (Übersetzung H. Illig):

- „- Die Megalithbauer kannten selbst kein Metall, bauten aber ihre Monumente zu einer Zeit, als Bronzeimporte nach Nordwesteuropa vordrangen [damalige Datierung zw. -2500 und -1900; HI].
- Danach benutzte ein Volk diese Gräber, das entweder ohne Bronze lebte oder dessen Grabbeigaben geraubt worden sind [bis -900].
- Einerseits wurde Grabräuberei nun so häufig, dass verschlossene Riesenhügel entstanden, andererseits dienten ebensolche, aber offen stehende Hügel als Kultzentren. Diese Hügel bilden den Höhepunkt einer langsamen Megalith-Architekturentwicklung, gleichzeitig erlebte jedoch diese Architektur ihren Niedergang, wie die Allées couvertes ausweisen.
- 20 Jahrhunderte nach Erbauung benutzten Kelten und Römer einige dieser Gräber erneut; deren immer heilig gehaltene Überreste wurden nun als Kultzentren so populär, dass sie auch von Kelten lebhaft besucht wurden.
- »Obwohl die megalithischen Grabbauer hinsichtlich ihrer Gräber so große Architekten waren, lebten sie in dermaßen hinfalligen Behausungen, dass keine Anzeichen ihrer Ansiedlungen gefunden werden können.« [Collum, 10 f.]
- »Obwohl die Kelten sorgfältig befestigte Lager errichteten und weit verbreitete Spuren ihrer Ansiedlungen hinterließen, für die sie immer die unmittelbare Nachbarschaft der Megalithbauten gewählt hatten, stahlen sie sich im Gegensatz [zu den Megalithgrab-Erbauern] förmlich ins Jenseits, da sie keine Spuren ihrer Gräber hinterließen, außer wenn sie die Megalithmonumente ihrer Vorgänger usurpierten« [ebd.]“ [Illig 2011, 109 f.].

Collum selbst nennt diese 'Erklärung' „ziemlich kompliziert – um nicht zu sagen in sich widersprüchlich“ [Collum, 10; Übers. AO]. Der neue Ansatz würde hier etwas mehr Sinn stiften, muss aber letztlich an der überlangen – ¹⁴C-induzierten – Chronologie scheitern. Das ist wohl auch der Grund, dass Culliffe zwischen den unterschiedlichen Ansätzen hin und her schwankt.

Es fällt auf, dass Collum eine Verbindung zwischen 'den Megalithikern' und 'den Kelten' impliziert, ohne diese direkt auszusprechen. Diese enge Verbindung wird auch von Illig gesehen, wobei Megalithiker und Kelten in der kurzen Chronologie fusionieren können [Illig 2010, 218]. In der neuen Sicht müssten wir auch auf 'die Kelten' als Ethnie verzichten, könnten bestenfalls von Keltentum reden. Ansonsten aber muss sich am Szenario der kurzen

Chronologie nicht viel ändern. Nun erlernen die megalithisch bauenden Menschen der „Atlantischen Fassade“ die *lingua franca* und werden bereits damit quasi ‘keltisiert’. Für das in der Standardchronologie problematische gestreckte Auftreten der Kelten auf den britischen Inseln [Illig 2011, 137 f.], besonders wenn man das „Glockenbecher-Paket“ mit dem Keltentum verbindet, kann eine neue Lösungsmöglichkeit angeführt werden: Mangels fehlender Invasionswellen braucht man diese auch nicht mehr ineinander fallen zu lassen oder kurz hintereinander anzusetzen. Nunmehr spiegelt sich hier lediglich die hohe Mobilität der Bronzezeit.

Zudem muss man sich die Frage stellen, ob Kochs Szenario in der kurzen Chronologie funktioniert. Wesentliche Eckpunkte sind:

- ▲ Jungsteinzeit: -1500 bis ca. -750
- ▲ Megalithikum: -1500 bis ca. |0|
- ▲ Kupferbearbeitung: -1250 (Beginn)
- ▲ Bronzebearbeitung: -1000 ”
- ▲ Eisenbearbeitung: -620 ”.

Mykene liegt bei diesem Ansatz etwa zwischen -800 und -650. Ein Indoeuropäisch im atlantischen Raum könnte sich mit Beginn der Bronzezeit (ab -1000) herausbilden, um dann mit Erstarken der Iberer im atlantischen Verbund sich ins Keltische zu verwandeln. Tartessos wäre um -750 zu sehen. Das Szenario von Koch scheint auch in der kurzen Chronologie zu funktionieren. Der deutlich gestraffte Zeitablauf dürfte zudem den Sprachforschern allgemein entgegenkommen.

Ausblick

Die sich abzeichnende Rolle der iberischen Halbinsel für die Entstehung der keltischen Sprachen wird es erforderlich machen, sich intensiver mit dem Gebiet um Tartessos, aber auch mit Galicien und den angrenzenden Gebieten zu beschäftigen. Das gilt auch für die traditionelle Keltenforschung, welche die iberische Halbinsel – so der Eindruck für den deutschen Sprachraum – ein wenig vernachlässigt hat. (Angemerkt sei, dass Uwe TOPPER [1977] in der Region des späteren Tartessos Atlantis vermutet hat.) Welche Rolle spielte z.B. die eisenzeitliche „Castro-Kultur“ (falls man sie noch so nennen darf) des iberischen Nordwestens im kulturellen und materiellen Austausch mit den britischen Inseln und Irland? Das wird demnächst Thema sein.

Literatur

- Collis, John (2003): *The Celts. Origins, Myths & Inventions*; Brimscombe Hill
Collum, Vera C.C. (1935): *The Tressé Iron-Age Megalithic Monument*; London
Cunliffe, Barry (2012a): *Britain Begins*; Oxford

- (2012b): *Die Kelten und ihre Geschichte*; Stuttgart (¹1989)
- Cunliffe, Barry / Koch, John T. (Hg. 2010): *Celtic from the West. Alternative Perspectives from Archeology, Genetics, Language and Literature*; Oxford
- Déchelette, Joseph (1908-1914): *Manuel d'archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine*; Paris
- Illig, Heribert (²2011): *Die Veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie*; Gräfelfing (¹1988)
- (²2010): *Geschichte, Mythen, Katastrophen; Über Velikovsky hinaus*; Gräfelfing
- James, Simon (1999): *The Atlantic Celts. Ancient People or Modern Invention?* London
- Koch, John T. / Cunliffe, Barry (Hg. 2013): *Celtic from the West 2. Rethinking the Bronze Age and the Arrival of Indo-European in Atlantic Europe*; Oxford
- Topper, Uwe (1977): *Das Erbe der Giganten. Atlantis ist nicht versunken*; Olten
- Wikipedia (2014): *Brigid*; <http://de.wikipedia.org/wiki/Brigid>
- (2014): *Glockenbecherkultur*; <http://de.wikipedia.org/wiki/Glockenbecherkultur>
- (2014): *Jamnaja-Kultur*; <http://de.wikipedia.org/wiki/Jamnaja-Kultur>
- (2014): *Keltische Sprachen*; http://de.wikipedia.org/wiki/Keltische_Sprachen
- (2014): *Schnurkeramik*; <http://de.wikipedia.org/wiki/Schnurkeramik>

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.d

Von Satamun zu Nofretete

Aufstieg und Ende einer Pharaonentochter

Otto Ernst

Die an Mumien des Amarna-Könighauses durchgeführten DNA-Analysen und ihre Deutung waren in der Ägyptologie sicher das Hauptthema der letzten Jahre, wobei der publikationswirksamste Punkt die Abstammung Tutanchamuns war. Aufgrund der DNA-Ergebnisse dürfte er ein Inzestkind gewesen sein, gezeugt von Echnaton mit einer Vollschwester.

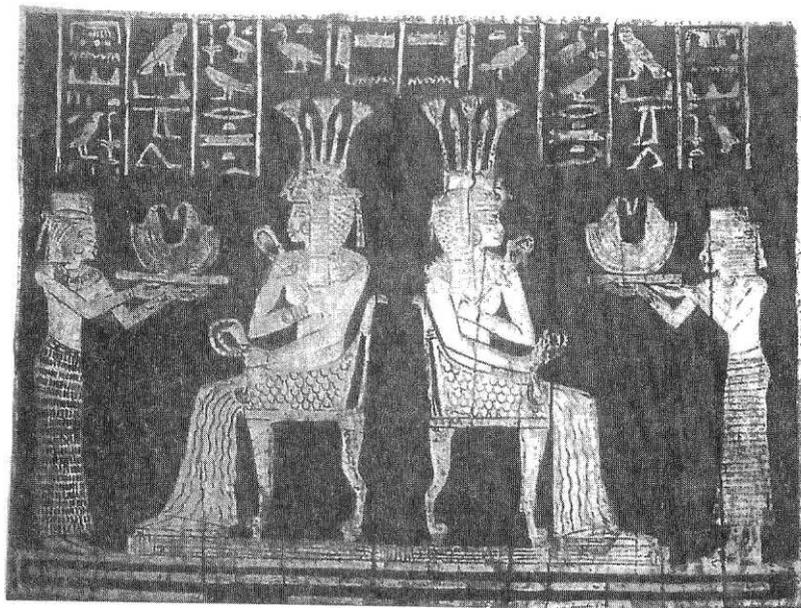
In den *Zeitensprüngen* habe ich mich – neben Klaus Weissgerber – zu diesem Thema schon mehrfach geäußert [zuletzt 2/2013]. Mein dortiges Resümee war, dass die Mutter Tutanchamuns vermutlich Kija, Echnatons zeitweilige „Große Geliebte“ war, die dann natürlich eine Vollschwester Echnatons gewesen sein muss. Nach den genetischen Ergebnissen kann aber auch Echnatons zweite Tochter Maketaton als Mutter Tutanchamuns in Frage kommen, die wohl in Amarna im Kindbett starb und in Echnatons dortigem Königsgrab bestattet wurde.

Natürlich kann eine genetische Analyse nur Verwandtschaftsgrade liefern, aber nicht, wer sich historisch hinter einer erhaltenen Mumie verbirgt. Für obiges Thema ist insbesondere eine in Grab KV 35 gefundene und als *Younger Lady* bezeichnete Mumie interessant. In dieser wird – zuerst vorgebracht von Marianne Luban und dann insbesondere von Joann Fletcher – in der offiziellen ägyptologischen Literatur vor allem *Nofretete* gesehen, mit der Echnaton offiziell verheiratet war, seine Große Königliche Gemahlin.

Aber nicht nur über die Herkunft Tutanchamuns gab es neue Erkenntnisse, sondern auch über Nofretete, die jetzt überwiegend als seine Mutter angesehen wird. In Wirklichkeit dürfte weder diese Annahme noch die Identität Nofretetes mit der *Younger Lady* eindeutig gesichert sein, auch wenn letzteres die wahrscheinlichste Lösung ist. Auf die Interpretation der DNA-Analysen ging in jüngerer Zeit u.a. Michael E. Habicht ein:

„Nach gegenwärtigem Forschungsstand ist daher die Identifikation der »Younger Lady« mit der schönen Königin Nofretete zu befürworten. Die daraus folgende Theorie ist stimmig: Amenhotep IV. heiratet eine seiner Schwestern, deren ursprünglicher Name zurzeit nicht sicher bestimmt werden kann, möglicherweise eine der vier namentlich bekannten Töchter von Amenhotep III. (Sat-Amun, Isis, Henut-tau-neb oder Nebet-ah).

Der Name der Nofretete taucht erstmals im Zusammenhang mit dem ersten Aton-Tempel in Theben auf. Sie nennt sich Neferneferuaton Nefertiti.



Sessel der Satamun, der sie spiegelsymmetrisch zeigt, entsprechend mit zwei Namenskartuschen. Er gehört zur Grabausstattung von Juja und Tuja, den Eltern der Teje. Das Grab KV 46 ist 1905 entdeckt worden [Wiese/Brodbeck, 199].

Offenbar hatte die neue Königin ihren Namen in Nofretete geändert. Dies muß als theologisch motiviert angesehen werden und wurde speziell für die neue Sonnenreligion konzipiert.

Wenige Jahre später folgte Amenhotep IV. dem Vorbild seiner Frau und wechselte ebenfalls seinen Namen in Echnaton.“

Auf jeden Fall ist Habicht darin zuzustimmen, dass Echnaton eine seiner Schwestern geheiratet haben musste und diese dann ihren Namen in Nofretete änderte. Diese kann jedoch nur *Satamun* gewesen sein, weil diese auch die *Erbprinzessin* war.

In der üblichen Thronfolge wurde nämlich in der Regel derjenige Pharaos, der die sogenannte Erbprinzessin heiratete, die älteste Tochter des bis dahin amtierenden Pharaos und seiner Großen Königlichen Gemahlin. Das normale Pharaonen-Paar bestand somit in der Regel aus Geschwistern bzw. aus Halbgeschwistern, wenn der frühere Pharaos von seiner Großen Königlichen Gemahlin zwar eine Tochter, aber keinen Sohn von dieser hatte. Dann musste in der Regel der Sohn einer Nebenfrau einspringen, von irgendeiner Frau aus dem Harem. Umgekehrt war natürlich auch nicht jede spätere Große Königliche Gemahlin zuvor eine Erbprinzessin gewesen.

Derartige war zum Beispiel bei der Thron-Erlangung von Amenophis III., dem Vater des späteren Echnaton, der Fall. Seinem Vater Thutmosis IV. waren zunächst zwei ursprünglich als Thronfolger vorgesehene Söhne gestorben, wodurch erst der spätere Amenophis III. zum neuen offiziellen Nachfolger wurde und dann – noch im Kindesalter – zum Pharaos. Weil er deswegen natürlich noch nicht regierungsfähig war, wurde seine Mutter Mutemwija sogar zur faktischen Regentin des Landes.

Auf keinen Fall war sie eine den Thron bringende Erbprinzessin gewesen, sondern sie kam nur durch ihren Sohn Amenophis III. an die Macht, und auch bei diesem geschah dies nur durch Zufall, durch den frühen Tod seiner älteren Brüder oder Halbbrüder. Ihrer beider Stellung wurde dann propagandistisch dadurch aufgewertet, dass – auf einer Darstellung im Luxor-Tempel – behauptet wurde, Mutemwija hätte ihren Sohn nicht von Thutmosis IV., sondern von Amun empfangen.

Amenophis III. konnte auch keine Erbprinzessin heiraten; seine Gemahlin Teje entstammte zwar einer mächtigen, aber auf keinem Fall dem Königshaus verwandten Familie. Trotzdem wurde deren Herkunft fast schon prahlerisch verkündet: „dass ihre Eltern Juja und Tuja wären“, und diese wurden später sogar in einem Seitental des sogenannten Tals der Könige bestattet. Weil ihr Grab fast unversehrt gefunden wurde und damit ihre Mumien eindeutig feststanden, wurden diese besonders wichtig zur Identifizierung und Einordnung der Mitglieder des Königshauses durch die DNA-Analysen. Interessant ist bei diesem Grab auch, dass sich unter den Beigaben ein wunderschöner



Echnaton und Nofretete, beide mit Uräusschlange (Kobra) an der Stirn [Reeves, 25] /
Schurzbekleidete Nofretete bedroht wie ein König den Feind mit der Keule [Lebek, 12]
Nofretete-Büste mit ergänzter Kobra; Zeichnung Clara Siemens [Maciejewski 2012, 11]

Sessel befand, der einmal Satamun gehörte und auf dessen innerer Rückseite sie selbst dargestellt ist.

Amenophis III. und Teje hatten etliche Kinder, darunter mindestens zwei Söhne: einmal den zunächst als Thronfolger vorgesehenen Thutmosis, und dann Amenophis, der nach dem Tod von Thutmosis unerwartet dessen Rolle auszufüllen hatte. Auch Semenckere, der später Echnatons und Nofretetes älteste Tochter Meritaton heiratete, könnte ein spätgeborener Sohn Amenophis' III. gewesen sein. An Töchtern des Königspaares sind namentlich die auch von Habicht angeführten vier Töchter überliefert, von denen die älteste Satamun war. Eventuell hatte diese und damit auch der spätere Echnaton aber noch weitere Schwestern.

Eine einflussreiche Tochter

Über *Satamun* ist im *Lexikon der Ägyptologie (LdÄ)* u.a. zu finden:

„Älteste Tochter Amenophis' III. und der Teje. Am Ende der Regierungszeit Amenophis' III. wird Satamun gegenüber dem Kronprinzen Amenophis stark hervorgehoben; es gibt sogar Hinweise auf einen Machtkampf zwischen ihren Anhängern und denen des zukünftigen Pharaos Amenophis' IV. Nach dem Tode Amenophis' III. wird Satamun nicht mehr erwähnt.“

Letzteres ist natürlich problemlos dadurch zu erklären, dass sie dann zu Nofretete wurde.

Besonders bemerkenswert ist bei Satamun, dass sie, obwohl nur eine **Tochter** Amenophis' III., also nur eine Prinzessin, den Titel einer „Großen Königlichen Gemahlin“ trug, denn Amenophis' III. wirkliche „Große Königliche Gemahlin“ war ja *Teje*. Aus diesem Titel der Satamun braucht man allerdings nicht zu schließen, dass zwischen ihr und ihrem Vater auch sexuelle Beziehungen bestanden, wie es in jüngster Zeit vor allem Maciejewski behauptet hat, von dem in letzter Zeit zwei interessante Bücher zur Thematik [2010; 2012] erschienen sind. In ihnen lehnt er allerdings die Identität von Satamun mit Nofretete ab; letztere hält er, wie auch bisher meist bei Ägyptologen angenommen, weiterhin für eine nicht aus dem Königshaus stammende Frau **unbekannter** Herkunft.

Es ist jedoch wenig wahrscheinlich, dass eine Frau nicht-königlicher Herkunft eine derartige Rolle spielen konnte, wie es später Nofretete unter Echnaton tat. Sie war ja eher seine Mitregentin als seine bloße Gemahlin und ließ sich in Funktionen darstellen, die bisher nur dem Pharaos selbst vorbehalten waren: so die rasante Fahrt auf dem Streitwagen und insbesondere das Erschlagen der Feinde [vgl. Lebek 2012].

Ein gutes Beispiel für ihre dominierende Rolle in Amarna ist auch ihre dort gefundene und jetzt in Berlin präsentierte berühmte Büste, die ursprüng-

lich an der Stirn eine ägyptische **Kobra** (Uräusschlange) trug, wie es ebenfalls nur bei Pharaonen üblich war – worauf wiederum insbesondere Maciejewski [2012, 9 ff.] hingewiesen hat. Auch auf fast allen Darstellungen, die Echnaton und Nofretete in Amarna zeigen, trägt neben Echnaton ebenfalls Nofretete die für einen Pharaon typische Kobra. Ein besonders gutes oder deutliches Beispiel dafür ist die sogenannte **Wilbour-Plakette**. Auch die Darstellung, wie sie ihrem Gemahl Echnaton Ehrengold umlegt, spricht für eine zumindest gleichwertige Rolle gegenüber ihrem Gemahl.

Den im *LdÄ* erwähnten Machtkampf dürfte jedoch zunächst der spätere Echnaton gewonnen haben, bzw. in seinem Namen und damit auch für ihn **seine Mutter Teje**. Wie Gabolde und dann später vor allem Maciejewski anführten, zeigen die ersten Bilder des neuen Pharaos Amenophis IV. diesen noch mit kindlichen Zügen und zusammen mit seiner Mutter Teje, jedoch noch ohne seine spätere Gemahlin Nofretete. Diese musste dann, um noch weiterhin an der Macht teilhaben zu können, ihren noch kindlichen Bruder geheiratet und dadurch Einfluss auf ihn gewonnen haben. Wie noch ausgeführt werden soll, war **sie** es wohl auch, auf die der spätere Aton-Kult zurückzuführen ist.

Eine anzuzweifelnde Identifizierung

Maciejewski will Satamun allerdings nur mit einer späteren Geliebten Echnatons namens Kija gleichsetzen, was jedoch, wie auch Habicht schreibt, einen unmöglichen Abstieg für Satamun bedeutet hätte, nämlich von einer „Großen Königlichen Gemahlin“ zu einer lediglich „Großen Geliebten“ des Königs, also zu einer bloßen Nebenfrau.

Es spricht viel dafür, dass Amenophis III. seine älteste Tochter Satamun ganz bewusst rangmäßig erhöht und aufgewertet hatte. Vielleicht war sie von ihm, nachdem sein ältester Sohn Thutmosis gestorben war, sogar als Nachfolgerin vorgesehen gewesen, zumal beim Tod von Thutmosis sein zweiter Sohn, der spätere Echnaton, noch sehr jung gewesen sein muss. Satamun sollte vielleicht auch eine Art Gegengewicht zu seiner offiziellen Gemahlin Teje und ihren Verwandten aus dem von Maciejewski so bezeichneten Hause Juja sein, aus dem Teje kam.

Maciejewski ist sogar der Auffassung, dass auch Mutemwija diesem Haus Juja entstammte, wofür es jedoch keine Belege gibt.

Für eine zielbewusste Erhebung von Satamun, für ihre rangmäßige **Gleichsetzung** mit Teje spricht auch, dass Amenophis III. in seinem Königsgrab in Theben-West nicht nur einen Sonderraum für die Bestattung von Teje, sondern auch für Satamun anlegen ließ. Und für ein eventuelles erstrebtes Gegengewicht gegenüber Teje spricht weiterhin, dass später Amenophis III.

auch seine zweite Tochter Isis zu einer Großen Königlichen Gemahlin ernannt haben soll.

All das konnte allerdings nicht verhindern, dass Teje während der ganzen Regierungszeit ihres Gemahls Amenophis III. und auch noch nach seinem Tode eine höchst wichtige Rolle spielte. Deshalb ist es verwunderlich, dass es wohl vor allem Satamun-Nofretete war, auf die die eigentliche Einführung des Aton-Kultes zurückzuführen war.

Es hatte, worauf vor allem Joann Fletcher hinwies, Amenophis III. am Ende seines Lebens sich als eine Art Inkarnation der solaren Gottheit Aton empfunden, zumindest sich als solcher, als „strahlender Aton“ bezeichnen lassen. Sein riesiger neuer Palast am Westufer Thebens hieß dementsprechend auch „Herrlichkeit des Aton“, und die Barke, in der er und Teje auf dem dort ebenfalls angelegten See segelten, wurde „Strahlen des Aton“ genannt, wobei die Bezeichnung „Aton“ sich wohl auf die behauptete Inkarnation Amenophis' III. mit diesem bezog.

Zu einer solchen neuen Identität passte es natürlich nicht, dass seine erstgeborene und favorisierte Tochter noch den Namen „Satamun“, also „Tochter des Amun“ trug, wie auch auf der inneren Rückseite des erwähnten Sessels zu sehen ist. Ob die dann erfolgte Namensänderung von ihr selbst oder von ihrem Vater ausgegangen ist, ist bisher nicht zu klären.

Kein neuer Gott

Aton war kein von Amenophis III. erfundener neuer Gott, galt allerdings ursprünglich eigentlich nur als *Sitz* der Sonne, höchstens als eine spezielle Erscheinungsform der Sonne. Spuren der späteren Bezeichnung Atons als *selbständiger* Gott lassen sich jedoch schon unter Thutmosis IV. erkennen, der auf einem großen Gedenk-Skarabäus erklärte, dass ihn Aton zu Siegen geführt hätte. Sein Sohn Amenophis III. sah sich dann schon mit diesem vereint, als seine *irdische Inkarnation*.

Das bedeutete allerdings nicht, dass Aton gleichzeitig schon als der höchste aller Götter oder gar nur als der einzig zu verehrende Gott angesehen oder gar dargestellt wurde, was dann später unter Amenophis IV., dem späteren Echnaton geschah. Besonders interessant ist dabei, dass die Präsentation Atons in der Öffentlichkeit – wie schon angedeutet – anscheinend vor allem oder vielleicht sogar *nur* von *Nofretete* ausging.

Im Umfeld des alten Amun-Tempels in Theben wurden nämlich in den ersten Regierungs- oder Mitregierungs-Jahren Amenophis' IV. mehrere Kult-Bauten für Aton errichtet, unter anderem eine Art Pfeilerhalle, die den Amun-Tempel optisch von dem in Richtung Nil gelegenen Eingang abschirmte, und einen riesigen Tempelkomplex. Sowohl bei der Pfeilerhalle als auch im kultu-

rellen Zentrum des Gesamt-Komplexes, dem sogenannten Benben-Heiligtum, in dessen Mitte sich ein schon von Thutmosis IV. aufgestellter Obelisk und damit ein Sonnen-Symbol befand, ist lediglich Nofretete dargestellt, die Aton Opfer darbringt.

Es ist höchst verwunderlich, dass diese Opfer an Aton ohne ihren Gemahl erfolgten bzw. dargestellt wurden. Denn Nofretete war damals längst mit dem späteren Echnaton verheiratet, war längst dessen Große Königliche Gemahlin, was eindeutig daraus hervorgeht, dass sie bei ihren Opferhandlungen von ihrer ältesten Tochter Meritaton begleitet wird, deren Vater natürlich der spätere Echnaton gewesen sein muss.

Völlig ausgeschlossen war die Darstellung des späteren Echnaton allerdings nicht. Als Figuren bei der Begrenzung eines riesigen Hofes, in dem die Opfertische für Aton aufgestellt waren, erschienen überwiegend Stand-Figuren von ihm, seltsamerweise in der bekannten karikierenden Darstellung seines Körperbaus. Ob diese ungewöhnliche und – für heutige Begriffe – unschöne, ja abstoßende Darstellungsform auch überwiegend auf Nofretete zurückzuführen war, ist derzeit allerdings nicht zu klären und erst recht nicht eindeutig zu erklären.

Möglicherweise sollte das neue Pharaonen-Paar auf diese Weise hervorgehoben werden; dazu würde passen, dass eine der erhaltenen Figuren, die weder Lendenschurz noch männliche Genitalien aufweist, vielleicht sogar Nofretete wiedergibt.

Habicht schrieb in seinem Artikel, dass die Namensänderung der oder einer Tochter von Amenophis III. in Neferneferuaton-Nofretete als *theologisch motiviert* angesehen werden muss und speziell für die neue Sonnen-Religion konzipiert wurde. Dies braucht nicht unbedingt der Fall gewesen zu sein; wie schon angeführt, hätte Satamun ihre Umbenennung nur in Hinblick auf die behauptete Inkarnation ihres Vaters als Aton gemacht haben können.

Es ist jedoch auch ein anderer Hintergrund möglich, und zwar etwas, das sogar über die Vermutung von Habicht hinausgeht, nämlich ein Verschieben theologischer Motive für ein *machtpolitisches* Ziel, die Präsentation der eigenen Person, speziell in ihrer neuen Rolle als Gattin des neuen Pharaos. In diesem Sinne äußert sich auch Nicholas Reeves [166] in seinen Ausführungen über Echnaton:

„Die Aton-Religion war in Wahrheit nichts anderes als ein pragmatisches Instrument der politischen Kontrolle. Um nochmals James Allen zu zitieren: »Der Gott von Echnatons Religion ist Echnaton selbst.«“

Dies ist natürlich ein ganz anderes Motiv als das, was normalerweise innerhalb der Ägyptologie angenommen wird, nämlich die geplante Einführung eines Monotheismus. Dies ist aus gleich mehreren anderen Gründen höchst unwahrscheinlich:

Einmal wäre der später bekämpfte Amun-Re als postulierter *einzig*er Gott viel geeigneter als Aton gewesen, weil er allgemein bekannt war und ohnehin schon als Hauptgott gesehen wurde. So machte es ja später auch Mohammed bei der Einführung des islamischen Monotheismus: Er erklärte einfach den Hauptgott Allah zum einzigen und die anderen bisher verehrten Götter für nicht-existent. Bei Echnaton hingegen wurde noch nicht einmal – außer für Amun – der Kult der anderen Götter völlig eingestellt, worauf insbesondere Hornung hingewiesen hat.

Besonders merkwürdig ist, dass die damaligen Ägypter nicht zu Aton, sondern zu Echnaton – und Nofretete – zu beten hatten, was eigentlich den Zusammenbruch von Echnatons religiösen Vorstellungen nach seinem Tode bedeuten musste. Viel wahrscheinlicher ist deshalb, dass die neue Aton-Religion eigentlich nur die bewusste machtpolitische Erhöhung des Pharaonen-Paares bewirken sollte; vielleicht diente die merkwürdig karikierende Darstellung des Pharaonen-Paares auch diesem Ziel.

Ein missbrauchter Gott?

Stärkerer *machtpolitischer Einfluss* statt Kult eines neuen Gottes, das dürfte das Ziel und der eigentliche Inhalt von Nofretetes und Echnatons Maßnahmen gewesen sein. Aton wäre demnach kein neu entdeckter, sondern eher ein missbrauchter Gott gewesen. Weder aus den Darstellungen der opfernden Nofretete muss man zwingend schließen, dass diese eine besonders glühende Aton-Verehrerin war, noch muss dies für die Gründung Amarnas gelten. Echnaton könnte darin auch eine Möglichkeit gesehen haben, sich von dem immer noch lästigen Einfluss seines bisherigen Umfeldes, insbesondere dem Einfluss seiner Mutter zu befreien.

Teje hatte sich, wie schon erwähnt, zur dominierenden Person in der Regierungszeit Amenophis' III. entwickelt, und dies schien sich zunächst auch in der Anfangszeit ihres Sohnes fortzusetzen: In den Darstellungen des noch kindlichen neuen Pharaos Amenophis IV. erschien meist sie als beherrschende Gestalt im Hintergrund, genau wie es wohl auch Mutemwija ursprünglich bei ihrem Sohn gewesen war. Und vielleicht sollte auch der dominierende Einfluss seiner Gemahlin Nofretete reduziert werden. Maciejewski [2012, 53] schrieb dazu,

„dass Amenophis [IV.] gegen Ende der Thebaner Jahre zwar alt genug war, um Kinder zu zeugen, aber zu jung und unerfahren, um sich gegen seine [etwa um zwei Jahre ältere] Gemahlin durchsetzen zu können“.

Erst in seiner 'Enklave' Amarna scheint Echnaton wirklich zur dominierenden Person geworden sein. Auf zumindest einer der Grenzstelen ist nämlich zu lesen, dass dieser Umzug *allein auf seine Veranlassung* hin geschah:

„Kein Beamter hat mich darauf hingewiesen, kein anderer Mensch im ganzen Land hat darauf hingewiesen, Achetaton an diesem Platz zu bauen. Es war mein Vater Aton, der mir dazu geraten hat.“

Und dann kommt eine besonders interessante Formulierung:

„Auch soll die Königin nicht sagen, es gibt einen interessanteren Ort für Achetaton an einer anderen Stelle; ich würde nicht auf sie hören.“ [ebd. 63]

An einer anderen Stelle bestimmt er, dass nicht nur er, sondern auch die Königin in Amarna zu bestatten sei. Im Klartext bedeutet das wohl, dass der erwachsen gewordene Echnaton jetzt selber und *alleine* bestimmen wollte. Und er begründete dies damit, dass er der geliebte Sohn Atons sei und der *einzig*e, der dessen Willen kennen würde.

Nofretete: trotzdem auch weiterhin mächtig

Nach außen hin war die Reduzierung von Nofretetes Einfluss in Amarna allerdings nicht zu erkennen. Religiös blieb sie weiterhin höchst bedeutsam, denn das Volk hatte zu Echnaton *und* zu ihr zu beten, was auch besonders gut auf den erhaltenen Hausaltären zum Ausdruck kommt.

Auch sonst trat Nofretete in doppelter Funktion auf: einmal als Gemahlin des Königs, als Mutter ihrer gemeinsamen Kinder, und dann, wie schon erwähnt, als seine Mitregentin. Schon auf den Stelen, auf denen Echnaton die Grenzen seiner Hauptstadt, seines Aton-Staates absteckte, war sie gleichwertig oder gleichrangig neben ihrem Gemahl dargestellt. Meist trug sie dabei eine spezielle Krone, die sogenannte Federkrone, die sie dann allerdings später an ihre Mutter Teje abtreten musste.

Teje war in den ersten Jahren Echnatons in Amarna nicht in Erscheinung getreten, schien sich politisch zurückgezogen zu haben. In Amarna erschien sie erst, als diese Stadt als neuer Regierungssitz fest etabliert war, als man an deren dominierender Existenz nicht mehr vorbeikam. Teje zog dann sogar nach Amarna um, was man daran erkennen kann, dass ihr Haushofmeister und Vermögensverwalter Huja dort seine Grabstätte erhielt. In dieser sind mehrere hochinteressante Bilder erhalten, die unter anderem auch Hinweise auf einen weiteren Machtkampf zwischen Teje und Nofretete, zwischen Mutter und Tochter geben, bei dem *Teje* die Siegerin war. Dies erkennt man vor allem daran, dass *sie* jetzt die Federkrone trug.

Dies ist auf gleich vier Bildern der Fall. Auf zweien sitzt Teje gegenüber von Echnaton und Nofretete, auf einem anderen gegenüber ihrem Gemahl Amenophis III., und auf dem vierten führt Echnaton Teje in einen sogenannten Sonnenschatten-Tempel, einen speziellen Verehrungstempel für Aton, wie auch Nofretete einen solchen in Amarna besaß. Es könnte sein, dass sich der Bilderzyklus auf Verhandlungen bezog, die Teje mit Echnaton und Nofretete

für den Fall des Ablebens von Amenophis III. führte, dass sie also zunächst *in diplomatischer Funktion* nach Amarna kam und dann von deren Ergebnissen ihrem Gemahl berichtete. Es könnte sich dabei um die Modalitäten einer ‘Wiedervereinigung’ von Amarna mit dem bisher von Amenophis III. und Teje regierten ‘übrigen’ Ägypten gehandelt haben, konkret unter anderem auch um ihre zukünftige Rolle dabei, dass sie auch weiterhin die ranghöchste „Große Königliche Gemahlin“ blieb. Ein weiteres Thema könnte eine Mitregentschaft Semenckeres mit Echnaton anstelle von Nofretete gewesen sein. Diese dürfte auf jeden Fall die Verliererin dieser Verhandlungen gewesen sein, was eben dadurch zum Ausdruck kam, dass sie unter anderem die Federkrone an Teje abgeben musste.

Wie bedeutungsvoll die jetzt erlangte Federkrone für Teje war, ist unter anderem daran zu erkennen, dass sie ihren sich heute in Berlin befindlichen Porträtkopf daraufhin umarbeiten und sich auch sonst wiederholt mit dieser speziellen Krone darstellen ließ. Auch ihre dritte Tochter Anchesenamun trägt als Gemahlin von Tutanchaton bzw. Tutanchamun später diese Krone, unter anderem auf dem in dessen Grab gefundenen Thronsessel.

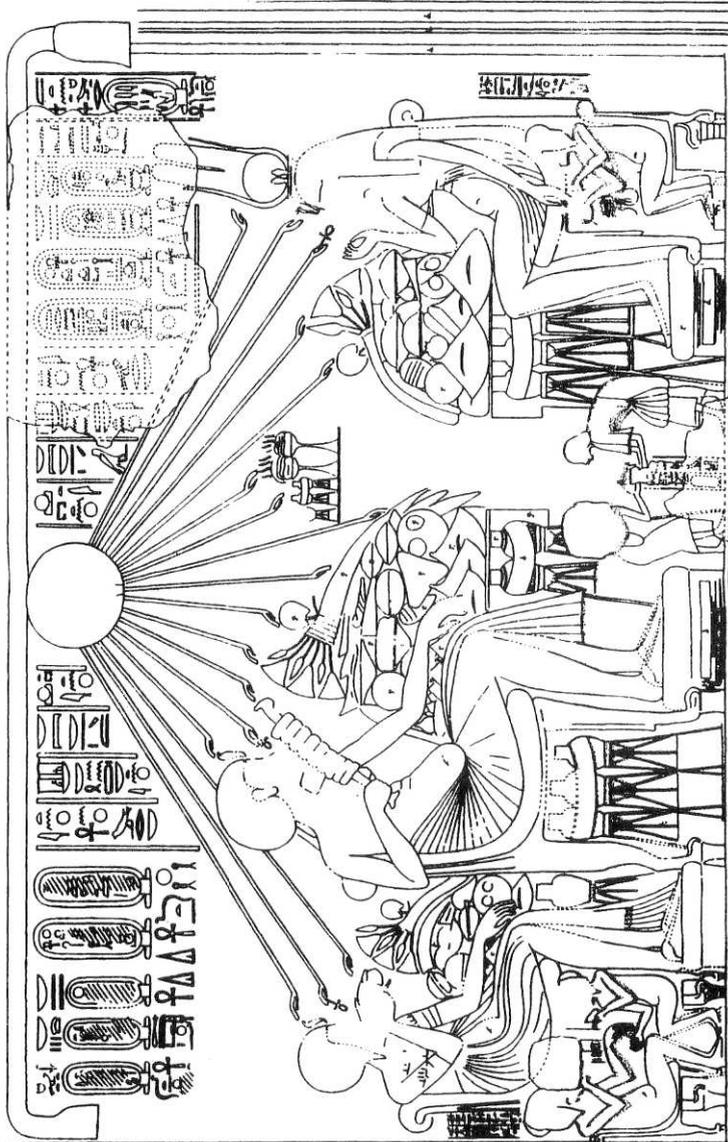
Und noch eine Rivalin

Zuvor hatte es ja auch noch eine andere Rivalin Nofretetes gegeben, wenn auch ‘nur’ auf sexuellem Gebiet: Echnatons sogenannte „Große Geliebte“ Kija, die Maciejewski mit Satamun gleichsetzen will. Hierfür gibt es, wie Habicht auch erwähnt, jedoch keinerlei historische Belege.

Kija dürfte eher eine *jüngere Schwester* Nofretetes gewesen sein, die nach ihrem Heranwachsen Echnatons besonderes sexuelles Interesse fand. Allein schon wegen des Altersunterschiedes dürfte die Mutterschaft einer erheblich jüngeren Kija wahrscheinlicher als die von Nofretete sein. Im Regelfall ist die neue Geliebte eines Mannes jünger als die ältere, und von Nofretete gibt es eine Statue, die sie körperlich ziemlich ‘verbraucht’ zeigt, was nach der Geburt von mindestens sechs Töchtern natürlich nichts Ungeöhnliches war.

Dass Kija dann nach wenigen Jahren wieder verschwand, liegt möglicherweise daran, dass sie – wie es auch Maciejewski annimmt – im Kindbett gestorben ist, wobei nach seiner Auffassung das Kind der spätere Tutanchamun war. Diese Auffassung würde mit den DNA-Analysen übereinstimmen, denn auch dann wäre Tutanchamuns Mutter ebenfalls eine Schwester seines Vaters Echnaton gewesen.

Wie schon anfangs erwähnt und ausführlich geschildert [ZS 2/2013], kommt als eine weitere mögliche Mutter Tutanchamuns auch Echnatons zweite Tochter Maketaton in Frage, die ebenfalls in seinem Königsgrab in Amarna bestat-



Die königliche Familie tafelt: links Nofretete *ohne Krone*, in der Mitte Echnaton, rechts Teje *mit der Federkrone*, außerdem drei Prinzessinnen und zwei Diener. Der Herrscher verzehrt eine Hammelkeule, die Damen wählen Geflügel [Reeves, 152].

tet wurde und bei der ein Relief dafür spricht, dass sie trotz ihres jugendlichen Alters im Kindbett starb. Als Tochter Nofretetes könnte sie ebenfalls deren DNA-Gruppen besessen und weitergegeben haben, so dass auch in diesem Falle Tutanchamun genetisch als Inzestkind erschien.

Zurück zu Teje

Dass Teje bis zu ihrem Tode eine dominierende Rolle bei Echnaton spielte, kommt auch dadurch zum Ausdruck, dass Echnaton sie sogar in dem für ihn vorgesehenen Grab bestatten und für sie einen wunderschönen vergoldeten Schrein anfertigen ließ, den man später in Theben-West in Grab KV 55 zusammen mit der Mumie Echnatons fand. Auch Kija wurde vermutlich im Königsgrab bestattet; ihre Mumie ist allerdings bisher noch nicht gefunden oder eindeutig identifiziert worden, was besonders in Bezug auf ihre angenommene Mutterschaft bei Tutanchamun ungemein interessant wäre.

Tejes neue Rolle in Amarna könnte auch der Grund gewesen sein, dass Nofretete in den letzten Jahren Echnatons kaum noch in Erscheinung trat, was aber nicht bedeutet, dass sie in Ungnade gefallen war. Dass sie zumindest religiös noch eine große Rolle spielte, geht daraus hervor, dass bei dem im Königsgrab zerschlagen aufgefundenem Sarkophag Echnatons an den Ecken anstelle der sonst üblichen Schutzgöttinnen Nofretete dargestellt war. Auch Inschriften nennen sie weiterhin, wobei sie weiterhin, unverändert als „Große Königliche Gemahlin“ bezeichnet wird.

Wahrscheinlich ermordet

Zu dem wichtigsten Argument *gegen* eine Mutterschaft Nofretetes bei Tutanchamun gehört, dass Nofretete wohl identisch mit der *Younger Lady* ist. Deren Mumie weist eine schwere Kopfverletzung auf, die wohl ihren Tod zur Folge gehabt hat; sie dürfte also ermordet worden sein. Bei einer Gleichsetzung der Mumie mit Nofretete könnte der Grund hierfür gewesen sein, dass sie es war, die den Hethiter-König um einen Sohn als neuen Gemahl bat.

Gegner dieses Heiratsplans hätten dann nicht nur den entsandten hethitischen Prinzen Zanza, sondern auch die Briefschreiberin Nofretete ermordet. Als Mutter Tutanchamuns käme Nofretete dann allerdings nicht mehr in Frage, weil die Pharaonenwitwe dem Hethiter-König schrieb, dass sie *keinen Sohn* hätte.

Nofretete dürfte nämlich nicht nur ihren Gemahl Echnaton überlebt haben, sondern nach dessen Tod sogar zur *alleinigen Machthaberin* geworden sein. Sie wäre praktisch zum Pharao aufgestiegen, hätte somit eine Rolle wie Hatschepsut gespielt. Allerdings dürfte ihre Rolle nicht unumstritten gewesen sein: wegen ihrer Verknüpfung mit Echnatons Religionspolitik und auch des-

halb, weil mit Semenckere ein **männlicher** Nachfolger zur Verfügung stand, der nicht in die Auswüchse des Aton-Kultes verwickelt war. Dies kann man unter anderem an seinem Namen erkennen, in dem nicht Aton, sondern der alte Sonnengott Re enthalten ist.

Nofretete mag sich durch derartige Oppositions-Gruppen so bedrängt gefühlt haben, dass sie sich zwecks Unterstützung an den Hethiter-König wandte, ihm sogar schrieb, sie habe Angst. Die geplante Allianz mit den Hethitern dürfte dann der endgültige Grund für ihren Sturz bzw. für ihre Ermordung gewesen sein. Allerdings muss sie gleichwohl ordentlich mumifiziert und bestattet worden sein; ansonsten wäre ja ihre Mumie, sofern diese identisch mit der der *Younger Lady* ist, nicht erhalten geblieben. Bestattet wurde sie dann wohl auch in Echnatons Königsgrab. Nach Aufgabe von Amarna muss diese Mumie genau wie die ihrer Mutter Teje nach Theben gebracht worden sein, wo man sie nach mehreren Umbettungen schließlich nebst etlichen anderen Mumien in Grab KV 35, dem Grab Amenophis' II. fand.

Nachfolger Nofretetes wurde dann der schon erwähnte **Semenckere**, der vermutlich ein jüngerer Bruder Echnatons, also auch ein Sohn Amenophis' III. war. Er übernahm den Beinamen Neferneferuaton der Nofretete, was zu etlicher Verwirrung bei den Historikern geführt hat, weil dieser jetzt bei zwei Personen vorkam. Einige haben sogar daraus geschlossen, dass Semenckere nur ein neuer Name der Nofretete war. Dagegen spricht allerdings, dass es ein Bild von ihm mit Meritaton als seiner Gemahlin gibt. In Wirklichkeit bemühte man sich wohl nur, die Erinnerung an Nofretete, die angebliche Landesverräterin, auszulöschen. Auch ihre Statuen blieben nicht verschont: Wie etwa im *LdÄ* steht, wurde bei einigen Statuen Amenophis' III., so bei den berühmten Memnonskolossen, die Gestalt einer Frau getilgt, wobei es sich wohl um Satamun handelte. Die Tilgungen dürften allerdings erst **später**, erst unter Haremhab ausgeführt worden sein, zusammen mit Tilgung ihres Gemahls Echnatons, weil sie ja auch zusammen mit diesem den dubiosen Aton-Kult eingeführt hatte.

Semenckeres Große Königliche Gemahlin wurde dann, wie erwähnt, Meritaton, die als älteste Tochter Echnatons und Nofretetes die für ihn den Thron bestätigende Erbprinzessin war. Als Semenckere nach kurzer Herrschaft starb, wurde sein Nachfolger Tutanchaton, der seinerseits die dritte Nofretete-Tochter Anchesenpaaton heiratete, die unter dem neuen Namen Anchesenamun inzwischen wohl zur neuen Erbprinzessin aufgestiegen war. Nach dem Tode des inzwischen in Tutanchamun Umbenannten musste sie sogar noch den bedeutend älteren Eje heiraten, um diesem die Pharaonen-Würde zu verschaffen. Mit ihr endet die Linie der Amarna-Prinzessinnen, deren interessanteste Vertreterin sicher Nofretete war.

Literatur

- Ernst, Otto (2013): Echnaton und Nofretete. Tutanchamuns mögliche Eltern; *Zeiten-sprünge* 25 (2) 285-296
- (2011): Zur Genealogie der Amarna-Herrscher; *Zeiten-sprünge* 23 (2) 270-276
 - (2010): Zu den DNA-Analysen an Mumien aus der Amarna-Zeit; *Zeiten-sprünge* 22 (1) 65-68
 - (2/2006): KV 55 – das rätselhafte Grab; *Zeiten-sprünge* 18 (2) 307-321
 - (1/2006): Wer war Semenchkare? Neue Deutungen für den rätselhaften Pharaos; *Zeiten-sprünge* 18 (1) 80-102
 - (2005): Echnaton – gar kein Monotheist. Eine neue Deutung der Religions-Politik Echnatons; *Zeiten-sprünge* 17 (3) 511-528
 - (2002): Meisterin der Diplomatie · Die große Königsgemahlin Teje; *Kemet* 1/2002, 28-32
 - (2000): Echnatons Mumie identifiziert; *Kemet* 4/2000, 58-61
- Fletcher, Joann (2000): *Sonnenkönig vom Nil · Amenophis III.*; Droemer; München
- Gabolde, Marc (1998): *D'Akhenaton à Toutânkhamon*; Université Lumière, Lyon
- Habicht, Michael (2012): Das Geheimnis der Amarna-Mumien – DNA-Untersuchungen klären Verwandtschaftsverhältnisse auf; *Antike Welt* (6) 23-28
- Hawass, Zahi (2010): Der Fall Tutanchamun · Inzest, Macht und Untergang; *National Geographic* 9/2010
- Lebek, Gabriele (2012): Schönheit, Macht und Religion – Nofretete als weibliches Gegenstück des Pharaos; *Antike Welt* (6) 10-12
- Maciejewski, Franz (2012): *Nofretete · Die historische Gestalt hinter der Büste*; Osburg, Hamburg
- (2010): *Echnaton oder die Erfindung des Monotheismus · Zur Korrektur eines Mythos*; Osburg, Hamburg
- Reeves, Nicholas (2002): *Echnaton · Ägyptens falscher Prophet*; Zabern, Mainz
- Reeves, Nicolas / Wilkinson, Richard (1997): *Das Tal der Könige*; Econ, Düsseldorf
- Schlögl, Hermann (2008): *Echnaton*; Beck, München
- (2012): *Nofretete*; Beck, München
- Weissgerber, Klaus (2010): War Tutanchamun ein Inzestkind? Erste Bemerkungen zu einer neuen These; *Zeiten-sprünge* 22 (1) 52-64
- (2007): Bemerkungen zur Amarna-Problematik; *Zeiten-sprünge* 19 (2) 300-314
- Wiese, André B. / Brodbeck, Andreas (2004): *Tutanchamun · Das Goldene Jenseits. Grabschätze aus dem Tal der Könige*; (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in Bonn); Hirmer, München

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Frühes Zinn und kobaltblaues Glas

Volker Heinitz

Dieser Beitrag soll die Frage nach dem frühen Zinn aus meiner Sicht einem vorläufigen Abschluss zuführen und eine Anregung zur Diskussion über kobaltblaues Glas darstellen.

Gunnar HEINSOHN hat in seinen Veröffentlichungen *Die Sumerer gab es nicht* und zusammen mit Heribert Illig *Wann lebten die Pharaonen?* das Thema des frühen Zinns und des kobaltblauen Glases zur Diskussion gestellt. Kronzeuge dafür war für Heinsohn John DAYTON, der als Archäologe und Mineraloge sich seit Ende der 70er Jahre mit der Herkunft des frühen Zinns und des Kobalts in mehreren Arbeiten beschäftigt [z.B. 1978; 1981]. Da ich diese Literatur nicht beschaffen konnte, suchte ich nach anderen Quellen der Information, weil es mir merkwürdig vorkam, dass außer Heinsohn niemand die Arbeiten von Dayton zu beachten schien. Dayton vertritt die Ansicht, dass frühes Zinn aus dem Erzgebirge den Bronze herstellenden Kulturen zur Verfügung stand. Gleiches nimmt er für das Kobalt an, wenn auch für einem späteren Zeitpunkt. Kobalt soll bei der Silbererzverhüttung in der blauen glasigen Schlacke als farbgebende Komponente anfallen. Er untermauerte diese These mit der gerade aufgekomenen Blei-Isotopen-Analyse für Kupfer und der Spurenelemente-Analyse für die Glasschlacken, Glas- und Bronzegegenstände. Seine Fachkollegen haben bis heute diesen Ergebnissen misstraut, da einerseits die Blei-Isotopen-Analyse zur Zinnherkunft nichts beiträgt, die Spurenelemente-Analyse damals noch nicht genau genug war und andererseits oft nur Oberflächen untersucht wurden, um das Fundstück nicht zu beschädigen. Inzwischen ist bekannt, dass durch Korrosion und andere Einflüsse die Oberflächenzusammensetzung stark von der chemischen Zusammensetzung des gesamten Gegenstandes abweichen kann. Außerdem standen damals Dayton 36 Mineralien aus dem Erzgebirge durch viel Glück zufällig zur Verfügung [Dayton, 1988, 58], die für andere Wissenschaftler – so sie sich denn mit dem Problem auseinandergesetzt hätten – schwierig zu beschaffen waren. Während des ‘Kalten Krieges’ war eine Mineralienbeschaffung aus dem Bereich der Uranförderung für die Sowjetunion in der DDR für westliche Wissenschaftler praktisch unmöglich.

Zinn

Insbesondere zum Zinn habe ich bereits einiges in den *Zeitensprüngen* [3/2010; 3/2011] geschrieben. Im Zusammenhang mit weiteren Recherchen kam ich

auch in Kontakt mit Mike HAUSTEIN, der sich um die Klärung der Herkunft des Zinns in der Nebraer Himmelscheibe verdient gemacht hat:

„In Mitteleuropa treten die ersten Bronzeobjekte um 2200 v. Chr. auf, also etwa 500 Jahre später als in Vorderasien. Kulturkreise, wie der von Aunjetitz (2100 – 1600 v. Chr.), sind besonders reich an Bronzen. Der wohl berühmteste Fund aus dieser Zeit ist die mindestens 3600 Jahre alte Himmelscheibe von Nebra, ein Artefakt, der durch seine Individualität aus dem Rahmen fällt (Meller 2004). Die Tatsache, dass in Mitteleuropa – abgesehen von einigen sporadischen Vorkommen in den Westkarpaten – größere Zinnvorkommen nur im Bereich des Erzgebirges anzutreffen sind, hat schon länger die Fantasien der Archäologen angeregt. Da sich das Erzgebirge in unmittelbarer Nähe zu den erwähnten Altsiedelgebieten der Aunjetitzer Kultur befinden, liegt die Vermutung nahe, dass die reichen Zinnseifen bereits in prähistorischen Zeiten ausgebeutet worden sein könnten (Taylor 1983). Dayton (1993) glaubt sogar, das Erzgebirge sowohl als Zinn- als auch als Kobaltquelle antiker Mittelmeerkulturen erkannt zu haben. Niederschlag u. a. (2003) fanden allerdings keine Hinweise auf prähistorische Kupfergewinnung im Erzgebirge und dem näheren Umland und schlossen daraus, dass damit auch ein vorgeschichtlicher Zinnbergbau [gemeint ist natürlich Seifentechnologie; VH] in dieser Region unwahrscheinlich wäre“ [Haustein/Pernicka 2008 (2011), 389 f.].

Haustein und Ernst Pernicka sind nach meiner bisherigen Kenntnis die einzigen, die sich mit Dayton in den letzten Jahren auseinander gesetzt haben, wenn sie ihm auch nicht folgen.

Die von Pernicka im Sonderband zur Ausstellung der Nebraer Himmelscheibe [Meller 2004] gemachten Herkunftsangaben zum Zinn und zum Gold der Himmelscheibe werden heute allerdings nicht mehr vertreten. Das Zinn deutet wohl eher auf das Erzgebirge hin, wobei die Zinn-Isotopen-Analyse den Ort Graupen/Grupka, Tschechische Republik, als bisher die wahrscheinlichste Zinnquelle ausweist. Dabei ist zu bemerken, dass die Zinnprobe von Graupen keine Zinnseife darstellt. (Abb. 1)

Haustein teilte im persönlichen Gespräch mit, dass Dayton bei den Archäologen durchaus anerkannt ist, seine Arbeiten zum zinn- und kobaltblauen Glas aber als ‘Ausrutscher’ abgetan werden.

Klaus SIMON, ein sächsischer Archäologe, hat bereits 1989 und 1991 in zwei Artikeln *Beiträge zur Urgeschichte des Vogtlandes I und II* nachgewiesen, dass es in Oelsnitz bei Plauen im Bereich der Weißen Elster Kupferbergbau an sichtbaren Erzausbissen und in benachbarten Stollen sowie mit den dazu gehörigen Grabstätten zumindest in der Spätbronzezeit gegeben haben muss. Außerdem liegen im Bereich der Talsperre Pirk der Weißen Elster Zinnseifen vor, am Dockelsberg gibt es Kupfervorkommen – beide Erze zu-

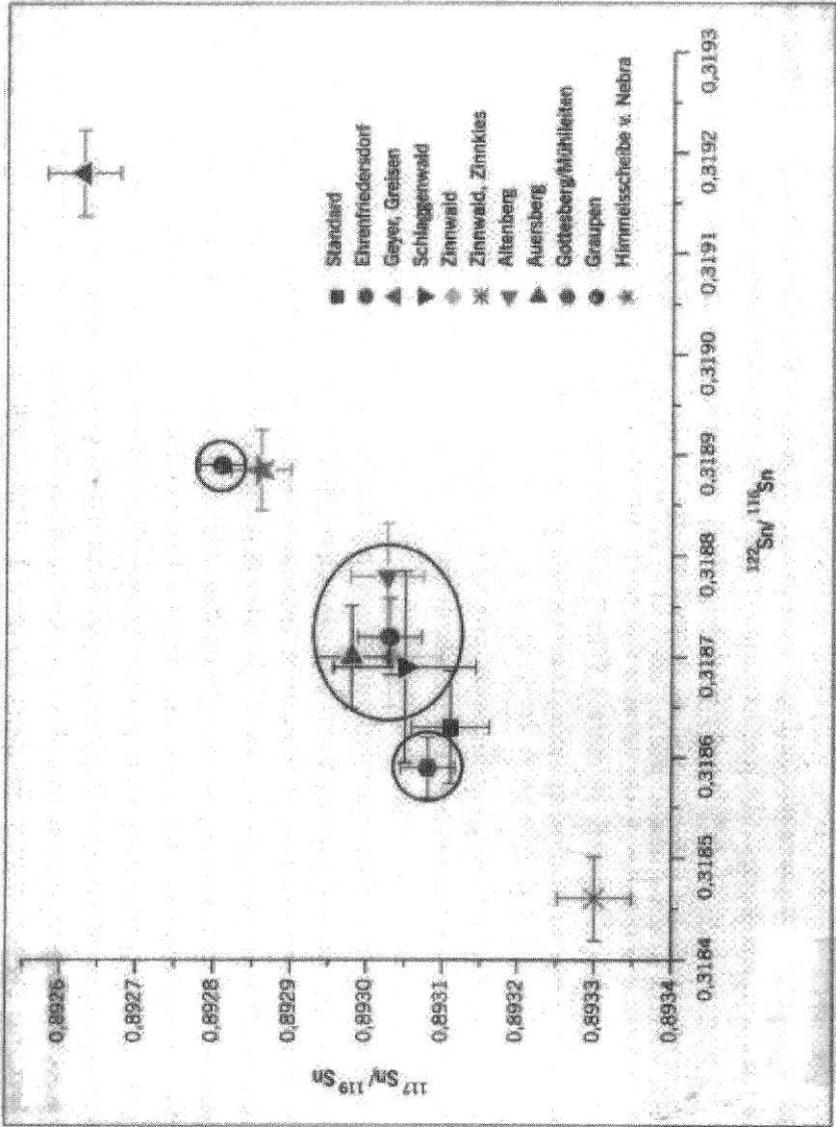


Abb. 1: Zinnprobe von Graupen/Grubka: „Zweidimensionales Zinnisotopendiagramm der Verhältnisse $^{117}\text{Sn}/^{119}\text{Sn}$ vers. $^{122}\text{Sn}/^{116}\text{Sn}$. Die Darstellung der Y-Achse erfolgte invers. Die Werte der Proben gemeinsamer Herkunft wurden gemittelt und mit dem entsprechenden Fehler (1-sigma) dargestellt. Im Gegensatz zur eindimensionalen Darstellung ergibt sich ein überraschend übersichtliches Bild, das die Unterscheidung von Zinnsteinen verschiedener Herkunftsgebiete erlaubt“ [Haustein/Pemicka, 413].

sammen an einer Stelle, nur einmal in der Erde und einmal im Wasser. Das Fehlen frühbronzezeitlicher Gräber in diesem Bereich bedeutet nicht, dass nicht doch bereits vor der Spätbronzezeit Bergbau und Seifentechnologie im Bereich des Vogtlandes und Erzgebirges betrieben wurden (Abb. 2).

Der im Artikel „Rätselhaftes Zinn“ [Heinitz, 3/2010] erwähnte Mineraloge Walter Grunewald hat 2013 in der Zwickauer Mulde an einer Flussschleife bei Niederschlema aus 200 l Flusssediment in 2 Stunden ca. 150 g Zinnstein gewaschen, sowie bei Breitenbrunn am Schwarzwasser, einem Nebenfluss der Zwickauer Mulde, ebenfalls aus 200 l Flusssediment etwa 80 g Zinnstein gewonnen, welcher dort aber deutlich grobkörniger als bei Niederschlema auftritt.

Die immer interessierende Frage nach der Ausbeute sowie Aufwand beim Waschen/Seifen des Zinnsteins dürfte damit geklärt sein – eine realistische Beschaffungsmöglichkeit bestand also auch für die Frühbronzezeit. Eine sehr wohl ausreichende Menge an Zinnstein ließ sich aus den entsprechenden Flüssen waschen, insbesondere noch vor den mittelalterlichen Seifenkampagnen, die zu einem mehrfachen ‘Durchwaschen’ des Erzgebirges geführt haben und damit bereits große Mengen Zinnstein den Flüssen und Schotterterrassen entnommen wurden.

Kobalt

Zum kobaltblauen Glas schreibt Heinsohn [2001, 277 f.]:

„Als Element wurde Kobalt erst im Jahre 1742 isoliert. Es kann deshalb keine Rede davon sein, dass reines Kobalt aus Schneeberg nach Ägypten gelangt ist. Vielmehr dürften fertige, blau eingefärbte Glaskuchen aus dem Erzgebirge exportiert worden sein. John Dayton hat überzeugend klargestellt, dass solche blauen Glasschlacken bei der Schmelze von Silber, mit dem erst bei 1492° C flüssig werdende Kobalt amalgamiert ist, als Abfallprodukt anfallen [Dayton 1981 u. 1981a; Dayton/Bowles/Shepperd 1980]. Ein genialer Geist war insofern für die Entdeckung des Kobaltoxids nicht erforderlich. Mochte die These von fertig importierten blauen Glaskuchen und ihren chronologischen Implikationen vorerst noch verworfen werden, so ist der so eingestimmte Kritikerchor, der das Amarna-Kobalt u.a. in der Oase Dachla verorten wollte [Moorey 1985, 223] im Jahre 1987 erst einmal verstummt. Östlich von Rhodos konnte vor der türkischen Küste bei Ulu Burun nämlich ein Schiffswrack geborgen werden, das kobaltgefärbten Glaskuchen transportierte [...], die ganz eindeutig für die Weiterverarbeitung vorgesehen waren [...]. Da »die chemische Analyse sie identisch mit ägyptischem und mykenischem Glas auswies« [Brass 1987,716], beeilte sich der Finder, sie zu Rohstoff für die ägyptischen blauen Flaschen aus Amarna zu erklären. Wir werden dem »kanaanitischen« [...] bzw. phönizi-

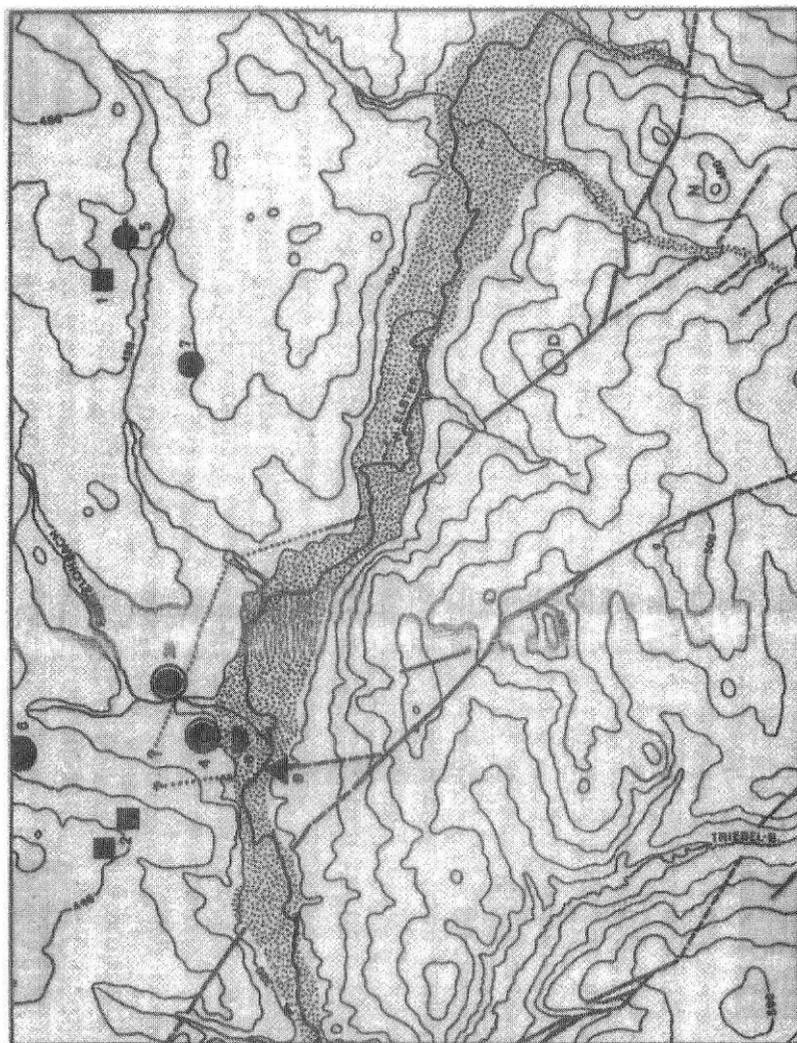


Abb. 2: „Bronze- bis ältereisenzeitliche Fundstellen und Bodenschätze nordwestlich von Oelsnitz. 1 : 50000. **Grabstätten:** 1 Taltitz, Hutholz; 2 Taltitz, Rosenholz. Siedlungen; 3 Dobeneck, Hoher Stein; 4 Dobeneck, Nasser Acker; 5 Plauen-Unterlosa, Südwestecke der Gemarkung; 6 Taltitz, Göse; 7 Taltitz, Weidig. Aufenthaltsspuren (Werkplatz?); 8 Dobeneck, Elsteraue. Einzelfund; 9 Magwitz, Ruine Stein. Umrandete **Symbole:** mit Hinweisen auf Metallurgie. Kräftige **Linien:** bei Tage ausgehende Erzgänge, gestrichelt wahrscheinlicher Verlauf, punktiert erschlossener Verlauf. Punktierte **Flächen:** Alluvionen unterhalb der bei Tage ausgehenden Zinnsteingänge (mögliche Seifenlagerstätten); *D* Dockelsberg, *N* Nußpöhl“ [Simon, 104; Hvhg. VH].

schen Wrack von Ulu Burun im Schiffskapitel O dieses Buches wieder begegnen, da noch viel mehr als nur das Kobaltglas gegen seine jetzige Datierung ins -14. Jh., aber für seine Verbringung ins →6. Jh. spricht.“

Chemische Analysen der Glasbarren vom Schiffswrack von Ulu Burun haben nun aber gezeigt, dass ein signifikanter Anteil von Na_2CO_3 auf Basis gemessenen Na_2O von 14 bis 20 % im Glas enthalten ist, dagegen K_2CO_3 gemessen als K_2O , kaum 2% erreicht [Brill 1999, 107-110]. Daraus kann nur geschlussfolgert werden, dass dem Ulu Burun-Glas natürliches Soda als Flussmittel zur Quarzschmelze und keine Pott- oder andere Pflanzenasche zugesetzt wurde. Natürliches Soda ist in der Levante als Natron oder Trona insbesondere in Unterägypten vorhanden, in Mitteleuropa musste man bei der Glasherstellung auf die kalihaltige Pottasche zurückgreifen. Als Glaslieferant für die Glasbarren von Ulu Burun scheidet Mitteleuropa damit aus. Ob die erwähnte Oase Dakhla als Kobaltlieferant Ägyptens Bestand hat, muss noch geklärt werden, In Dakhla findet man Alaun – ein Doppelsalz – als Sediment. Alaun kann kobalthaltig sein; ob das in Dakhla auch der Fall ist, konnte bisher von mir nicht in Erfahrung gebracht werden.

Der aus dem Schiffswrack von Ulu Burun ebenfalls geborgene goldene Skarabäus mit dem Namenszug der Königin Nofretete dürfte einen erheblichen Beitrag zur Datierung des Schiffswracks in das -14. Jh. geleistet haben [Linden u.a. 2006, 19].

Im Katalog zur Bochumer Sonderausstellung „*Das Schiff von Ulu Burun – Welthandel vor 3000 Jahren*“ schreibt Thilo REHREN [2006]:

„Der Handel mit Glas in der Spätbronzezeit

Obwohl ägyptische Gefäße seit mehr als 100 Jahren archäologisch bekannt sind und eine umfangreiche kunsthistorische und kunsthandwerkliche Literatur zum Thema der Glasverarbeitung existiert, ist die technische Seite der Glasherstellung in der SBZ [Spätbronzezeit; VH] nahezu unbekannt. Chemische Analysen fertiger Objekte haben die Rohmaterialien sowohl des Glases selbst als auch der meisten farbgebenden Komponenten identifizieren können (Turner 1956; Sayre & Smith 1974); so wissen wir, dass Glas aus fein gemahlenem Quarzstaub und der Asche bestimmter Salz liebender Pflanzen hergestellt wurde (Lilyquist & Brill 1993). Zudem können die Mineralien und Metalle benannt werden, die die Farben verursachen. Doch erst im vorigen Jahr konnte endlich die bislang einzige »Glashütte« der SBZ archäologisch lokalisiert werden, in Qantir im östlichen Nildelta (Rehren & Pusch 2005). Die Glasherstellung datiert hier an den Beginn der zweiten Hälfte der SBZ, und repräsentiert damit sicherlich nicht die früheste Methode, sondern eine fortgeschrittene und auf langer Erfahrung basierende Technik. Selbstverständlich muss es sehr viel mehr solcher Glashütten gegeben haben, um über 500 Jahre hinweg

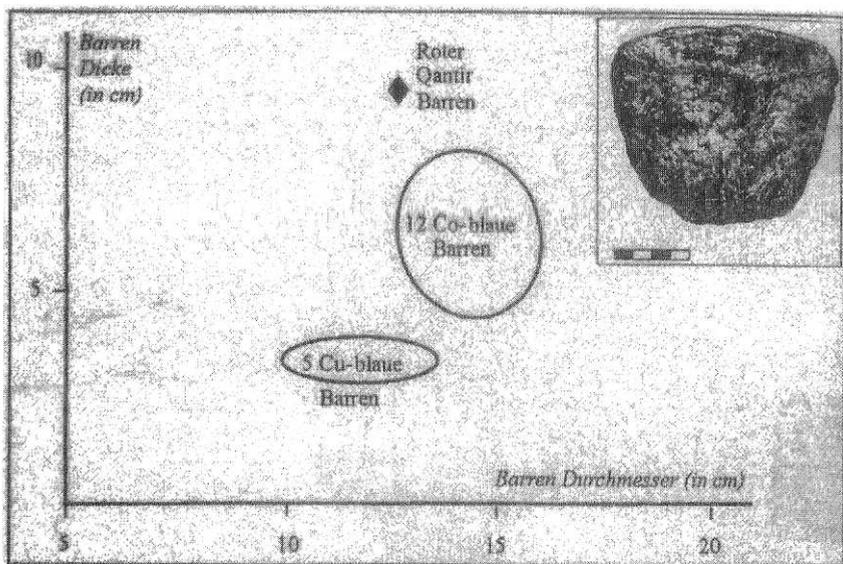
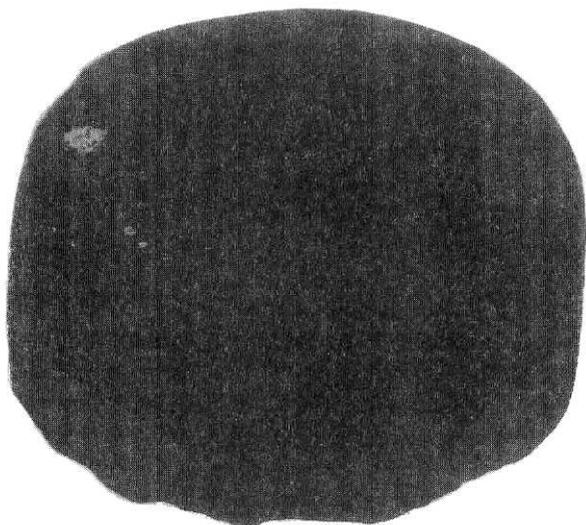


Abb. 3: „Annähernd zylindrischer Glasbarren KW 3485 aus dem Schiffswrack von Uluburun von blauer Farbe und mit einem Durchmesser von 13,8 cm (DBM)“

Abb. 4: „Gegenüberstellung der Größenverhältnisse von Kobalt-blauen und Kupfer-blauen Glasbarren aus Uluburun und dem roten Glasbarren aus Qantir. Die systematischen Unterschiede in den Größenverhältnissen deuten auf unterschiedliche Werkstätten hin, die sich auf verschiedene Farben spezialisiert haben (Vorlage des Autors unter Verwendung von Daten aus Nicholson et al. 1997)“ [beide Abb. Rehren, 534].

zwei Großkulturen (Mesopotamien und Ägypten) und ihre Randgebiete, von Georgien und dem Iran bis nach Griechenland, mit Glas zu versorgen. In der Praxis wird sich in diesem Zeitraum einiges gewandelt haben. Wieviel ist also über die Glasherstellung und den Handel mit Glas in dieser Epoche bekannt? Drei Aspekte dieses Fragenkomplexes sollen hier vorgestellt werden, die dann zusammenfassend interpretiert werden können: In welcher Form wurde das Glas verhandelt? Wo und wie wurde es für den Handel hergestellt? Wie ergiebig sind die historischen Quellen über den Glashandel?

Der beste archäologische Hinweis stammt aus dem Wrack von Ulu Burun, dessen Ladung mindestens 175 Glasbarren umfasste [...]. Diese Barren sind in ihrer Grundform annähernd zylindrische Scheiben, deren eine Seite mehr oder weniger stark verrundet sein kann [hier Abb. 3; VH].

Die Mehrzahl der Barren ist Kupfer- und Kobalt-blau gefärbt; eine erste Vermessung von 17 Barren [...] ergab bezüglich der beiden Farben signifikante Unterschiede in der Größe der Objekte [hier Abb. 4; VH].

Die fünf Kupfer-blauen Barren sind relativ dünne Scheiben von 10 bis 13 cm Durchmesser und 3 bis 4 cm Dicke, während die zwölf Kobalt-blauen Barren 13 bis 16 cm Durchmesser haben und etwa 5 bis 8 cm dick sind, also bei gleicher Form fast das Doppelte an Volumen haben. [...] Bei einer groben Volumenabschätzung der genannten Maße und der Annahme eines durchschnittlichen Volumens von 0,5 Liter für die Kupfer-blauen und 1 Liter für die Kobalt-blauen Barren, und zudem eine Dichte des Glases von ca. 2,5 g/ccm vorausgesetzt, ergibt sich ein Gesamtgewicht von 200 bis 350 kg für die 175 Barren.

Die Glasbarren von Ulu Burun sowie die wenigen weiteren bekannten Barren der SBZ von anderen Fundorten lassen sich einer zylindrischen Grundform zuordnen, wenn auch mit einem weiten Spektrum hinsichtlich Rundung am Boden. Seit einiger Zeit ist bekannt, dass diese Barren in einem besonderen Gefäßtyp hergestellt wurden, den zylindrischen Tiegeln, die erstmals vor über 100 Jahren in Amarna und jüngst in großer Zahl in Qantir ausgegraben wurden [...]. Dieser Gefäßtyp, der offenbar auch in anderen ägyptischen Glaswerkstätten auftritt, ist bislang ausschließlich im Zusammenhang mit dem Glashandwerk bekannt. [...]

Zwei Aspekte dieser zylindrischen Tiegel sind besonders bemerkenswert und sollen hier entsprechend herausgestellt werden; bei beiden handelt es sich um unmittelbare Reaktionen auf die besonderen Anforderungen bei der Verarbeitung von Glas, sie stellen Meilensteine in der Entwicklung von feuerfesten Werkstoffen dar; der eine ist die kalkreiche Trennschicht zwischen Keramik und Glasfüllung, der andere betrifft die Befeuungsweise dieser Tiegel.

Die kalkreiche Trennschicht ist das früheste bekannte Beispiel dafür, dass die Oberfläche eines keramischen Werkstoffes gezielt modifiziert wurde, um chemische Reaktionen zwischen dem Tiegel und seinem Inhalt zu unterbinden. Auf diese Weise wurde nicht nur das Herauslösen der fertigen Barren aus der Form erleichtert, sondern auch und vor allem eine Reaktion zwischen der Keramik und dem Glas unterbunden, die ansonsten das Glas durch den hohen Eisengehalt des Tons verfärbt und die Keramik durch Angriff des Flussmittels im Glas zerstört hätte. Die kalkreiche Trennschicht auf der Innenseite der Tiegel erlaubt es zudem, den fertigen Barren nach der Erkaltung relativ leicht aus der Keramik zu lösen; es ist zu vermuten, dass der Tiegel selbst dabei zerstört werden musste und somit nur einmal verwendet werden konnte“.

Nach Rehren konnte die Befuerung der Tiegel nicht wie in der Metallurgie von innen und im Kontakt zur Holzkohle durchgeführt werden, da diese selbst und durch ihre Asche das Glas stark verunreinigen würde. Die Befuerung musste also von außen, durch die Keramik hindurch erfolgen, was die Tiegel allseits und durchgehend auf über 1000° C erhitze und somit an die Grenzen ihrer Stabilität führte. Aufgrund des hohen organischen Anteils im Nilton ist dieser dafür nicht geeignet; es mussten sehr dünnwandige Tiegel ohne nennenswerte organische Magerung hergestellt werden, und deren zylindrische Form verteilte das Gewicht des Glases gleichmäßig auf den Gefäßboden. Diese Tiegel konnten im heißen Zustand nicht bewegt werden und mussten mit der Glasmasse erkalten.

„Was ist nun über den Glashandel der Spätbronzezeit bekannt? Handelsgegenstand waren fertige Glaswaren wie Amulette, Perlen und Gefäße; vor allem aber Glasbarren. Ein Betrieb, der solche Barren herstellte, befand sich in Qantir-Piramesse, das sich im Rahmen Kupfer-zentrierter Werkstätten auf Rotglas spezialisiert hatte (Rehren et. al. 1998). Erste Untersuchungen der Barren von Ulu Burun deuten an, dass unterschiedliche Blautöne möglicherweise auch aus unterschiedlichen Werkstätten kamen; eine in Frage kommende Quelle der Kobalt-blauen Barren könnte in Amarna gelegen haben, von wo entsprechende Tiegelfunde schon lange bekannt sind (Turner 1954; Shortland 2000). Die Herkunft des Kobalts für dieses Glas ist mit großer Sicherheit in Ägypten zu suchen (Kaczmarczyk 1986). Es ist vorstellbar, dass die Kenntnis der Glasherstellung sowohl in Mesopotamien als auch in Ägypten vorhanden war; die hier postulierte Spezialisierung bestimmter Betriebe auf einzelne Farben wäre dann ein Ausdruck spezialisierten know hows oder eines privilegierten Zugriffs auf bestimmte Rohstoffe für die nötigen Pigmente. Die Herstellung von Kupfer-rotem Glas z.B. erfordert zwar keine besonderen Rohmaterialien, aber doch deutlich höhere Kenntnisse von Chemie und Metallurgie als sie für

Kupfer-blaues Glas notwendig sind [...]; so ist es denkbar, dass die metallurgischen Werkstätten von Qantir-Piramesse sich deshalb auf Rotglas spezialisierten, weil gerade dort die nötigen Erfahrungen mit dem Umgang von Kupfer unter eng kontrollierten Redox-Bedingungen vorhanden waren. Entsprechend hätten die Handwerker in Amarna ein Quasi-Monopol auf Kobaltblau gehabt, da nur sie die kobalthaltigen Salze aus den Oasen westlich des Niltales zu verarbeiten verstanden (Shortland & Tite 2000; Rehren 2001). Kupferblau wurde hingegen vermutlich an mehreren Orten produziert, da es keine speziellen Kenntnisse verlangte und Kupfer überall verfügbar war“ [Rehren 2006, 537 f.]

Mit den Glasbarren aus dem Schiffwrack von Ulu Burun kann offensichtlich eine eigene, Glas herstellende Industrie für Mitteleuropa nicht begründet werden.

In *Archäologie in Deutschland* [1/1996] sind mehrere Artikel zum Thema „Antikes Glas“ erschienen. Rupert GEBHARD schreibt, dass Natriumkarbonat-ablagerungen seit der Antike in Unterägypten ausgebeutet wurden, daneben aber auch Pflanzenasche verwendet wurde [Gebhard 1996, 18]:

„Natron lässt sich aber auch aus Pflanzenasche gewinnen. So gibt es im Mittelmeergebiet bestimmte Pflanzen, aus denen beim Verbrennen Natrium und Kalium in Verhältnissen von 2 zu 1 bis 12 zu 1 gewinnen lassen. Hierzu zählt beispielsweise das Salzkraut. Bei einer Produktion mit Pflanzenasche müsste man allerdings auch Phosphor in den Gläsern antreffen, was bei mitteleuropäischen Gläsern nicht der Fall ist. In Mitteleuropa kann man aus einheimischen Pflanzen allenfalls das umgekehrte Natrium-Kalium-Verhältnis gewinnen [...] Die Analyse von Glasperlen aus dem 7. Jh. v. Chr. zeigt, dass Glaswerkstätten im Mittelmeerraum aufgrund unterschiedlicher Verwendung von Pflanzenasche charakterisierbar sind. Sowohl in Assur als auch in Rhodos wurde Pflanzenasche als Flussmittel verwendet. Man erkennt dies am Magnesium- und Phosphorgehalt.“

Zusammensetzung antiker Glasperlen von Rhodos (Natron-Kalk-Magnesium-Gläser) und keltischer Schichtaugenperlen (Natron-Kalk-Gläser) nach Gebhard [1996, 20 f.]:

Glashauptkomponenten	Rhodos, -7. Jh.	Kelten, -5. Jh.
Si	73 %	83 %
Na	12 %	9 %
Ca	7 %	5 %
K	2 %	1 %
Mg	5 %	
Al/Fe/P	2 %	
Al/Fe/Cl		2 %
	Perlen	gelbe Schichtaugenperlen

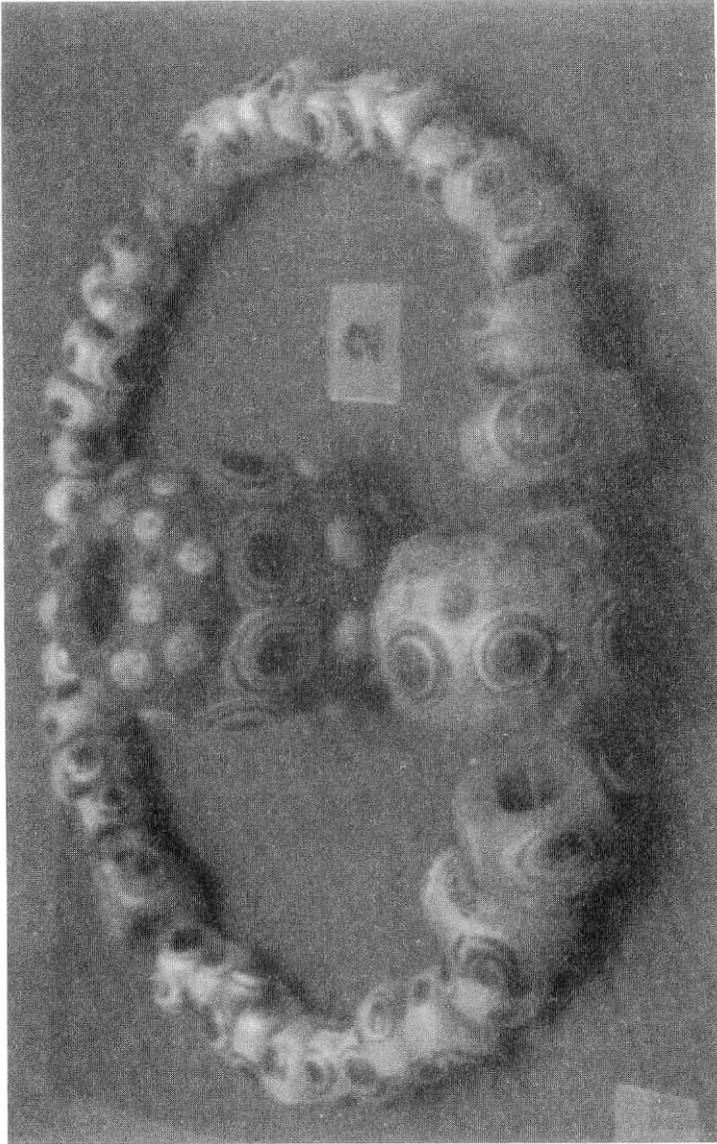


Abb. 5: Gelbe Schichtaugenperlen des -5. Jh., Fund aus Siebenbürgen [Foto Verfasser, Sonderausstellung *Kelten-Römermuseum Manching: Roms unbekannte Grenzen 2012/13*]

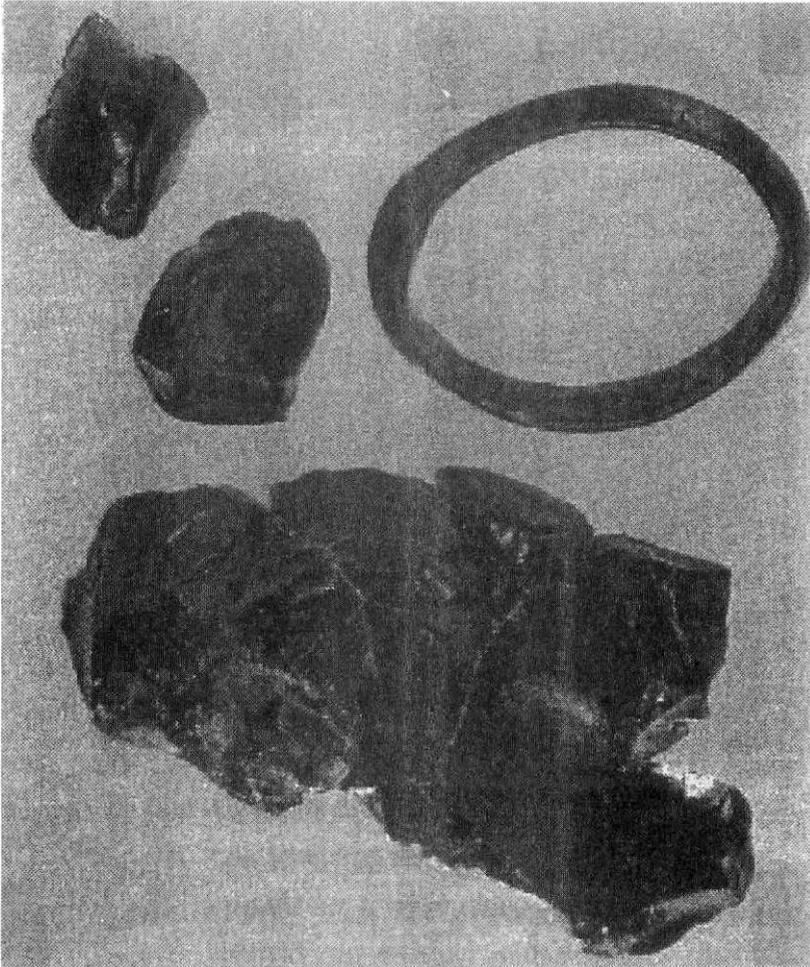


Abb. 6: Kobalt-blaues Glas aus dem Keltenmuseum Manching: undatierte Rohglasstücke und gläserner Armreif aus dem -1. Jh. [Foto VH, *Dauerausstellung Kelten-Römermuseum Manching*].

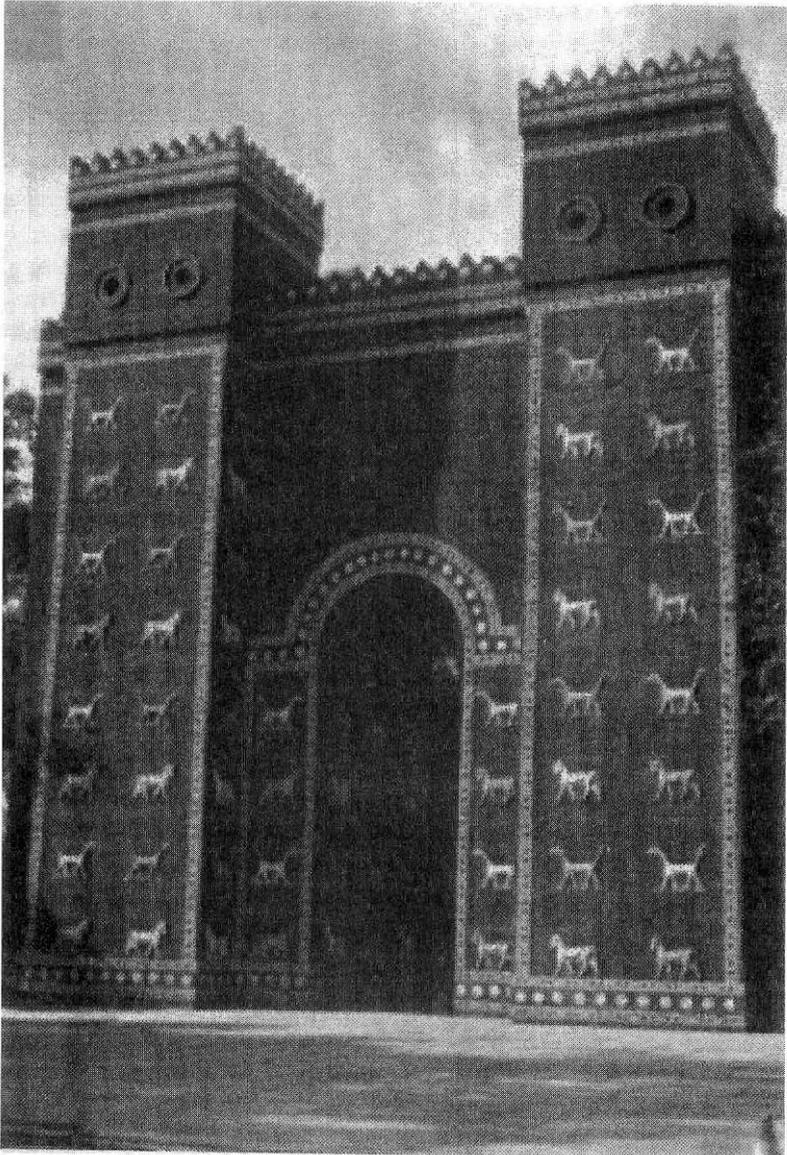


Abb. 7: Ishtar-Tor, Nachbau in Babylon. Nicht nur das Tor, sondern weitere Teile der Umwallung waren mit Kobalt-blauen Ziegeln verkleidet [pa/dpa in BM]

Ein Produktionsschwerpunkt von Glasperlen lag auch in Slowenien, allerdings mit deutlich niedrigerem Kalium- und Phosphorgehalt als bei Perlen aus Assur und Rhodos.

Die gelben Schichtaugenperlen gelten als Leitfunde des -5. Jh. nördlich der Alpen. Der geringe Kalium-Gehalt spricht nicht für eine mitteleuropäische Glasherstellung (Abb. 5). Das plötzliche massenhafte Erscheinen dieser Perlen gegen Ende des -6. Jh. und ihr ebenso plötzliches Verschwinden gegen Ende der ersten Latènestufe um -400 ist bis heute unerklärt.

Ein weiteres Schiffswrack – diesmal ein griechisches aus dem -3. Jh. – lieferte weitere Barren kobaltblauen Glases vor der Küste Korsikas. 1991 fanden dort bei dem korsischen Kap Les Sanguinaires Taucher 500 kg kobaltblaues Rohglas.

Eine Analyse dieses Glases von Les Sanguinaires soll eine Herkunft aus dem Mittelmeer-Raum unterstützen, genaue Daten sind mir bisher aber nicht bekannt geworden.

Im Kelten-Römer-Museum Manching kann man Stücke davon anschauen. Das in Manching selbst gefundene Stück violetteres Rohglas ist aufgrund der Fundumstände nicht datiert. Der ebenfalls zu sehende Armreif wird dagegen in das -1. Jh. datiert (Abb. 6).

In der Fernsehdokumentation „Mythos Babylon“ auf 3sat – einer Wiederholung der ZDF-Reihe *Sphinx* am 30. 07. 2013, wurde auf das Ishtar-Tor und auf den Königspalast von Nebukadnezar hingewiesen (Abb. 7). Die dort verwendeten dunkelblauen Kacheln sind mit Kobalt eingefärbt, die blaugrünen mit Kupfer. Wenn dabei auch nur wenig Metalloxid für diese Kacheln benötigt wurde, ergibt sich schon aus der großen Zahl dieser blauen Kacheln, dass man über größere Mengen Kobaltoxid für eine derartige Verkleidung von Stadttor und Mauer verfügen musste. Die im Film angedeutete Technologie zur Anfertigung und Einfärbung der Kacheln ist aber vermutlich falsch. Da wir inzwischen wissen, dass Schiffsladungen kobaltblauen Glases über das Mittelmeer transportiert wurden, muss die Frage nach der Kobaltquelle nochmals gestellt werden.

Fazit

Unabhängig, ob man das Problem chronologiekritisch betrachtet oder nicht, ist der Zugang zum Zinn in der Frühen Bronzezeit aus dem Erzgebirge sicher gegeben. Anders verhält es sich m. E. beim Kobalt. Bisherige Analysen der Glashaupbestandteile widerlegen die Ansichten von John Dayton hinsichtlich der Herkunft des kobaltblauen Glases. Hohe Natriumanteile sprechen für eine Herkunft des Glases aus Quellen, denen Natron zur Verfügung stand, selbst bei den sehr häufig gefundenen gelben Schichtaugenperlen in keltischem Gebiet. Daytons Ansichten stützen also eine chronologiekritische Sicht der

Glasgeschichte meines Erachtens nicht. Neue Verfahren wie die Zinnisotopen-Analyse und verbesserte Spurenelemente-Analysen werden weitere Erkenntnisse liefern.

Literatur

- Auer, Wilfried (1982): Die frühlatènischen Schichtaugenperlen in Nordbayern · Inventar u. Materialstudie, *Abhandlung der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg e.V.*, Band 39, 215-252
- Brill, Robert H. (1999): Chemical analysis of early glasses, Vol 2, Tables of analyses, *The Corning Museum of Glass*, New York
- Dayton, John (1978): *Minerals, Metals, Glazing & Man or Who was Sesostris I?* London
- (1980): Geological evidence for the Discovery of Cobalt blue glass in Mycenaean Times as a By-Produkt of Silver smelting in the Schneeberg Area of the Bohemian Erzgebirge, *XX. Symposium d'Archéométrie Paris, Revue d'Archéométrie*, Vol. III
 - (1981): Cobalt, Silver and Nickel in Late Bronze Age Glazes, Pigments and Bronzes, and the Identification of Silver Sources fort the Aegean and near East by Lead Isotope and Trace Element Analyses, *Scientific Studies in Ancient Ceramics, British Museum Occasional Paper No.19*, 57-61
 - (1993): *The discovery of glass, Harvard University*, Cambridge, Massachusetts
- BM = Babylon, die erste Metropole der Menschheit; *Berliner Morgenpost* 25. 06. 08
- Gebhard, Rupert (1996): Ein anspruchsvoller Werkstoff, *Archäologie in Deutschland* 1/1996, Stuttgart, 18-21
- Haustein, Mike / Pernicka, Ernst (2008/ 2011): Die Verfolgung der bronzezeitlichen Zinnquellen Europas durch Zinnisotopie – eine neue Methode zur Beantwortung einer alten Frage; *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte*, Bd. 92, 387-417
- Heinitz, Volker (2011): Rätselhaftes Zinn – eine Fortschreibung, *Zeitensprünge* 23 (3) 517-520
- (2010): Rätselhaftes Zinn, *Zeitensprünge* 22 (3) 579-586
- Heinsohn, Gunnar (?2007): *Die Sumerer gab es nicht*, Gräfelting ('1988)
- Heinsohn Gunnar / Illig, Heribert (2001): *Wann lebten die Pharaonen?* Gräfelting
- Illig, Heribert (2009): *Geschichte, Mythen, Katastrophen · Über Velikovsky hinaus*, Gräfelting
- Linden, Manfred / Yalçin, Ünsal / Pulak, Cernal (2006): Vom Meeresgrund ins Rampenlicht, *Archäologie in Deutschland*, 1/2006, 14-19, Stuttgart
- Klengel-Brand, Evelyn (1970): *Reise ins alte Babylon*, Leipzig
- Meller, Harald (Hg. 2004): *Der geschmiedete Himmel*, Halle · Stuttgart
- Rehren, Thilo (2006): Der Handel mit Glas in der Spätbronzezeit, in *Das Schiff von Ulu Burun – Welthandel vor 3000 Jahren*, Bochum
- Simon, Klaus (1991): Beiträge zur Urgeschichte des Vogtlandes II. Kulturgeschichtliche Auswertung, in *Arbeits- und Forschungsberichte zur Sächsischen Bodendenkmalpflege*, Bd 34, Berlin, 63-156

Volker Heinitz, 07554 Brahmenau, Am Zuckerberg 31
volker.heinitz@web.de

Sind Flutschicht-Ablagerung in Flüssen Mesopotamiens Indikatoren für kosmische Katastrophen?

Volker Heinitz

In seinen Büchern *Die Sumerer gab es nicht* [2007] und *Die Erschaffung der Götter* [2012] beschreibt Gunnar HEINSOHN archäologisch ergrabene Flutschichten in Mesopotamien, welche je nach Glaubensrichtung der biblischen Sintflut oder kosmisch induzierten katastrophischen Großereignissen zugeordnet werden. Er beschreibt [2012, 60]

„die »Zerstörung« durch »Flut«, auf die überlebende Menschen mit Kultplätzen und ersten Opfertempeln reagieren, war nicht die einzige Katastrophe der Bronzezeit. Mehrfach wurde Mesopotamien heimgesucht. Nach einer weiteren Katastrophe etwa verlegte man »das Priesterkönigtum nach Kisch« [...]. Als diese Stadt in den Jahren 1922 bis 1933 ausgegraben wurde, entdeckte das anglo-amerikanische Archäologenteam eine Überflutungsschicht. Auf dieser fanden sie die Überreste der so genannten frühdynastischen Periode I, also der ersten nachsteinzeitlichen bzw. bronzezeitlichen Phase mit königlichen Opferpriestern, die archäologisch den Beginn der menschlichen Hochkultur definiert [...]. Seitdem haben etliche Ausgrabungen

»zeigt, dass die altsumerische bzw. frühdynastische Zivilisation des frühen dritten Jahrtausends in verschiedenen wichtigen Städten auf ansehnliche Flutschichten folgt – unter anderem in Shuruppak, Kisch und Uruk. [...] Diese Schichten beenden die letzte prähistorische [jungsteinzeitliche] Periode.«

Die erste Untersuchung des von Woolley freigelegten Materials, das die jungsteinzeitlichen Siedlungen erstickt hatte, wird von Watelin, einem Ausgräber von Kisch, an den Flutsedimenten von Ur vorgenommen: »Süßwasser-Silt, der lediglich die Elemente enthält, die man vom Euphratwasser erwarten muß« [Woolley 1955, 15].“

Da in den bis über 3 m dicken Flutschichten keinerlei Weichtiere auftauchten, wurde später allerdings die Überschwemmungstheorie fallen gelassen. Nach *Wikipedia* ist Silt auch Schluff und wird wie folgt definiert:

„Unter **Schluff** (auch **Silt**) versteht man in den Geowissenschaften unverfestigte klastische Sedimente (Feinböden) und Sedimentgesteine, die zu mindestens 95% aus mit einer Korngröße von 0,002 mm bis 0,063 mm bestehen. Dieses Korngrößenintervall nimmt eine Mittelstellung zwischen dem größeren Sand und dem feineren Ton ein und bildet einen wichtigen

Anteil an den bindigen Böden, die umgangssprachlich als Lehm bezeichnet werden.“

Unter der Annahme, dass es sich bei solchen Großereignissen um *globale* Vorgänge handeln sollte, erscheint die Fragestellung erlaubt, ob sich auch in Mitteleuropa solche Erscheinungen bzw. Resultate dieser Katastrophen beobachten lassen. Tatsächlich wurden solche Erscheinungen beobachtet und untersucht.

Bereits 1954 veröffentlichte der Prähistoriker Günter SMOLLA [Menting, 2002, 88 f.] eine Untersuchung über Indizien für eine abrupte Klimakatastrophe am Übergang zur Hallstattzeit:

„So fand man bei Grabungen in Südwestdeutschland über Kulturschichten der spätesten Bronzezeit mächtige Abschwemm-Massen, die von überaus starken Regenfällen zeugen. Über den bis zu 3 m mächtigen Geröll- und Lehmassen befanden sich Kulturschichten der späten Hallstattzeit, wodurch der Zeitpunkt der großen Unwetterkatastrophen einigermaßen eingengt werden konnte. [...] Nach Einschätzung von Schmolla [1954, 169] sind in Mitteleuropa nur die Spuren einer einzigen Klimaänderung nachzuweisen, der so starke Auswirkungen zugeschrieben werden können. Der Beginn dieser Klimakatastrophe wird von ihm aufgrund archäostratigraphischer Befunde noch vor dem Beginn der älteren Hallstattkultur (750 v. Chr.) in das Ende der jüngeren Urnenfelderperiode um 800 v. Chr. datiert.“

Klaus-Dieter JÄGER [1962, 1-58] hat über *Alter und Ursachen der Auelehm-Ablagerungen thüringischer Flüsse* geschrieben. Einleitend gibt er folgende Definition:

„Als Auelehme werden feinkörnige Hochwasserabsätze bezeichnet, die im Überschwemmungsbereich, d.h. also vor allem in den Talauen vieler Flüsse und Bäche diejenigen Geländeteile überdecken, welche nach Ablauf eines Hochwassers jeweils wieder trocken fallen, also wenigstens einige Dezimeter über dem gewöhnlichen Wasserstand des jeweiligen Flusses oder Baches liegen. Als jüngste Akkumulationskörper der jetzigen Flüsse schließen sie die Ablagerungsfolgen der Flußsedimente in den Talauen nach oben hin ab, wobei die zahlreichen Unebenheiten des älteren Talgrundes weitgehend ausgeglichen werden. Nach ihrer Korngrößenzusammensetzung bilden sie Ablagerungen, »die aus Feinsand (Korngröße 0,2-0,02 mm), Schluff (0,02-0,002 mm) und Ton (kleiner als 0,002 mm) in wechselnden Anteilen zusammengesetzt sind und gemäß der internationalen Nomenklatur der Bodenarten ›Lehme‹ darstellen« [...]. Hinsichtlich der Herkunft des abgelagerten Materials setzen Schwebstoffabsätze aus der sog. Flußtrübe den Auelehm zusammen, die letztlich auf abgeschwemmtes Material von den Hanglagen im Einzugsgebiet desjenigen

Flusses zurückgehen, der jeweils die Aue durchfließt. Da naturgemäß überall auf jenen Hängen zuerst das humose Material im Oberboden des natürlichen Bodenprofils der Abschwemmung unterliegt, ist von vornherein auch humoses Bodenmaterial an der Zusammensetzung des abgelagerten Sedimentes beteiligt. Im Übrigen besteht auch ein verständlicher Zusammenhang zwischen den besonderen Bodenverhältnissen im Abschwemmungsgebiet und der Beschaffenheit der Auelehmlagerung [...] Der Auelehm ist grundsätzlich zu unterscheiden von Hochwasserabsetzen in Altwasserläufen und anderen Geländeteilen, »die auch nach Ablauf des Hochwassers vorwiegend oder dauerhaft unter Wasser stehen bleiben« (E. Natermann 1939b, S. 327). Hier kommen tonige und schlammige Flußabsätze zur Ablagerung, die sich nach Korngrößenzusammensetzung, Beschaffenheit und Farbe deutlich von Auelehm unterscheiden [...] Derartige Ablagerungen werden im Folgenden als Flußschlick bezeichnet.“

Teilweise erreichen die Auelehm-Ablagerungen mitteldeutscher Flüsse eine Mächtigkeit bis 2,5 m. Auf Grund von direkt *unter* bzw. *oberhalb* der Auelehmlagerung gefundenen archäologischen Artefakte ergibt sich chronologisch ein *davor* bzw. ein *danach*. Damit ist es möglich geworden, eine ganze Reihe von Auelehmbefunden relativ zu datieren. Da ein größerer Anteil dieser prähistorischen Befunde an der Weißen Elster in Thüringen und Sachsen gemacht wurde, möchte ich den Berichtsschwerpunkt darauf konzentrieren.

Fundplatz Gera – Reichsbahn-Betriebswerk Talaue der Weißen Elster (1938)

[Mtbl. = Messtischblatt 5138/3002 (Gera) W = 22,9 cm / N = 5,8 cm]

Der Lokalforscher A. REUTER erstellte ein Profil und es zeigte sich, dass sich die Auelehmschicht direkt auf der archäologischen Fundschicht (Torf) befunden hat, welche sich in einer Tiefe von 1,70 m befand.

„Unter diesen Fundstücken ist das wichtigste die unter (a) beschriebene Knopfsichel. Allein dieses Fundstück erlaubt eine sichere Datierung des ganzen Fundkomplexes und damit der Torfschicht unter dem Auelehm. (Jäger, S. 9)

Eine Reihe von Merkmalen datiert diese Knopfsichel in die jüngste Bronzezeit (etwa Periode V nordischer Chronologie). Die Keramik, die im Übrigen wenig kennzeichnend ist, widerspricht dieser Datierung des ganzen Fundkomplexes nicht.“

Fundplatz Gera John-Scheer-Straße, vormals und heute wieder Bielitzstraße (1937)

[Mtbl. 5138/3002 (Gera) W = 22,6 cm / N = 7,7 cm]

„Der Fundplatz liegt heute mitten im Stadtgebiet von Gera auf weitgehend überbautem Gelände nahe dem Rande der alten Elsteraue und gehört zu einem großen, schon seit dem vorigen Jahrhundert [19. Jh.; VH] bekannten vorgeschichtlichen Gräberfeld [...], auf dem zwischen 1875 bis 1937 verschiedene Grabungen durchgeführt wurden. dabei Gräber der Urnenfelderbronzezeit und der Latenezeit aufgedeckt wurden. Im Oktober 1937 kamen bei Ausschachtungen einer Baugrube im Grundstück Bielitzstraße 11 erneut Bodenfunde zutage, die zu einer Rettungsgrabung [...] Anlass gaben Die geborgenen Funde wurden von A. Reuter 1957 veröffentlicht“ [Jäger, 12 ff.].

Fundplatz Gera Neue Straße - Alter Milchhof /Textilfabrik (2004/05)

Da es sich hier um Funde der jüngsten Vergangenheit handelt, ist nach meiner Kenntnis noch keine umfassende wissenschaftliche Auswertung erfolgt, sind deshalb die Ergebnisse unter Vorbehalt zu sehen. Auch konnte der Grabungsbericht nicht eingesehen werden. Ich beziehe mich hier auf eine Sonderausstellung des Stadtmuseums Gera 2008, in der archäologische Funde im Zusammenhang mit Baumaßnahmen der Bundesgartenschau 2007 in Gera erfolgten. Auf dieser Ausstellung wurden Poster gezeigt, auf denen Fotos der Grabungsstellen und Begleittext aufgeführt waren:

„Im Rahmen der umfangreichen Vorbereitung für die Bundesgartenschau 2007 war die Verlegung der Bundesstraße 2 im Zuge der Neuen Straße zwischen Panndorfhalle [Sporthalle; VH] und Bahndamm geplant. Die untersuchte Fläche befindet sich auf dem Gelände einer ehemaligen Textilfabrik bzw. des ehemaligen Milchhofes unmittelbar nord-östlich des heute verrohrten Mühlgrabens [...] Auf der etwa 700 m² großen Ausgrabungsfläche konnten insgesamt 31 archäologische Befunde untersucht werden. Davon gehören 15 der Neuzeit an [...] Weitere 13 Befunde gehören der späten Latenezeit und frühen Römischen Kaiserzeit an. Darunter befinden sich 7 Eisenschmelzöfen, die etwa SW-NO ausgerichtet in parallelen Reihen standen [...] Sie waren in den anstehenden Auelehm bis auf den darunter liegenden Elsterkies eingegraben [...] **Eine Besonderheit waren Konzentrationen bronzezeitlicher Keramik, die – im Gegensatz zu den jüngeren Eisenschmelzöfen – unter dem Auelehm lagen.** Möglicherweise handelt es sich um Reste einer Siedlung oder eines Urnengräberfeldes“ [Hvhg. VH].

„Mit der Ausgrabung konnten nach den Öfen von (Gera-)Tinz, die bereits 1965 untersucht wurden, ein weiterer größerer Eisenverhüttungsplatz in der Elsteraue um Gera nachgewiesen werden. Es handelt sich um einige der frühesten Rennöfen in Mitteldeutschland.“

Diese Keramik unterhalb des Auelehms wird z. Z. spätbronze-/urnenfelderzeitlich eingestuft.

Da diese Auelehmfracht zweifelsfrei aus flussnahen Äckern bzw. von Äckern stammt, die an Zuflüssen der Weißen Elster liegen, wurde das von Gera aus flussaufwärts liegende Vogtland in die Betrachtung einbezogen. An der Weißen Elster liegen spätbronzezeitliche Höhensiedlungen, von denen mehrere durch Wälle gesichert waren und die zum Teil niedergebrannt wurden. Sie stellen sich heute als so genannte Schlackenwälle dar. Flussaufwärts beginnend mit dem Hainberg bei Gera (als Ausnahme, da die Wälle dort nicht niedergebrannt sind), gefolgt von

- Zoitzberg bei Gera,
- Dachsberg bei Großdraxdorf bis
- Eisenberg bei Jocketa-Talsperre Pöhl

ziehen sich die Wallanlagen z. Teil in Sichtweite zueinander am Fluss entlang. Die spätbronzezeitliche Höhensiedlung auf dem Hainberg befindet sich im Bereich der Wälle sowie nördlich auf der Spornlage. Das dazu gehörige Gräberfeld liegt südlich und deutlich außerhalb der Wallanlage. Chronologisch konnte die Siedlung aber den Wällen bisher nicht zweifelsfrei zugeordnet werden. Derzeit werden die Wälle auf dem Hainberg eher slawisch-mittelalterlich eingestuft [s. a. Heinitz 2011, 518].

Klaus SIMON hat das Vogtland hinsichtlich seiner vorgeschichtlichen Funde als auch der sich daraus ergebenden Kulturgeschichte untersucht und in den Beiträgen *Archäologische Quellen* [1989] und *Kulturgeschichtliche Auswertung* [1991] veröffentlicht. Ich beziehe mich hier auf die kulturgeschichtliche Auswertung.

Simon [1991, 82 f.] stellt fest, dass es inzwischen gut bezeugte Abschnitte von Trockenperioden gab, die sich auch siedlungsbezogen im Vogtland niederschlagen. So erscheinen Schnurkeramik und Frühbronzezeit (Glockenbecher- und Anjetizer Kultur, letztere in den Stufen BA2 und mit Übergang zu BB) und die Urnenfelderzeit als klimatisch bevorzugt.

„Dem ausgeprägten Feuchtklima der Mittelbronzezeit [...], die auch im Vogtland siedlungs-geschichtlich ausfällt, folgte nach herkömmlicher Auffassung mehr als ein halbes Jahrtausend währende Epoche ausgesprochen kontinentaler Klimaprägung »zwischen ca. 1250 und 650 v.u.Z.« (Jäger/Lodzek 1978...) [...] Die neuerdings zunehmend differenzierende Betrachtung wird durch unseren Befund bestätigt (Simon I., 1989, S. 160 f.). Er spricht für zwei wenngleich kurzfristige, so doch gravierende Inter-

ruptionen im Verlauf der Stufen HA und HB. Die erstgenannte Feuchteschwankung war wohl der älterhallstattzeitlichen Klimadepression vergleichbar und hat wie diese im Vogtland zu einem Besiedlungsabbruch geführt, mindestens aber zu einer solchen Schwächung der Besiedlung, daß sie unterhalb der archäologischen Wahrnehmung liegt.

Der Abschluß der urgeschichtlichen Besiedlung fällt im Vogtland wie in der gebirgigen Nachbarschaft (Simon I. 1989, 201, 212 f.) in die gut bezugte Trockenschwankung um 500 v.Chr., zu Ende HD-LA.“

Danach erlischt die Besiedlung des Vogtlandes bis ins Mittelalter, obwohl interessante Erze wie Zinnseifen und Kupfererze z.B. *nebeneinander* im Bereich der heutigen Talsperre Pirk am Dockelsberg vorkommen, sowie auch Kobalt vorhanden und auch Eisen häufig zu finden ist.

Am Ende der Trockenperioden, insbesondere um -800, wuschen Starkniederschläge nach langen Rodungsaktivitäten den Ackerboden zu Tal in die Nebenflüsse und direkt in die Weiße Elster, die sich im Geraer Flussbereich und auch weiter nördlich bis in den Raum Leipzig als Auelehm ablagerten und spätbronzezeitliche Siedlungen bzw. Gräberfelder zudeckten. Damit war den Siedlungsaktivitäten im oberen Vogtland buchstäblich der (Acker-)Boden entzogen. Diese Situation dürfte zu sozialen Unruhen und zur Zerstörung der befestigten Höhensiedlungen geführt haben. Hier könnte eine Ursache des Zusammenbruchs der Zinnversorgung am Ende der Bronzezeit liegen.

Wenn auch die Situation im Mittelgebirgsbereich und seinem Vorland nicht eins zu eins übertragbar auf eine Situation im nahen und mittleren Osten ist, so könnten Klimabrüche auch ohne Asteroideneinschläge zu lebensbedrohlichen Situationen in den Siedlungen geführt haben, insbesondere, wenn durch Rodung oder Vegetationsbeseitigung bei Überweidung oder Brennholzversorgung in ökologisch instabilen Siedlungssystemen nach Starkniederschlägen der Ackerboden fortgeschwemmt wird. Verschärft wird die Situation noch bei Großsiedlungen oder Städten mit größeren Bevölkerungsgruppen, wie sie im Nahen und Mittleren Osten vorkamen.

Eine tabellarische Darstellung von „Ersten Sumerern“ nach Lehrbuchchronologie und alternativ chronologiekritisch „Erste Chaldäer“ brachte Heinsohn [2007, 179] mit der jeweiligen Datierung:

	Lehrbuch-Chronologie Erste „Sumerer“ nach Edith Porada	Evidenzchronologie Erste „Chaldäer“ nach Heinsohn - tentativ
Frühdynastisch I/II	ca. -2900 bis ca. -2600	ca. -1050 bis ca. -930
Frühdynastisch IIIa	-2600 bis -2500	ca. -850 bis ca. -705
Frühdynastisch IIIb	-2500 bis -2370	ca. -850 bis ca. -705
Großreichs-Assyrer (= „Akkad“-Zeit)	ab -2370	ab ca. -705

Die als „frühdynastisch“ bezeichneten Artefakte bzw. Schichten lagen auf den ersten Flutschichten und ergeben bei tentativer Chronologie nach Heinsohn ein Datum um -1000.

Da die ergrabenen Flutschichten in Mesopotamien damit *nicht* auf um ca. -800 sowie -500 wie bei den mitteleuropäischen Auelehmschichten datierbar sind, kann wohl nicht von einer globalen Klimakatastrophe ausgegangen werden. Damit ist eine zeitliche „Synchronisierung“ von mesopotamischen Flutschichten und mitteleuropäischen Auelehmlagerungen bei -1000 bzw. -800 und -500 nicht möglich. Bei den Ursachen der mesopotamischen Flutschichten als auch bei den mitteleuropäischen Auelehmlagerungen handelt es sich um lokale Faktoren, deren Basis für die *Erschaffung der Götter* wohl nicht ausreichen. Wahrscheinlich handelte es sich bei der Klimakatastrophe um -800 um die Auslösung der Urnenfelderwanderung, zu der Günter LÜLING in den *Zeitensprünge* [1/2013; 3/2013] im Zusammenhang mit der Seevölkerproblematik zweimal Stellung bezogen und u.a. den mythischen Figuren von Moses und Jason ein historisches Gerüst zugebilligt hat.

Die eingangs gestellte Frage nach Indikatoren für kosmische und damit globale Katastrophen ist nach meiner Auffassung also mit Nein zu beantworten, auch wenn Lüling unter Bezug auf Jürgen SPANUTH [1985] und Walter STENDER [1995] als Auslöser der Klimakatastrophe einen Asteroideneinschlag vor Helgoland als plausibel ansieht; seine Datierung läge bei ca. -1150. Eine Synchronisation mit mesopotamischen Flutschichten der vor- und frühdynastischen Zeit erscheint nicht gegeben.

Literaturverzeichnis

- Heinitz, Volker (2011): Rätselhaftes Zinn - eine Fortschreibung; *Zeitensprünge* 23 (3) 517-520
- Heinsohn, Gunnar (²2012): *Die Erschaffung der Götter*, Mantis, Gräfelting (¹1997)
- (²2007): *Die Sumerer gab es nicht*, Mantis, Gräfelting (¹1988)
- Jäger, Klaus-Dieter (1962): Über Alter und Ursachen der Auelehmlagerungen Thüringer Flüsse; *Prähistorische Zeitung*, Bd. 40, 1-58, Berlin
- Lüling, Günter (1/2013): Das verfälschte Geschichtsbild der Alten Welt im jüdischen Alten Testament; *Zeitensprünge* 25 (1) 34-66
- (3/2013): Neue Perspektiven für ein neues Historisches Geschichtsbild für die in „Palästina“ seit -1150 nach einem Neuanfang suchenden Völkerschaften; *Zeitensprünge* 25 (3) 523-538
- Menting, Georg (2002): *Die kurze Geschichte des Waldes*; Gräfelting
- Reuter, Arno (1938): Neue Bronzezeitfunde im Stadtgebiet; *Geraer Zeitung*, Nr. 296, vom 19. 12.
- (1957): *Brandgräberfelder der Bronzezeit in Gera in Alt-Thüringen*, Bd. 2, 1955/56 (*Alt Thüringen* ist neuerdings unter www.bibliothek.tlda.de → Online-Katalog der Bibliotheken des TLDA → Digitale Medien → als PDF-Dateien verfügbar.)

- Simon, Klaus (1989): Beiträge zur Urgeschichte des Vogtlandes, I. Archäologische Quellen; *Arbeits- und Forschungsberichte zur Sächsischen Bodendenkmalpflege*, Bd. 33, Berlin
- (1991): Beiträge zur Urgeschichte des Vogtlandes II. Kulturgeschichtliche Auswertung; *Arbeits- und Forschungsberichte zur Sächsischen Bodendenkmalpflege*, Bd. 34, Berlin
- Spanuth, Jürgen (1985): *Die Phönizier · Ein Nordmeervolk im Libanon*; Zeller, Osnabrück
- Stender, Walter (1995): War Phaeton ein Planetoid? *Zeitensprünge* 7 (2) 183-202

Volker Heinitz, 07554 Brahmenau, Am Zuckerberg 31
volker.heinitz@web.de

Konrad Spindler und der Ötzi

Der Zweifel bleibt, von Heribert Illig

Ausgerechnet ein mediävistischer Urkundenkenner wie Achim Hack (s. S. 302) liest *dem* Ötzi-Forscher die Leviten. Doch das liegt auch an der Vielseitigkeit Konrad Spindlers (1939–2005). Nach Studium der Archäologie, Anthropologie und Medizin erhielt er seine erste Stellung als Stadtarchäologe von Villingen. In dieser Eigenschaft grub er ab 1970 den berühmten Grabhügel am Magdalenenberg aus, ein (früher als keltisch bezeichnetes) hallstattzeitliches Fürstengrab des -7. Jh. Vier Jahre später wechselte er an den Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichte in Regensburg, danach arbeitete er an den Universitäten in Erlangen-Nürnberg und ab 1988 in Innsbruck, hier als Leiter des Lehrstuhls für mittelalterliche und neuzeitliche Archäologie. Ihm oblag von 1991 bis 1998 die wissenschaftliche Untersuchung des Ötzi. Danach publizierte er z.B. über Bunzlauer Keramik ebenso wie über die Himmelsscheibe von Nebra, um gleichwohl auf den Ötzi zurückzukommen.

In den Nachrufen aus seinem Institut lesen wir viel von seiner Disziplin gegen sich selbst, von der Hingabe an seinen Beruf, von der fürsorglichen Betreuung seiner Mitarbeiter. Bei zwei Punkten fällt etwas auf, das im Außenverhältnis zum Tragen kam:

„Deine Methode als bulliger Panzer querfeldein ans jeweilige Ziel zu kommen, hast Du rasch inneralpinen Verhältnissen angepasst.“

„Wichtig war auch Deine ausgeprägte Öffentlichkeitsarbeit, d. h. keine Scheu vor Kamera und Mikrofon, um möglichst effizient die Werbetrommel für unser Fach zu rühren. Gerade in dieser Hinsicht zählte Deine Redegabe wohl zu den Ausnahmerecheinungen des Faches, auch wenn wir uns mit der häufigen Verwendung des Prädikats welteinzigartig nicht immer so schnell anfreunden konnten“.

Der Kampf um 'Welteinzigartigkeit' konnte groteske Züge annehmen, wenn etwa mit Dietrich Wildung der deutsche 'Platzhirsch' für Ägyptologie 1997 beim Anblick eines Gipskopfes der 6. Dynastie 'rührte' [vgl. Heinsohn/Illig, 164]:

„Sollten sich auf dem darunterliegenden Antlitz Hautfalten oder Bartstoppeln abzeichnen, wäre das eine archäologische Sensation, die ich für weitaus bedeutender halte, als den Ötzifund«, meint Wildung. »Es wäre das erste reale Abbild eines Ägypters, der vor 4500 Jahre lebte.«

Alleinstellungsmerkmale in Orchideenfächern! Für die Ötzi-Forschung wichtiger war die von Spindler beschworene Freundschaft mit Gerichtsmediziner Prof. Rainer Henn, dem er gleich nach der Ötzi-Auffindung begegnete:

„Wir stellen uns einander vor und mögen uns auf den ersten Blick. [...] Leider wird unsere Freundschaft nicht lange währen. Nur wenige Monate später erleidet er einen tödlichen Autounfall“ [Spindler, 15].

Hier lässt sich ergänzen, dass Henn (1928– 25. 07. 1992) auf dem Weg war, um einen Vortrag über den Ötzi zu halten [Spindler, 48; nicht im Register]. Hier muss ergänzt werden, dass Henn den Ötzi keineswegs als Gletscherleiche sah. In einem Fernsehfilm zeigte er im Gerichtsmedizinischen Institut typische Gletscherleichen. Sie waren „allerhöchstens 100 Jahre alt“ [so auch Graupe, 80]; ältere sind durch die Scherkräfte des Gletschers zu Kleinstpartikeln zerrissen worden. Zweitens zeigten sie alle typische, partielle Verformungen zu Fettwachsmasse (Leichenlipid [Spindler, 206]). Dabei bilden sich Körperpartien zu einer formlosen Masse um, während andere trocken mumifizieren können. Die Fettwachsbildung kann schnell ablaufen. So wurde eine Frauenleiche geborgen, die von August 1923 bis August 1952 in einem Gletscher des Pitztals lag, bis sie unbeschädigt im Moränenschutt aufgefunden wurde. Sie zeigte sowohl Fettwachsbildung wie pergamentartig vertrocknete Eingeweide [Spindler, 206]. Die ältesten bekannten Gletscherleichen vor dem Ötzi-Fund waren etwa 400 Jahre alt – der sog. „Söldner vom Theodulpaß“ mit seinen beiden Maultieren und das „Hirtenmädchen vom Porchabellagletscher“ –, alle vollständig zerfetzt [Spindler, 58-60]. Spindler [105] sprach deshalb vom „rezenten Typ von Gletscherleichen“, um den Ötzi von ihnen abzusetzen. Die Deformation zur Fettwachsleiche blieb ihm erspart, obwohl er Jahrtausende im Eis verbracht hätte. Laut ORF sagte Henn deshalb im September 1991: „Für mich hat ein Spaßvogel die Mumie da oben deponiert“ [Heim, 171]

Vor diesem Hintergrund ist verständlich, dass Henn im Ötzi keine Gletscherleiche sah, eher eine aus dem Permafrost [Heim, 121]. Doch davon sprach Spindler nicht. Sonst begegnete er mit großer Wucht allen Versuchen, seine Ötzi-Forschung zu kritisieren. Kritiker erledigte Spindler u.a. mit emotional wirkenden Ausbrüchen wie bei seinem berühmt-berüchtigten Club 2-Auftritt im Österreichischen Fernsehen, bei dem er dem kritischen Buchautor Dr. Michael Heim ein Alkoholproblem vorhielt und sich maßlos erregte, weil Heim mit der unterstellten Kastration – die Geschlechtsteile fanden sich erst später in der Leiche, weshalb längere Zeit von einem verstümmelten Schamanen die Rede war – die Ehre des längst Entschlafenen in skandalöser, unentschuldigbarer Weise verletzt habe. Unkritisiert blieb Heims Einschätzung von Passus 18 des Vertrags, den Wissenschaftler in Innsbruck unterschreiben mussten und der drohte: Wer mit einem Forschungsergebnis Ötzis Einschätzung als Weltsingularität gefährdet, muss für dadurch entgehende Einnahmen Regress leisten und kann von der Forschung ausgeschlossen werden [Heim, 104 f.]! Welcher Forscher würde da nach Unterzeichnung noch aufbegehren und den Ötzi ganz anders einschätzen?

Weil er gemäß anschließender Vermessung auf italienischem Boden gefunden worden ist, wäre Ötzi nach Bozen zu überstellen gewesen. Aber er blieb in Spindlers Institut für mehr als sechs Forschungsjahre. 1998 wurde er dem neugebauten Südtiroler Archäologiemuseum in Bozen anvertraut. Erst dort ist die steinerne Pfeilspitze in seiner linken Schulter gefunden worden, der heute Ötzis Tod zugeschrieben wird [vgl. Illig 2001, 393].

Seine Krankenakte wächst und wächst: Arteriosklerose, 'Bandscheibe', Borreliose, Gallensteine, Karies, Laktose-Unverträglichkeit, Parodontose. Derzeit möchte man bei ihm unbedingt das *Helicobacter-pylori*-Bakterium finden [Filser]: Das könnte Ötzi posthum ein Magengeschwür und sonstige Unbill bis hin zu Magenkrebs einbringen, für die Forscher jedoch die Evolution des Erregers. Auf jeden Fall sind sogenannte Zivilisationskrankheiten uralte.

Seltsamkeiten

Funddatum:

Der 19. 9. 1991 wirkt wie von einem Numerologen gewählt; entsprechende Tage sind selten. Der baldige 4. 10. 2014 lässt sich zwar auch an der vierten Ziffer spiegeln, bringt aber nicht den Wiederholungseffekt, den mit Buchstaben etwa die *Entente* hat (auch 'beischläfriges Geflügel').

Fundort:

Die Leiche samt ihren Habseligkeiten war in 3.210 m Höhe [Spindler, 320] exakt so positioniert, dass ein Streit um nationale Belange entstehen *musste*. Am 27. 09. 91 ging es um minimale 0,60 m zugunsten von Italien. Später wurde klargestellt: Es zählt die Wasserscheide, wie sie der Fels bildet, auch wenn der Gletscher darüber anders geformt ist und deshalb von der Fundstelle nach Norden abtaut. Spätere Nachmessungen rückten Ötzi zunächst um 23 m, dann um 92 m auf die italienische Seite der Grenze [Graupe, 54, 49]. Damit ist eigentlich aus dem Öztaler Nordtiroler 'Ötzi' der Italiener am Similaun, also ein 'Simili' geworden oder der Südtiroler Hausl vom Hauslabjoch.

Fundgletscher:

Spindler [69, 98] betont, dass es nie einen Similaun-Gletscher gegeben hat (weil die Benennung nicht existierte). Wenn Michael Heim unter das Foto der Fundstelle schreibt: „Es gibt seit Jahren ... an der Fundstelle keinen Gletscher mehr“ [lt. Spindler, 149], dann kontert Spindler:

„Damit entlarvt sich der Verfasser selbst. Er täuscht seine Leser bewußt durch Falschdarstellungen. Richtig hätte es heißen müssen: »Seit einem Tag gibt es an der Fundstelle keinen Gletscher mehr.«“ [ebd.]

Diese seltsame Aussage kann allerdings kein Foto bestätigen; dazu bräuchte es kontinuierliche Klima-Aufzeichnungen vom Ort der Auffindung.

Fundperspektive:

Tage zuvor war im ORF der Film gesendet worden: *Der Mann, der aus dem Eis kam!* Die Leiche eines in der Arktis gefundenen Steinzeitmenschen wird aus dem Eis geschnitten und zu neuem Leben erweckt. Er wollte allerdings unter diesen Bedingungen nicht leben und verstarb endgültig [Graupe, 22].

Reinhold Messner:

Nicht am 19. 9., sondern am 21. 9. 91 peilte der weltbekannte Bergsteiger übers Hauslabjoch die Similaunhütte an. Er hatte bereits Monate vorher angekündigt, wann er welche Dreitausender seiner Südtiroler Heimat besteigen und auf welcher Hütte er sich mit welchen Gesprächspartnern über welches Thema unterhalten werde. Am Abend des 21. 9. wollte er mit dem Historiker Hans Haid sprechen [Graupe, 18]. Doch zuvor gab es die Fundstätte der damals noch namenlosen Leiche zu besichtigen. Hatte irgendjemand Messner seinen zweiten Yeti vorbereitet [ebd. 34]? Der Bergsteiger ist bereits 1988 mit einem Kiosk auf dem Matterhorn genarrt worden [Heim, 199].

Ötzi als Mordopfer:

Bereits am 25. 09. 91 kursierte die Version, Ötzi sei ermordet und als Mumie auf den Gletscher gebracht worden [Graupe 1993, 30]. 2001 bestätigte sich der Mord durch einen Pfeiltreffer (und finalen Schlag?). Danach tauchte erneut die These auf, er sei erst als Toter ins Hochgebirge gebracht worden, ein weiteres Mal 2010 [vgl. Illig 3/2010, 526].

Gletscher- oder Salzleiche?

Ötzis Haut ist wasserabweisend. Das ließe auf eine 'Salzimprägnierung' schließen. Dafür gibt es eine Schilderung von 1573 in der Salzburger Chronik für Hallein:

„Anno 1573 ist den 13. Winter Monats ein erschrecklicher Comet-Stern erschienen und den 26. dieses Monats in Salzburg Dürnberg 630 Schuh [= zweihundertzehn Meter] tief in ganzen Berg ein Mann 9 Spannen [= hundertsechzig Zentimeter] lang, mit Fleisch, Bein, Haar, Bart und Kleidung ganz unverwes, jedoch etwa breitgeschlagen, am Fleisch ganz geselcht, gelb und hart wie ein Stockfisch ausgehaut werden [...] der muß vor Menschen-Gedanken in den Berg verschüt, darin Verwachsen, und vom Salz solang ohne Faulung erhalten seyn, in Ansehen zuweilen Schuch, Kleider und hölzerne Bickel gefunden worden“ [Spindler, 83 f.; seine Kursivsetzung und seine Ergänzungen; Fettung durch HI].

Wenn man hinzufügt, dass Spindler [215] die Wuchshöhe des Ötzi mit „rund hundertsechzig Zentimeter“ angegeben hat, wäre das die exakte Beschreibung des Ötzi, gefunden 175 km von Similaun, Hauslabjoch bzw. Ötztal entfernt. Nachdem mittlerweile auch von wissenschaftlicher Seite aus die Möglichkeit

erwogen worden ist, dass der Ötzi im Tal mumifiziert und dann erst ins Hochgebirge getragen worden ist [vgl. Illig 3/2010, 526], sollte der Hinweis auf eine Salzmumie – solche werden in die Hallstattzeit, auf ca. -500 datiert – nicht weiter ignoriert werden. Spindler hat sein eigenes Wissen gewissermaßen umgangen, indem er vorschlug, wegen der jederzeitigen Möglichkeit eines weiteren derartigen Salzstock-Fundes „ein eigenes Forschungsinstitut für die wissenschaftliche Bearbeitung komplexer archäologischer und anthropologischer Funde zu gründen“ [Spindler, 86].

Heim [127, 168, 174] fasste 1993 eine importierte Mumie ins Auge, z.B. aus dem Altai (Tätowierungen) oder aus Peru. Das ist durch die genetischen Untersuchungen längst vom Tisch. Aber eine Salzleiche z.B. aus Hallein ist dadurch nicht ausgeschlossen, zumal das Kupfer des Beils aus dem Salzburger Land stammt [wiki → Ötzi].

Datierung:

„Im Laufe seiner Entdeckungsgeschichte und nach den ersten wissenschaftlichen Untersuchungen wurde der Fund vom Hauslabjoch von Mal zu Mal älter“ [Spindler, 100].

Spindler schildert auf derselben Seite seine Version der Alterssprünge:

- 10 Jahre wegen Skiclips;
- 50 Jahre wegen eines namentlich bekannten Verunglückten;
- 100 bis 200 Jahre laut einem Gendarmen;
- 500 bis 3.000 Jahre laut Reinhold Messner (in der Presse 500 Jahre);
- 2.400 bis 2.900 Jahre, Hallstattzeit laut Hans Haid;

Soweit die Sprünge innerhalb der ersten 48 Stunden nach Auffindung, d.h. am 19.–21. September. Hinzu kamen:

- 4000 Jahre bei Sichtung durch Konrad Spindler am 24. 09. [Spindler, 16].

Radiokarbon-Datierung:

Nun ruhte die Datierungsfrage bis Anfang Dezember 1991. Die Innsbrucker Arbeitsgruppe hatte Proben an mehrere Labore verschickt.

Anatomische Proben: Oxford und Zürich

Botanisches Material: Uppsala, Cambridge/USA, Wien, Gif-sur-Yvette und Paris [Spindler, 103].

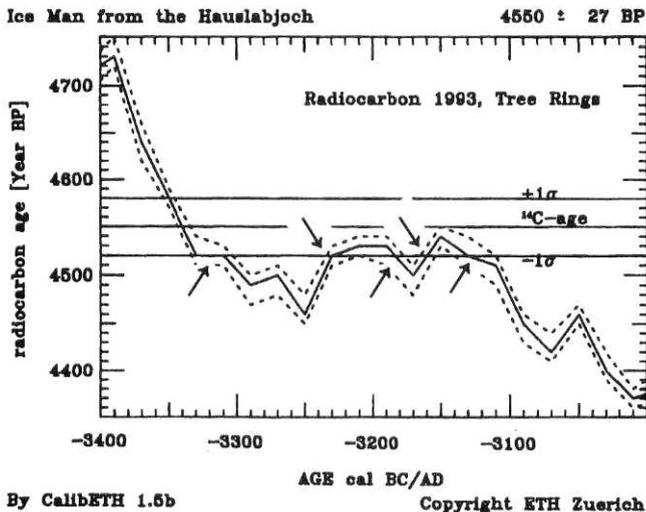
Jetzt wird die Überlieferung widersprüchlich. In Spindlers Version:

„Dann sickerten erste, noch unbereinigte Meßwerte der naturwissenschaftlichen Altersbestimmung durch eine undichte Stelle im Pariser Labor, so daß am 4. Dezember 1991 die Zeitung »Libération« meldete: »L’homme des glaces ... un âge de 4230 ans«. Wir selbst hatten davon noch gar nichts erfahren. Ein italienischer Korrespondent aus Rom gab mir zu meiner größten Überraschung am Telefon die Werte durch. Endlich kamen die

bereinigten Daten: fünftausenddreihundertfünfzig bis fünftausendeinhundert Jahre alt“ [Spindler, 100].

Bei diesen Werten ist es grosso modo geblieben: Zwischen -3350 und -3100 [Spindler, 104]. Aber diesen kalibrierten Werten entspräche ein unkalibrierter Wert von ca. -2600 [Bonani et al. 1994, 248], nicht der vorab gemeldete von ca. -2230. Die auffällige Diskrepanz bei doch so präzisen Daten verlangt genaueres Hinsehen.

Graupe [59] nennt zum 5. 12. 91 die korrekt kalibrierten Werte zwischen -2866 und -2616 (sie sind hier um der leichteren Vergleichbarkeit willen um pauschal 2.000 Jahre reduziert und damit vorchristliche Circa-Jahre.) Er kennt aber auch Datierungen der anderen Institute, die zwischen -2500 und -3500 liegen. Als am 11. 12. 91 bekannt wird, dass es sich um eine Kupferaxt handelt [Graupe, 59 f.], standen also auch dafür passende ^{14}C -Daten bereit. So können Ende Februar 1992 die Labor-Chefs von Zürich und Oxford, Georges Bonani und R. E. Housley, das Alter verkünden, das auch heute noch im Internet genannt wird: „zwischen 3359 und 3105 v. Chr.“ [wiki → Ötzi]. Dieses Alter will Spindler bereits kurz nach dem 4. 12. 1991 gekannt haben. Damit hat er den Datierungswirrwarr von fast drei Monaten auf wenige Tage, wenn nicht sogar auf wenige Stunden komprimiert oder das Ergebnis antizipiert.



„Die nicht-lineare Relation zwischen konventionellem [= unkalibriertem] ^{14}C -Alter und dem Kalenderalter. Die drei horizontalen Linien markieren das konventionelle ^{14}C -Alter mit der entsprechenden 1- σ -Standardabweichung (4550 ± 27 BP). Gepunktet das $\pm\sigma$ -Irrtumsband der Kalibrierungskurve“ [Bonani et al., 249; übersetzt, ergänzt HI]

„So ist «Ötzi», wie er liebevoll im Volksmund genannt wird, in nur sechs Monaten um tausend Jahre gealtert ...“ [Graupe, 8; Stand März 1992].

Weiterhin fiel unangenehm auf, dass die Labore von Zürich und Oxford ihre Werte abstimmten und erst dann gemeinsam der Öffentlichkeit vorstellten [Heim, 150]. Diese beiden Labore maßen bei Gewebe einerseits und bei Gewebe, Knochen, Gras andererseits nur eine Abweichung von 5 Jahren [Bonani et al., 248]; aussagekräftiger wäre ein separater Wert für das Gras gewesen, aber es ging laut Heim [151] nur um einen Halm. Nicht publiziert wurden offenbar die Werte für Gras-Proben aus den Laboren von Uppsala und Paris. Sie „werden zurückgehalten, weil sie offenbar nicht in die «Gletschermann»-Geschichte passen“ [ebd.]. Sie werden auch 1994 [Bonani et al.] nicht erwähnt, ebensowenig wie die von Cambridge/USA, Wien und Gif-sur-Yvette.

Auch Ötzis Beil trieb Blüten. Früh monierte der „Archäologe Lawrence Barfield: »Wie kommt ein Mann aus der Steinzeit zu einer Kupferaxt mit dem Design der Bronzezeit?«“ [Heim, Legende zum 16. Bild nach S. 64] Denn es handelt sich um eines jener Randleistenbeile, die zu „99,9 Prozent“ der Frühen Bronzezeit angehören [Spindler, 16]. Wegen ihm hatte Spindler [16, 57] bei seiner ersten Sichtung sofort auf Bronzezeit und -2000 getippt.

Das Beil war mittlerweile der Remedello-Kultur zugeordnet worden, die südlich von Brescia blühte, allerdings um -2500. Spindler [274-287] betonte die Verwandtschaft der Axt zu den dortigen Statuen-Menhiren. Sie gehören meinen Studien zufolge ins -1. Jtsd. [Illig 2011, 93-97]. 1994 folgte eine überraschende Nachbesserung. Am 10. 12. 94 konnte *Die Presse*, Wien, verkünden: „Neueste Untersuchungen mit der Hilfe der C-14-Methode ergaben aber, daß die Remedello-Gräber genau mit den Eismann-Daten übereinstimmen“ [vgl. Illig 1995, 92].

So durfte auch diese Kultur 'spontan' um mindestens 700 Jahre auf -3300 altern (3300–2300 [Spindler 2003, 370]). Bei *Wikipedia* gehört sie allerdings noch heute [= 21. 07.] nur dem -3. Jtsd. an, mitsamt der Remedello-Pfeilspitze, die im Ötzi steckte – das todbringende Geschoss also mindestens 300 Jahre jünger als der Getötete? Die beste Alterskontrolle hätte der Holzstiel von Ötzis Beil bringen können, aber er ist nicht mit ¹⁴C datiert worden [Heim, 148].

Unterm Strich verstärkt sich massiv der Eindruck: ¹⁴C-Werte sind keine Absolutwerte, sondern Interessen unterworfenen 'Manövriermasse'. In so manchem Fall müssen sich die Laborwerte den historischen Gegebenheiten anpassen. Wir kennen bereits die Ausrede „Fischverzehr“, die zu alte Personendatierungen behebt [vgl. Illig 2/12010]. Des Öfteren beflügelt die Labore der Wunsch nach einer Antiquität [vgl. Illig 2005], manchmal sogar bis hin zum Betrug (Protschs Institut in Frankfurt [vgl. Illig 2004; 2009]). Die Liste auf S. 324 f. enthält weitere Beispiele.

Literatur

- Bonani, Georges / Ivy, Susan D. / Hajdas, Iren / Niklaus, Thomas R. / Suter, Martin (1994): AMS ¹⁴C Age determinations of tissue, bone and grass samples from the Ötztal Ice Man; *Radiocarbon* 36 (2) 247-250
- Filser, Hubert (2014): Das Bauchweh des Eismannes. Auch 23 Jahre nach ihrer Entdeckung gibt die Gletschermumie Ötzi weitere Geheimnisse preis. So könnten Magenbakterien die Evolution moderner Zivilisationskrankheiten erklären; *SZ*, 27. 05.
- Graupe, Friedrich / Scherer, Max (1993): *Der Mann aus dem Eis. Die archäologische Sensation des Jahrhunderts*; Goldmann, München (1991; Scherer war der Fotograf. Die Tb-Ausgabe entsprach der 2. Auflage von März 1992)
- Heim, Michael / Nosko, Helmut (1993): *Die Ötztal-Fälschung. Anatomie einer archäologischen Grotteske*; Rowohlt, Reinbek
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Mantis, Gräfelting
- Höpfel, Frank (1992): *Der Mann im Eis. Bericht über das internationale Symposium [der ARGE-ALP] 1992 in Innsbruck; 1. Bericht über das internationale Symposium 1992 in Innsbruck*; Eigenverlag der Uni Innsbruck; Innsbruck
- Illig, Heribert (2011): *Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie*; Mantis, Gräfelting (1988)
- (3/2010): Ötzi im Hochgebirge bestattet? Römische Wissenschaftler bieten Bozen Paroli; *Zeitensprünge* 22 (3) 525-527
 - (2/2010): Vorsicht: Fischgenuss lässt Ihre Knochen altern! Eine C14-Glosse; *Zeitensprünge* 22 (2) 425-427
 - (2009): Hat es sich ausgeprotst? Eine fast surreale Szene; *Zeitensprünge* 21 (29) 488-491
 - (2006): Wiederholter C14-Unfug. Erneut Geistes- gegen Naturwissenschaften; *Zeitensprünge* 18 (2) 400-403
 - (2005): Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz. Bestätigungen in der Mittelalterdebatte; *Zeitensprünge* 17 (1) 111-124
 - (2004): C14: einmal mehr desavouiert. Causa Reiner Protsch von Zieten; *Zeitensprünge* 16 (3) 497-502
 - (2001): Ötzi – Satire wider Willen; *Zeitensprünge* 13 (3) 393-400
 - (1995): Der ach so alte, eisige 'Ötzi'; *Zeitensprünge* 7 (1) 92
- Spindler, Konrad (2000): *Der Mann im Eis. Neue sensationelle Erkenntnisse über die Mumie aus den Ötztales Alpen*; Goldmann, München (1993)
- Tomedi, Gerhard / Stadler, Harald (2005): *Nachruf Prof. Dr. Konrad Spindler*; Universität Innsbruck http://www.uibk.ac.at/urgeschichte/mitarbeiterinnen/konrad-spindler/nachruf_professor_konrad_spindler.html

Electric Universe 2014 – All About Evidence

Ein Kurzbericht

Andreas Otte

Die diesjährige Konferenz zum *Elektrischen Universum* fand im März (21.–24.) statt, nicht mehr im Januar wie im letzten Jahr – ansonsten derselbe Ort (Albuquerque), dasselbe Hotel und derselbe Raum. Wieder gab es ca. 40 Vorträge bei etwa 250 Teilnehmern. Eine besondere Entdeckung war der Moderator David NOWACK, der trotz oder auch wegen technischer Probleme einen unglaublich guten Job gemacht hat. Bei den ‘sonstigen’ Beiträgen übernahmen diesmal die Klima-Kritiker mit mittelmäßigen bis guten Vorträgen die Hauptrolle.

An David TALBOTTS Mythologie-Front gab es natürlich inhaltlich nichts Neues [Otte 2013, 232]. Formal ist nunmehr festzustellen, dass ihm drei Stunden offenbar reichen, sein Saturn-Programm im Schnelldurchlauf zu präsentieren. Für neue Teilnehmer mag das Thema ja noch interessant sein, für Wiederholer öffnen sich hier Freiräume für Smalltalk, Kaffee und Essen.

Das Update über den Fortgang des SAFIRE-Projekts [Otte 2012, 218-220] durch Monty CHILDS war hingegen sicherlich für fast alle überraschend: Tolle Bilder von den ersten Versuchen mit unerwarteten und zum Teil noch immer unverstandenen Ergebnissen. Der Fortgang des Experiments wird sicherlich auch weiterhin spannende und überraschende Ergebnisse liefern – getrübt von der Tatsache, dass vieles von dem, was berichtet wurde, geheim ist und nicht weiter ausgeführt werden darf. Sowohl Steve SMITHS 3D-Bilder vom Mars, Billy YELVERTONS Experimente zum dynamischen und oft überraschenden Verhalten von Staub unter elektrischem Einfluss, sowie Bob JOHNSONS und Michael STEINBACHERS Vorträge zur möglichen Entstehung der Gebirgsformationen im amerikanischen Südwesten zeigten die zunehmende Bedeutung der Geologie als Prüfstein für die Thesen des Elektrischen Universums.

An der theoretischen Front gab es immerhin durch Don SCOTTS Beitrag einen kleinen Fortschritt, der sich intensiv mit der Struktur der Birkeland-Ströme auseinandersetzte [Scott]. Pierre-Marie ROBITAILLE war mit drei Vorträgen präsent, wobei insbesondere sein Nachweis, dass das Kirchhoff'sche Strahlungsgesetz fehlerhaft ist [Robitaille], weitreichende Folgen haben dürfte – so denn diese Arbeit überhaupt wahrgenommen werden wird.

Der absolute Tiefpunkt war der ‘Vortrag’ von Lowell MORGAN, einem beratenden Plasmaphysiker für das SAFIRE-Projekt: ein sexistischer Auftritt mit zwei ‘Assistentinnen’, dessen einziger Inhalt es war, zu demonstrieren, um was für einen tollen Hecht es sich bei Morgan handelt. Hinzu kam eine

beachtliche Überziehung der Redezeit, wobei alle Versuche des Moderators, den 'Vortrag' zu beenden, souverän ignoriert wurden. Das offensichtliche Bemühen der Konferenz-Macher, sich und die Konferenz mit möglichst vielen Titeln und Talaren zu garnieren, ist hier böse nach hinten losgegangen.

All about Evidence?

Ging bei dieser Konferenz alles um Evidenz? Nun jedenfalls ging es *nicht* um kritische Evidenz, denn sowohl Rens van der SLUIJS kontroverser Beitrag vom letzten Jahr [Otte 2013, 234-236] als auch Bob JOHNSONS letztjährige Kritik [Otte 2013, 236-240] am Anoden-Modell der Elektrischen Sonne wurden mit keiner Silbe von den Vortragenden erwähnt, diskutiert oder gar widerlegt. Vielmehr scheint es vermehrt darum zu gehen, eine bestimmte elektrische Erklärungssicht zu bevorzugen und in den Vordergrund zu stellen. Alternative – durchaus auch elektrische – Ideen werden bestenfalls toleriert, aber nicht als gleichwertig oder gar einer offenen Auseinandersetzung würdig betrachtet. Die Entwicklung in Richtung typischem Mainstream-Verhalten ist leider unübersehbar. Schade!

Und nun?

Wie wird es weitergehen? Das Gefühl, dass es die Organisatoren mit dieser Konferenz endgültig geschafft haben, die langjährigen Teilnehmer zu vergraulen, verdichtet sich umso mehr, je mehr Teilnehmerstimmen eingehen.

Für den 14.–16. November diesen Jahres ist nichtsdestotrotz ein Seminar/Workshop in Phoenix, Arizona, angekündigt. Hierbei wollen David Talbott und Wallace Thornhill eine Zusammenfassung ihres Lebenswerkes präsentieren, unterstützt von Ev Cochrane und Donald Scott. Die nächste EU-Konferenz wird dann vom 25.–29. Juni 2015 ebenfalls in Phoenix stattfinden. Der Juni ist nur knapp nicht der durchschnittlich heißeste ($> 40^\circ \text{C}$) Monat des Jahres (Juli) in Phoenix – wer dachte, Albuquerque im Januar sei an Unsinnigkeit nicht zu überbieten, sieht sich also schwer getäuscht.

Literatur

- Otte, Andreas (2013): Electric Universe 2013 – The Tipping Point. Ein Konferenzbericht; *Zeitensprünge* 25 (1) 232-241
- (2012): Electric Universe 2012. The Human Story. Ein Konferenzbericht; *Zeitensprünge* 24 (1) 212-228
Robitaille, Pierre-Marie (2014): On the Validity of Kirchhoff's Law; *EU 2014*;
<https://www.youtube.com/watch?v=3Hstum3U2zw>
Scott, Donald (2014): A New Model of Magnetic Structure in Space; *EU 2014*;
<https://www.youtube.com/watch?v=uKG7HFM21Qk>

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Fragen an Joachim Bauer zur Evolution

Ein offener Brief von Hans Bangerter

In dieser Zeitschrift wurde schon mehrfach auf die Mängel der Darwin'schen Evolutionstheorie hingewiesen. Wenn der Darwinismus ein großer wissenschaftshistorischer Irrläufer ist, muss es eine alternative Erklärung für Evolution oder abrupte Veränderung der Arten auf der Erde geben. Denn irgendetwas tut sich in der Natur; vor Urzeiten haben andere Arten gelebt als heute; irgendeine Art von Entwicklung oder Veränderung fand und findet statt. Das ist nicht nur für die Chronologiekritik, also für das Verständnis der Vergangenheit wichtig, sondern auch für Gegenwart und Zukunft, denn es geht ja um Abläufe, die fort dauern, solange es Leben gibt.

Als wissenschaftliche, nicht-metaphysische Alternative zur darwinistischen Evolutionstheorie hat sich Joachim Bauer profiliert. In den *Zeitensprüngen* wurde das Buch des Freiburger Professors schon rezensiert [Illig 2009], und er hat auch selbst einen Beitrag geschrieben [Bauer 2009].

In seinem Buch *Das kooperative Gen* stellt Bauer [2010] die Evolution als solche nicht in Frage, sehr wohl aber den Mechanismus der zufälligen Mutationen. Bauers Mechanismus der Veränderung des Erbguts ist die Eigenleistung der Zelle als Reaktion auf äußere Impulse. Zusammengefasst:

„Mögliche Auslöser für eine Entthemmung der Transpositionselemente [TEs; das sind „kreative Module, mit denen Genome sich selbst unter bestimmten Bedingungen »umbauen« können“; ebd. 41] und damit für einen genomischen Umbauschub sind massive äußere Stressoren. *Lebende Organismen reagieren auf schwere und anhaltende Belastungen, denen sie durch ihre Umwelt ausgesetzt werden, mit einem kreativen Prozess der Selbstmodifikation ihres Genoms.*“ [ebd. 28, Hvhg. JB]

„Genome [reagieren] auf Stressoren, indem sie ihre Architektur nach eigenen inneren Gesetzen modifizieren. [...] Veränderungen der globalen Lebensbedingungen, die zu den historisch gesicherten Auslöschungsereignissen führten, müssen keineswegs immer identisch gewesen sein mit Umweltstressoren, die genomische Entwicklungsschübe (und damit letztlich die Entstehung neuer Arten) zur Folge hatten.“ [ebd. 108 f.]

Daraus ergeben sich mir vier Fragen. Es sind, wohlgemerkt, Fragen eines Laien, keines Evolutionsbiologen oder Genetikers, und sie betreffen auch nicht die Datenbasis, auf der Joachim Bauer seinen Theorieansatz begründet. Aber sie betreffen die Logik der Theorie, die m.E. sehr wohl auch von Laien nachvollzogen werden sollte. Sein Buch ist schließlich eine Art Bestseller und wird bestimmt mehrheitlich von Laien gelesen.

Frage 1: Wenn davon die Rede ist, dass Lebewesen auf Stressoren mit einer Veränderung „ihres Genoms“ reagieren, denke ich zunächst einmal an das Erbgut, das an die Nachkommen weitergegeben wird. Darum geht es ja schließlich, es ist eine Evolutionstheorie (oder soll eine werden), die die Speziation erklären will. Bei Bauer allerdings finden sich mehrere Stellen, aus denen hervorgeht, dass er zunächst – als Normalfall – nur das eigene Erbgut des jeweiligen Individuums meint, während er es besonders erwähnenswert befindet, wenn auch die „Keimbahn“ betroffen ist, d.h. „jene Zellen eines Organismus [...], aus denen der Nachwuchs hervorgehen wird“ [Bauer 2010, 25]. Die Keimbahn ist nämlich normalerweise vor Veränderungen besonders geschützt und „abgeschirmt“. Nur durch die Fähigkeit des RNS-Interferenz-Systems, die TEs zu aktivieren oder zu bremsen, kann *auch* die Keimbahn modifiziert werden:

„Ein besonderes Merkmal des RNS-Interferenzsystems ist, dass es *nicht nur* in allen ‘normalen’ Körperzellen [...] tätig ist, *sondern auch* auf das Genom der Keimbahn Zugriff hat, also *auch* auf die Gene jener Zellen, mit denen Lebewesen Nachwuchs zeugen.“ [ebd. 93; Hvhg. HB]

„Zellen der Keimbahn befinden sich bei Tieren die längste Zeit des Lebens in einem absoluten Ruhestadium. Die Phasen, in denen sie dieses entweder noch nicht eingenommen haben (während der Embryonalentwicklung) oder es verlassen (bei der Reifung der Geschlechtszellen kurz vor der Zeugung von Nachkommen), sind kurz, so dass für eine Aktivierung von TEs nur relativ kleine Zeitfenster offen stehen. Es liegen jedoch experimentelle Hinweise vor, die zeigen, dass Stressoren *auch* bei Tier und Mensch Auslöser genomischer Rekonstruktionsmaßnahmen sein können.“ [ebd. 97; Hvhg. HB]

„Aus dem Bereich normaler Körperzellen stammende Mikro-RNS kann ihre Wirkung *auch* in Zellen der Keimbahn entfalten und damit im an die Nachkommen weitergegebenen Erbgut.“ [ebd. 182; Hvhg. HB]

Diese Stellen habe ich so ausführlich zitiert, weil die Logik des „nicht nur, sondern auch“ im Umkehrschluss bedeutet, dass durch die Genomveränderungen nicht nur die Nachkommen, sondern auch schon die von den Umweltstressoren direkt selbst affizierten Individuen betroffen sind. (Auch Bauers Bemerkungen über die Antibiotika-Resistenz von Bakterien in Krankenhäusern [ebd. 87] deuten darauf hin, dass das so gemeint ist. Denn wenn die Veränderungen erst bei den Nachkommen wirksam würden, käme das für die Bakterien zu spät, sie wären durch die Antibiotika schon vernichtet.) Das würde nun aber bedeuten, dass zum Beispiel eine Tierart mit Schuppenhaut buchstäblich von heute auf morgen ein Federkleid bekommt. Oder dass der Känguru-Beutel in ausreichender Größe bei allen Weibchen über Nacht anwächst.

Also heißt die 1. Frage an J. Bauer: Nehmen Sie wirklich an, dass (unter dem Einfluss entsprechender Stressoren) derartige Veränderungen an schon lebenden Organismen stattfinden? Sind solche 'Verzauberungen' vorstellbar?

Frage 2: Unabhängig von der Antwort auf Frage 1 müssen doch, wenn auf diese Weise eine neue Art entstehen soll, *zahllose einzelne Organismen* einer bisherigen Art (wenn auch nicht alle) auf einen gegebenen äußeren Stressor, dem alle gleichermaßen ausgesetzt sind, *genau gleich* reagieren. Denn der horizontale Gentransfer (d.h. ein „fortlaufender Austausch von genetischen Sequenzen zwischen lebenden Systemen“ [ebd. 180], „zur Seite hin“ [ebd. 49]) kommt ja hier bei schon höher entwickelten Arten wohl nicht in Betracht (also die Vorstellung, ein Exemplar einer Art verändert sich unter dem Einfluss des Stressors und 'infiziert' dann andere). Es muss also so funktionieren, dass der jeweilige Stressor *unweigerlich* die identische Reaktion bei so zahlreichen Organismen der alten Art auslöst, dass ausreichend viele Organismen der neuen Art entstehen. Denn mit drei oder vier Exemplaren lässt sich keine neue Art bilden.

Durch den Stressor wäre dann also alles absolut bestimmt. Es gibt keine mehrfachen Reaktionsoptionen, keine „Art *Spielwiese*, um Variationen auszuprobieren“ [Bauer 2009, 718; Hvhg. JB], es kann nicht sein, dass zwar der Stressor jedem Organismus zu schaffen macht, jeder aber ein bisschen anders reagiert. Auch die Formulierung „Kreative 'Standbein-Spielbein-Strategie'“ [ebd. 720] scheint in diesem Sinne rätselhaft, denn sie klingt nach einer Möglichkeit, welche die Zelle realisieren könne oder auch nicht. Diese Freiheit sehe ich aber gerade in Bauers eigener Darstellung nicht. Denn, wie gesagt, die veränderten Organismen müssen insoweit das identische Genom haben, wie es eben zur Bildung einer gemeinsamen neuen Art erforderlich ist, und wie sie es vorher, als Zugehörige der alten Art, auch hatten. Also gerade wenn Bauers Theorieansatz (gegen den bei Darwin herrschenden Zufall) stimmt, kommt mir das Gen zwar nicht egoistisch, aber auch nicht kooperativ vor, sondern einfach fremdbestimmt. Eine große Zahl von Individuen muss sich gleichzeitig, als Reaktion auf den Stressor, genau auf die gleiche Art verändern, damit sie anschließend gemeinsam eine neue Art bilden können. Die „Kreativität“ des Gens läge so gesehen in seiner *kollektiven Reaktionsfähigkeit*, aber nicht in seiner individuellen Fähigkeit, zu reagieren oder auch nicht.

Also stellt sich als 2. Frage an J. Bauer, ob dies nicht tatsächlich so ist.

Frage 3: Hier greife ich die von Heribert Illig [2014, 219] ausgemachte „evolutionäre Zwickmühle“ auf: Wenn eine Tierart mehrere Merkmale hat, deren gemeinsames Vorhandensein für das Überleben in einer bestimmten Umgebung notwendig ist (Beispiel: Tellerfüße *und* Hirnkühlaggregate bei Dromedaren), dann *müssen* diese Merkmale *einerseits* auf einen Schlag

entstanden sein, denn nur einzelne dieser Merkmale reichen nicht zum dortigen Überleben aus und würden wieder verloren gehen. *Andererseits können sie gemäß der Darwin'schen Theorie nicht gleichzeitig entstanden sein, denn dies widerspräche der Zufälligkeit der Mutationen.* Zur Auflösung dieser Zwickmühle verweist Illig auf Bauer.

Daher lautet meine 3. Frage an Joachim Bauer: Ist es denkbar, dass unter dem Einfluss bestimmter Stressoren sich nicht nur sehr viele Exemplare derselben Art „bei lebendigem Leib“ (Frage 1) und gleichermaßen (Frage 2) verändern, sondern auch, dass mehrere Merkmale derselben Art, die genetisch an ganz verschiedenen Orten festgelegt sind, sich gleichzeitig verändern?

Frage 4: Eine biologische Theorie, die die Entwicklung der Arten erklären will, müsste nicht nur die Entstehung neuer Arten aus den bisherigen erklären, sondern sie hätte m.E. *zwei entscheidende Knackpunkte* im Verlauf dieser mehrere Milliarden Jahre langen Wegstrecke zu erläutern: Erstens die Entstehung des *Lebens auf der Erde überhaupt*, und zweitens die *Entstehung von Bewusstsein* in manchen, wenigen Arten von Lebewesen, vielleicht nur in einer Art, der unsrigen. Zum ersten Knackpunkt schreibt Bauer einiges in seinem Buch (Stichwort *RNS-Welt* [vgl. Bauer 2010, 35 und das gesamte 3. Kapitel]), aber zum zweiten nichts. Sicherlich unstrittigerweise hatten die ersten Lebewesen keinerlei Bewusstsein, während zumindest die Art *homo sapiens* weiß, wer sie ist (Angehörige dieser Art können zu sich selbst und zur Welt eine emotionale und eine reflektierende Stellung einnehmen). *Das Bewusstsein war also sehr lange nicht da, und irgendwann war es 'plötzlich' da.*

Als 4. Frage an Joachim Bauer drängt sich mir daher auf: War die Entstehung des Bewusstseins einfach nur ein Zuwachs an Hirnmasse oder ein qualitativer Sprung, der eine entsprechende Erklärung braucht? War das Bewusstsein im Leben immer schon sozusagen latent angelegt, oder ist es vollkommen neu entstanden? Glauben Sie, dass eine Theorie, wie Sie sie umreißen, diesen zweiten Knackpunkt auch wird auflösen können?

Literatur

- Bauer, Joachim (2009): Kreative Strategien in der Biologie. Neue Erkenntnisse aus den Genom-Projekten; *Zeitensprünge* 21 (3) 705-721
- ('2010, Tb): *Das kooperative Gen. Evolution als kreativer Prozess.* Heyne, München ('2008 Hoffmann und Campe, Hamburg)
Illig, Heribert (2009): Abschied vom Darwinismus? Seit Jahrzehnten erwartet: Joachim Bauers Ansatz; *Zeitensprünge* 21 (2) 492-498
- (2014): Das wüstentaugliche Dromedar. Produkt herkömmlich gesehener Evolution? Mit zwei nichtbiologischen Anhängen; *Zeitensprünge* 26 (1) 216-223

Nekrologe

Am 13. Juli ist ALFRED DE GRAZIA im gesegneten Alter von 94 Jahren gestorben (geb. am 29. 12. 1919). Manch ein Leser der *Zeitensprünge* wird sein Taschenbuch gelesen haben – *Immanuel Velikovsky · Die Theorie der kosmischen Katastrophen* –, mit dem er das erlahmende Interesse auf die zahlreichen Theorien des russisch-jüdisch-amerikanischen Psychoanalytikers neu entfachte, 1966, 1978 und dann 1979 in Deutschland, im Todesjahr von Velikovsky. Der englische Untertitel *Scientism versus Science* trifft den Kern wesentlich besser.

Im Internet ist er verzeichnet als „Lehrer, Soldat, Erzieher, Dichter, Philosoph und als ein Reformator und Neuerer in den politischen wie in den Naturwissenschaften“. Wer in seinen Kosmos eintreten will, kann es mit überwältigender Wirkung tun via http://www.grazian-archive.com/index_2.htm. Es ist keine Fama, dass er alle seine Schriften ins Internet gestellt hat, bis hin zu den 2.700 Liebesbriefen, die sich das Ehepaar zwischen 1942 und 1945, zwischen amerikanischer Heimat und Front geschrieben hat. Der ihm gewidmete *Wikipedia*-Eintrag nennt 31 Werke aus seiner Hand oder besser aus seinem Kopf, aber keines über Velikovsky. Deshalb wird hier auf seine Serie von zehn Büchern hingewiesen, die er unter dem Oberbegriff *Quantavolution* in kürzester Zeit publiziert hat: Nach dem Eröffnungsband von 1981 folgten die neun weiteren alle 1983/84.

- *Chaos and creation: An Introduction to Quantavolution in Human and Natural History*;
- *God's Fire: Moses and the Management of Exodus*;
- *Homo Schizo I: Human and Cultural Hologenesis*;
- *Homo Schizo II: Human Nature and Behavior*;
- *The Lately Tortured Earth: Exoterrestrial Forces and Quantavolutions in the Earth Sciences*;
- *The Disastrous Love Affair of Moon and Mars*;
- *Solaria Binaris* (mit dem Astronomen Earl R. Milton);
- *The Burning of Troy. Essays*;
- *The Divine Succession. A Science of Gods Old & New*;
- *Cosmic Heretics*.

Im Jahr 2000 wandte er sich erneut der Thematik zu und brachte *The Iron Age of Mars I*, fünf Jahre später mit Band 2 fortgesetzt. Doch das waren Intermezzi zwischen seinen ständigen politischen und soziologischen Reflexionen, die er, der in Chicago geborene Mann auf mehreren Kontinenten betrieb. Selbst die *Zeitensprünge* wurden seiner ansichtig, als er 1997 an dem Jahrestreffen in Leipzig teilgenommen hat.

*

KARLHEINZ DESCHNER ist gestorben (23. 05. 1924 – 08. 04. 2014). Den unermüdlich fleißigen Autor hielt sein Lebensziel aufrecht: die zehn Bände der *Kriminalgeschichte des Christentums* abzuschließen. Im März 2013 war es soweit: Rowohlt konnte den letzten Band ausliefern. Noch vor seinem 90. Geburtstag schloss Deschner die Augen. Vergleiche dazu u. a.

Illig, Heribert (2013): Abschluss der zehnbändigen Kriminalgeschichte des Christentums von Karlheinz Deschner. Ein Dank; *Zeitensprünge* 25 (2) 465-468

*

Jeder wird einmal – vielleicht ohne es zu wissen – ein Buch von ihm gelesen haben: Der lange in München lebende HERMANN SCHREIBER (04. 05. 1920 – 04. 05. 2014) war einer der fruchtbarsten Autoren der Gegenwart. Der in Wiener Neustadt Geborene war so schaffensorientiert, dass er wie eine multiple Persönlichkeit anmuten konnte, schrieb er doch seine weit über 100 Romane, Essays, Novellen und Sachbücher nicht nur unter seinem Geburtsnamen, sondern auch unter den Pseudonymen Ludwig Bühnau, Ludwig Berneck, Ludwig Barring oder Lujo Bassermann. Und diese Liste aus *Wikipedia* mag nur die Pseudonyme mit den Initialen LB wiedergeben, schien doch mein Wiener Verleger und Antiquar eine noch größere Dunkelziffer zu kennen. (Allein bei der *Berliner Nationalbibliothek* zeigt der KVK 661 Treffer.) Außerdem übersetzte er aus dem Französischen, vor allem Georges Simenon, war Repräsentant einer englischen Zeitung und Mitarbeiter von Zeitschriften.

Für uns wären nicht seine Romane um Versailles vorrangig, sondern die Sachbücher: *Die Hunnen. Attila probt den Untergang* (1976); *Auf den Spuren der Goten* (1977); *Die Vandalen. Siegeszug und Untergang eines germanischen Volkes* (1979); *Das Schiff aus Stein. Venedig und die Venezianer* (1979); *Halbmond über Granada. 8 Jahrhunderte maurischer Herrschaft in Spanien* (1980) oder *Bretagne* (1978), *Schottland* (1990)

*

Zu gedenken ist des 70. Todestags von MARC BLOCH (1886 – 16. 06. 1944). Als einer der Gründer der *Annales*-Forschung verlegte der Mediävist den Schwerpunkt von den Nationen auf die Gesellschaft. Andere Juden lehnten ihn als Atheisten ab, konservative Kollegen als verkappten Marxisten, die Jüngeren dagegen als zu wenig marxistisch, dafür zu objektivistisch. Er aber publizierte noch 1940 eine zweibändige Geschichte der Feudalgesellschaft (vgl. S. 347). Trotz seines Alters und seiner Gesundheit kämpfte er auch im Zweiten Weltkrieg (bis zur Niederlage 1940), verzichtete auf die Emigration und schloss sich 1942 der Résistance an. 1944 wurde er von der Gestapo verhaftet, gefoltert und auf freiem Feld ermordet.

Schöttler, Peter (2014): Der Tote Nummer 14; *FAZ*, 18. 06.

En passant

Der nachfolgende Satz ist möglicherweise bei zu langem **Kaffeentzug** geschrieben worden:

„Anscheinend macht Kaffee nicht nur müde Menschen wieder munter, sondern auch gegen das Vergessen helfen. Deutsche und französische Wissenschaftler fanden jetzt heraus, dass Koffein auch vorbeugend gegen Alzheimer wirken kann.“

<http://www.journalexpert.de/kaffee-macht-nicht-nur-muede-menschen-munter-koffein-als-wundermittel-gegen-alzheimer-6530>

*

In **Köln** werden die Landesmittel für die *Archäologische Zone* trotz hinhalten-der Verzögerungstaktik kräftig aufgestockt. Trotzdem ist noch vieles offen.

„Es ging noch einmal hoch her im Ratssaal: SPD, Grüne und FDP kritisierten die CDU-Position, die sich von Woche zu Woche wandle und nicht akzeptieren könne, dass es eine breite Mehrheit für die Archäologische Zone und das jüdische Museum gebe. Der Moratoriums-Antrag wurde mit breiter Mehrheit abgelehnt.“

Damm, Andreas (2014): Archäologische Zone in Köln. Landesregierung verdoppelt Zuschüsse; *Kölner Stadtanzeiger*, 08.04.

*

Am 04. 05. führte ein Knappe durch die **Bertradaburg** bei Mürlenbach. Die Burg ist 683 Jahre alt, weshalb es auf der Hand liegt, dass hier Karl der Große vor 1.266 Jahren geboren worden ist.

<http://www.eifelzeitung.de/2014/04/burgfuehrung-mit-knappe-wollibert-3-65329/>

*

Gustave **Flauberts** Bemerkung „Manchmal erhebt sich, im toten Winkel der Gebäude, hinter einem Misthaufen ein karolingischer Wehrturm“ [1/2014, 243] erhielt über 120 Jahre später durch Norbert **Neugirg** eine Ergänzung, die man eigentlich erst zum Karlsjahr 2014 erwarten hätte können. Doch bereits seit 2008 klingt es derb-drastisch aus dem Oberpfälzer Wald:

„Das Mittelalter war eine lustige Zeit. Wie romantisch es da zuging, zeigt jedes Dorf, das etwas auf sich hält, in einem ritterlichen Heimatstück. Glücklich schätze sich jeder Weiler, der noch über feuchte Fundamentreste irgendeiner Rittertoilette verfügt. Er gilt, die den Atem der Jahrhunderte verströmende Stätte schnellstens aus dem Humus der adeligen Hinterlassenschaften herauszugraben. Ein paar geübte Maurer reanimieren den ammoniakverseuchten Mauerstumpf und mörteln mit historischem Hussitzenzement nach einer Rezeptur von Kaiser Karl IV. [Karl d. Gr. ?]

noch eine paar ausgegrabene Feldsteine um das ehemalige Granitplumpsklosett herum. Siehe da, schon wächst sich die ursprünglich nur vermutete, überdachte Feldlatrine zu einer kaiserlichen Trutzburg aus. Die freie Grundrissinterpretation der »Freimaurer« hat durch die fantasievolle Erweiterung des mittelalterlichen Hausecks eine vorher unbedeutende, dünn besiedelte Weggabel zu einer strategisch wichtigen Befestigungsanlage werden lassen, die den epochalen Wandel des ganzen Kontinents maßgeblich mit beeinflusst haben dürfte.

Das beflügelt wiederum die Vorstellungskraft rasch gebildeter Arbeitskreise zur Wiederbelebung des Mittelalters mit so pffiffigen Namen wie »Typhus, Pest und Cholera« oder »Hexen, Henker, Weiberschänder«. Der Gemeinderat nimmt einen Kredit auf und lässt sich von einem, der sich dazu berufen fühlt, einen herrlichen Ritter- und Jungfernschwank herschreiben, der sich genau so in der zur heiß umkämpften Burg hochstilisierten Rosstränke zugetragen haben könnte. Heraus kommt eine atemberaubende Ritter-Saga und überall im Land blühen dann so historisch wertvolle Dramen wie zum Beispiel das »Pest-Rosler«⁴ [Neugirg, 140 f.].

Man muss vielleicht hinzufügen, dass eine derart abwegige, weltferne Phantasie ansonsten in der *Altneihäuser Feierwehrkapell'n* niederzukommen pflegt, um nicht zuletzt die Veitshöchheimer *Fastnacht in Franken* zu adeln.

Neugirg, Norbert (⁴2011): *Worte, Reim und Bücherleim*; Amberg ('2008)

*

Anknüpfend an den Sterbetag von Shakespeare und Cervantes [1/2014, 258]: Es gibt ein weiteres Beispiel für miteinander verknüpfttes Geschehen **am gleichen Datum, doch nicht am gleichen Tag**:

Am 28. 06. 1914 wurde der österreichische Thronfolger Ferdinand mit seiner Frau in Sarajevo erschossen. Ebenfalls am 28. 06. wurde auf den rätselhaften Zarenberater Rasputin ein Messerattentat geführt, das ihm Unterleib und sogar Darm verletzte. Weil die Wunde ohne Sepsis blieb, erholte er sich bis Ende August. Doch damit war in der kritischen Zeit jener Berater des Zaren ausgeschaltet, der immer gegen Krieg gewesen war.

Aber: Das Rasputin-Attentat fand nach gregor. Kalender erst am 11. 07. statt, drei Wochen vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Eine weitere Folge der Umstürze war die Umstellung der russischen Zeitrechnung von julianischem auf gregorianischen Kalender am jul. 01. 02. = greg. 14. 02. 1918.

*

Spinat mit Fisch: Jahrzehntelang wurden Säuglinge mit Spinat traktiert, weil er einen so hohen Eisenanteil habe. Erst dann wurde bemerkt, dass in der zugrundeliegenden Studie das entscheidende Komma um eine Stelle nach rechts verschoben war. Jetzt müssen die kleinen Erdenbürger nicht mehr Spi-

nat essen, sie dürfen. Diesmal geht es um Arbeiten, die Jorn Dyerberg und Hans Olaf Bang seit 1971 publiziert haben: 'Der Eskimo' leide bei außergewöhnlicher Lebenserwartung seltener an Herzkrankheiten und Schlaganfall; seitdem schluckt alle Welt Omega-3-Fettsäuren in Kapseln. Nun stellen andere Forscher um George Fodor fest: In der dänischen Studie ging es nicht um die Häufigkeit von Herzleiden; außerdem wurden die Ernährungsgewohnheiten von lediglich 7 (in Worten: sieben) Eskimos untersucht. Diese neue kanadische Studie befindet lakonisch: Es sterben mehr Eskimos an Schlaganfall als Europäer oder Nordamerikaner; die Lebenserwartung liegt in Grönland um 10 Jahre unter der in Dänemark. Können jetzt die Fische aufatmen?

Bartens, Werner (2014): Die Mär aus dem Meer. Fisch und Fischöl schützen nicht vor Schlaganfällen und Infarkten; *SZ*, 03. 05.

Fodor, George J. u. a. (2014): "Fishing" for the origins of the "Eskimos and heart disease" story. Facts or wishful thinking? A review; *Canadian Journal of Cardiology*, 13. 04., DOI: 10.1016/j.cjca.2014.04.007

*

Antizipiert – der Fußball kennt dieselben Probleme wie die Mediävistik:

„Goalcontrol funktioniert ein bisschen wie ein Navigationssystem im Auto. Die Kameras verfolgen den Ball, sobald er in den Strafraum eintritt, und sollte mal in einer seltenen Konstellation der Ball rundherum von Spielern umgeben und für keine einzige der sieben Kameras mehr sichtbar sein, »dann wird die Bewegung des Balls **antizipiert** – das funktioniert im Grunde wie beim Navi, wenn das Auto in einen Tunnel fährt.“

Da ließe sich auch ein österr. 'Koarlcontrol' entwickeln, mit dem das Antizipieren der großen Fälschungen des Mittelalters antizipiert werden könnte.

Hartmann, Ulrich (2014): Das Unternehmerherz hüpf. Erstmals kommt auf der großen WM-Bühne die Torlinientechnik zum Einsatz; *SZ*, 12. 06.

*

Das Gedränge auf der **Beringstraße** wird immer größer:

Im letzten Heft [1/2014, 216-223] erfuhren wir, dass die Urkamele in Kanadas Norden lebten und dann über die Beringstraße zunächst nach Tibet wechselten, bevor sie vom Trampeltier zum Dromedar mutierten und in den Wüsten Arabiens und Nordafrikas heimisch wurden.

Nun glauben Paläontologen, dass die Wiege des Polarfuchses nicht in der Dunkelheit nahe dem Nordpol stand, sondern im tibetischen Hochgebirge. Diesen Gedanken entwickeln sie aus einem fuchsischen Unterkiefer der Zeit vor 4 Mio. Jahre. Er trug Zähne, „die besonders gut an eine hohen Fleischverzehr angepasst waren – eine Eigenschaft, die gerade in Lebensräumen ohne nennenswerte Vegetation einen gewissen Sinn ergibt“ [Zinkant].

„Für diese »Out-of-Tibet«-Hypothese sprechen nicht allein die neuen Fuchsfossilien: Zuvor waren schon Überreste von Wollnashörnern und

anderen ausgestorbenen Säugetierspezies der Arktis im Himalaja entdeckt und auf die Zeit vor dem Eiszeitalter datiert worden. [...] Dabei sollen besonders viele extreme Fleischfresser entstanden sein.“ [Zinkant]

Wunder der Evolution: Wovon lebt ein Wollnashorn in einer Gegend ohne nennenswerte Vegetation? Es muss zum extremen Fleischfresser werden und rudelweise Tibetfüchse fangen. Worauf der Fuchs in den hohen Norden und über die Beringstraße wechselt, während das Riesenkamel in Richtung Tibet startet, um die Fleischtröge für das Wollnashorn beträchtlich aufzubessern. Wird das Kamel mangels Vegetation dort auch zum Fleischfresser? Oder zähmt es seinen Hunger für ein paar Jahrmillionen?

Zinkant, Kathrin (2014): Trainingscamp in Tibet. Arktische Polarfüchse stammen aus dem Himalaja; SZ, 12. 06.

*

Gravitationswellen: Vor einem Vierteljahr die größte Sensation der kosmologischen Physik – jetzt bald eine stattliche Ente? Im März glaubte das Team vom Bicep2-Teleskop in der Antarktis die Gravitationswellen aus der Frühzeit des Universums nachgewiesen zu haben. Kritiker verwiesen schnell darauf, dass die gemessene Polarisation schlicht und einfach von interstellarem Staub stammen könne. Mittlerweile hat die Gruppe ihre Ergebnisse physik-gerecht publiziert. Sie hat nun vermerkt, es bestehe eine „nicht quantifizierbare Unsicherheit“ – für ein physikalisches Ergebnis ein tödlicher Befund. Das mit den Nobelpreisen wird also noch dauern [vgl. ZS 1/2014; 254 f.]. Wir sollten die nächsten physikalischen Sensationshaschereien jeweils ein halbes Jahr abhängen lassen.

CRIS (2014): Vielleicht doch ein Irrtum. Astronomen räumen Unsicherheiten über Gravitationswellen ein; SZ, 21. 06.

*

Turiner Grabtuch (Sindone): Auch Matteo Borrini von der Liverpooleser Universität nahm sich das Rätseltuch vor, denn: „Wenn es eine Fälschung ist, dann ist es ein sehr interessantes Werk der Kunst und der menschlichen Erfindungsgabe“ [Geddes]. Aus den Blutspuren am linken Arm lässt sich zwingend schließen, dass die Arme des Gekreuzigten Y-förmig über dem Kopf fixiert waren, nicht in der klassischen T-Form fast aller Kruzifixe. Es stellt sich die Frage, warum der potentielle Fälscher eine Position gewählt hätte, die nicht den mittelalterlichen Glaubensvorstellungen entsprach, wie er ja auch die Nägel gemäß antikem Brauch durch die Handwurzel und nicht durch die Handfläche getrieben hat (Zur ¹⁴C-Datierung ins Spätmittelalter s. Illig [1998]).

Geddes, Linda (2014): Shroud of Turin depicts Y-shaped crucifixion; *NewScientist*, 05. 04., S. 15

Illig, Heribert (1998): Turiner Grabtuch - das „Viergedoppelte“; ZS 10 (3) 433-439

*

Radiokarbon und Buddhismus: ^{14}C ruiniert nicht nur die christliche Zeitrechnung, sondern jetzt auch die buddhistische. War man früher von einem Todesdatum des Erleuchteten bei -543 ausgegangen, ist es in den letzten 30 Jahren immer jünger angesetzt worden: bei -483 und schließlich bei -420 bis -368. Nun ist in seinem mutmaßlichen Geburtsort Lumbini (Nepal) unter dem Tempel für Buddhas Mutter eine Holzkonstruktion gefunden worden, die mittels ^{14}C und Thermolumineszenz ins -6. Jh. datiert worden ist, allerdings ohne Jahresangabe und ohne Unsicherheitsintervall. Bislang wurden die ältesten buddhistischen Tempel im -3. Jh. gesehen. Bereits im Juli 2013 war angekündigt worden, dass man eine Datierung im -6. Jh. erwarte! [vgl. Illig, 744 f.] Nun also auch hier ein Datierungssprung von „mindestens 300 Jahren“ [current].

current = (2014): Early date for the Buddha; *Current world archaeology* 6 (3) 9

Illig, Heribert (2013): Von Buddha zur Verschwörungstheorie. *Diverses; Zeiteinsparungen* 25 (3) 741-748

*

Yeti und ^{14}C : 30 sog. Yeti-Haarproben stellten sich als Überreste von Ziegen, Bären und anderen Tieren heraus, teilt die Gruppe um Bryan Sykes mit. (Damit ist u.a. die Identität von Yeti und Reinhold Messner widerlegt.) Es ergab sich ein spezieller Befund:

„Spannend waren aber die Proben aus der indischen Region Ladakh und aus Bhutan, also aus dem Himalaya. Die DNA war identisch mit der, die Forscher in einem mehr als 40.000 Jahre alten Fossil eines Eisbär-Vorfahren gefunden hatten. Die Wissenschaftler, die bereits im Oktober vergangenen Jahres von ihrer Entdeckung berichtet hatten, gehen davon aus, dass es sich um eine bislang unbekannte Bärenart handelt oder aber um eine Kreuzung aus Eis- und Braunbär“ [focus].

Einmal mehr wäre darüber nachzudenken, vor wie vielen Jahren ein auf ein Alter von 40.000 Jahren datiertes Tier tatsächlich gelebt hat [vgl. Illig, 164].

focus (2014): Mythos widerlegt. Yeti-Haare stammen von Bären; *focus online*, 02. 07. Illig, Heribert (2011): *Die veraltete Vorzeit*; Gräfelfing (1988)

*

Druckfehler [1/2014, 8]: Das anrührende Zitat: „Daß Karl nämlich die Liebe zu Aachen von seinem Vater geerbt hatte“, ist leider entstellt worden zu: „Daß Karl nämlich die Liebe zu Vater von seinem Vater geerbt hatte“.

*

Mantis Verlag: Wenn im Oktober die Hamburger Ausstellung über die 'erfolgreiche' Suche nach der Hammaburg eröffnet worden ist, dann liegt genügend Material vor, um den ganz neuen Blick auf den Held des Jahres 2014 in Buchform zu würdigen.

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- 2013 Illig, Heribert: **Gräfelting & Pasing 1250 Jahre? Ein kritischer Streifzug durch Bayerns frühe Geschichte.** 109 S., 16 Abb., Pb., 9,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus.** 360 S., 167 Abb., Pb., 27,90 €, für Abonnenten 25,- €
- ³2013 Illig, Heribert: **Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts.** 208 S., 57 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- 2012 Heinsohn, Gunnar: **Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion.** 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abo. 13,90 €
- ³2011 Illig, Heribert: **Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie** 240 S., 169 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- ²2010 Illig, Heribert: **Geschichte, Mythen, Katastrophen. Über Velikovsky hinaus.** 360 S., 62 Abb., Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- ⁶2010 Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert: **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- ⁶2009 Heinsohn, Gunnar: **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- ²2009 Kerner, Martin: **Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra.** 368 S., 78 Abb., Pb., 24,90 €, für Abo. 22,- €
- 2008 Illig, Heribert: **Die Chiemseeklöster. Neue Sicht auf alte Kunst** 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- 2008 Franz, Dietmar: **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung. Urkundenfälschungen auf Otto III.** 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €
- 2007 Kerner, Martin: **Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendardik.** 197 S., 47 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 17,50 €
- ²2007 Heinsohn, Gunnar: **Die Sumerer gab es nicht** 311 S., 30 Abb., Pb., 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- 2005 Thiel, Werner : **Schwert aus Pergament, Roman,** 200 S., Pb., 7,90 €
- 2004 Heidrich, Specht K.: **Mykenische Geschichten.** Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 15 Abb., Pb., 24,50 €, für Abo. 21,50 €
- ⁶2003 Illig, Heribert · Löhner, Franz: **Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit.** 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €
- 2003 Weissgerber, Klaus: **Ungarns wirkliche Frühgeschichte.** Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken. 325 S., 42 Abb., Pb., 19,80 €, für A. 9,80 €
- 2002 Illig, Heribert · Anwander, Gerhard: **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb., 19,80 €
- 2002 Menting, Georg: **Die kurze Geschichte des Waldes. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte.** 170 S., 34 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- 2002 Siepe, Franz: **Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen.** 240 S., 16 Abb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- 1999 Tamerl, Alfred: **Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung** 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- 1994 Sonnenschmidt, Reinhard: **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften; 131 S., 25 Abb. 11,- €, für Abo. 5,- €

Zeitensprünge, Interdisziplinäres Bulletin, 26. Jahrgang, im Inland 40,- €, im Ausland 45,- €, drei Hefte mit zusammen mindestens 450 DIN A5-Seiten

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 26, Heft 2, August 2014

- 259 Editorial zur zweiten Karlssequenz von Heribert Illig (bis S. 328)
- 260 Neues zu Aachens Pfalz, aus örtlichen Quellen destilliert
- 278 Aachens Remake. Zu drei Ausstellungen
- 288 Karls-Aktivitäten landauf, landab. Ein Streifzug
- 295 Karleske Bücherlese
- 298 Gedrucktes zum Karls-Jubiläum
- 300 Römische *Fossa Carolina*
- 329 Ergänzung: Zwei unvollendete Kanalbauversuche, zwei erfolgreiche, aber sinnlose Kanalbauten
- 331 Karls Logistik, ein mühseliger Erkundungsmarsch
- 338 Koch, Marianne: Keine Lehnspyramide für Karl den Großen! Frischer Wind in akademischen Mittelalterstuben
- 352 Friedrich, Volker: Die Geographie der Dietrichepik, Teil 2 Moselgebiet und Dietrich von Bern in der Thidrekssaga
- 378 Illig, H.: Frühes Christentum in Rom
- 407 HI: Mithras mit der phrygischen Mütze. Drei Betrachtungen
- 428 Otte, Andreas: Keltentum. Ursprünge, Entstehung, Entwicklung
- 456 Ernst, Otto: Von Satamun zu Nofretete. Aufstieg und Ende einer Pharaonentochter
- 471 Heinitz, Volker: Frühes Zinn und kobaltblaues Glas
- 486 Heinitz, V.: Sind Flutschicht-Ablagerung in Flüssen Mesopotamiens Indikatoren für kosmische Katastrophen?
- 494 Illig, H.: Konrad Spindler und der Ötzi. Der Zweifel bleibt
- 502 Otte, A.: Electric Universe 2014 – All About Evidence. Ein Kurzbericht
- 504 Bangerter, Hans: Fragen an Joachim Bauer zur Evolution. Ein offener Brief
- 508 Nekrologe
- 510 En passant
- 515 Verlagshinweise

ISSN : 0947-7233